7005
Phar. 4232 (9-10
~~4727/8~~
57

1 1 JUN 1914
8 DEZ. 1914

Ludwig Tieck's

sämmtliche Werke.

[redacted]

Neunter Band.

Berlin und Leipzig.
Bey Karl August Nicolai. Sohn.
1 7 9 9

Greve Schel.

[redacted]
a. J. Jasper.

Der Sturm.

Ein Schauspiel von Shakspear,

für das Theater bearbeitet

von

Ludwig Tieck.

Nebst einer Abhandlung über Shakspears Behandlung des Wunderbaren.

Berlin und Leipzig,

bey Carl August Nicolai.

1796.

B
M[illegible]
79/115

Vorrede.

Jedem Leser ist gewiß dies Stück bekannt, dessen viele und große Schönheiten mich zu dem Versuch bewogen, es für's Theater zu bearbeiten. Es ist vielleicht nur eine Art von Eigensinn und Verwöhnung, daß wir Shakspear nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf unsern Theatern dulden wollen. Wir haben uns an die sogenannten Umarbeitungen seiner Kunstwerke gewöhnt, in welchen seine üppigen Auswüchse, so wie die faden Stellen, weggeschnitten sind, in welchen alles, was bei ihm zerstreuet und umherschweifend scheint, auf Einen Punkt concentrirt wird, um den Effect zu erhöhen: ob aber nicht diese Bearbeitungen dem großen Dichter viele seiner Schönheiten genommen haben, ob sie nicht durch den Schein von Ordnung, der in ihnen herrscht, die große weite Aussicht verengt haben, bleibt noch sehr unentschieden; ich will hier darüber nicht weitläuftiger seyn, weil ich den Vorsatz habe, unter den angekündigten Aufsätzen einen besondern über die Umarbeiter Shakspears zu schreiben.

Es schien mir bei dieser Umarbeitung die erste und heiligste Pflicht, dem Dichter keine seiner Schönheiten zu rauben, daher habe ich fast alles so gelassen, wie ich es fand, und meine beträchtlichsten Aenderungen sind nur Abkürzungen einiger Stellen. Ich gebe zu, daß diese Arbeit beim Sturm ungleich leichter war, wie bei den meisten übrigen Stücken des Dichters, denn selbst dem flüchtigsten Leser drängt sich im Sturm die Ordnung und Planmäßigkeit auf; er kann nie den Faden verliehren, er wird durch keine Episoden gestört, alles wirkt unmittelbar nach Einem Punkt hin: ich habe daher auch auf Drydens Umarbeitung des Sturms gar keine Rücksicht genommen, der den Dichter und seinen Endzweck unmög-

lich verstanden haben kann, weil er sonst nicht leicht eine so verworrene, unverständliche und langweilige Composition hätte liefern können.

Die Musik war in diesem wunderbaren Schauspiel unentbehrlich, um die Täuschung zu unterstützen, nur wäre die ganze Wirkung ohne Zweifel verlohren gegangen, wenn man aus diesem Stücke eine eigentliche *Oper* hätte machen wollen; ich sprach vieles über diesen Gegenstand mit meinem Freunde, dem Musikdirector *Wessely*, und er war hierin völlig meiner Meynung. Er hat daher alle Lieder nicht als Arien componirt, sondern in einer andern, einfachen Manier, die gewiß unmittelbarer auf die Seele wirkt; weil Musik das Schauspiel heben muste, habe ich zu gleicher Zeit die Geisterchöre und einige andre Gesänge eingeflochten, wo Shakspear die Musik nur andeutet. Statt der *Maske* im vierten Aufzuge, die vielleicht überdies nicht von Shakspear ist, habe ich ein anderes kleines Geisterschauspiel eingeführt; wegen diesen und andern Abänderungen bitte ich um die Nachsicht des Lesers.

Sollte dies Stück auf dem Theater gefallen, so würde ebenfalls der *Sommernachtstraum* bald erscheinen, zu welchem die Composition gleichfalls vom Musikdirector *Wessely* ist. —

Ich habe einigemahl die redenden Personen anders abgetheilt, auch kleine Abänderungen, z. B. in der ersten Scene gemacht, die mir der Zusammenhang zu rechtfertigen schien.

Auch in Ansehung der Abhandlung bitte ich um nachsichtige Beurtheiler; manche Ideen scheinen leicht etwas dunkel und unbestimmt, die im Zusammenhange mit den übrigen angekündigten Aufsätzen sich deutlicher entwickeln.

Ueber Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren.

Man hat oft Shakspeare's Genie bewundert, das in so vielen seiner Kunstwerke die gewöhnliche Bahn verläßt, und neue Pfade sucht; bald Leidenschaften bis in ihre feinsten Schattierungen, bald bis zu ihren entferntesten Gränzen verfolgt; bald den Zuschauer in die Geheimnisse der Nacht einweiht, und ihn in einen Kreis von Hexen und Gespenstern versetzt; ihn dann wieder mit Feen und Geistern umgiebt, die jenen fürchterlichen Erscheinungen völlig unähnlich sind. Man hat zu oft über die Kühnheit, mit der Shakspeare die gewöhnlichen Regeln des Drama verletzt, die ungleich größere Kunst übersehen, mit der er den Mangel der Regel unbemerkbar macht; denn eben darin besteht der Probierstein des ächten Genie's, daß es für jede verwegene Fiction, für jede ungewöhnliche Vorstellungsart, schon im voraus die Täuschung des Zuschauers zu gewinnen weiß; daß der Dichter nicht unsre Gutmüthigkeit in Anspruch nimmt, sondern die Phantasie, selbst wider unsern Willen, so spannt, daß wir die Regeln der Aesthetik, mit allen Begriffen unsers aufge-

klärteren Jahrhunderts vergessen, und uns ganz dem schönen Wahnsinn des Dichters überlassen; daß sich die Seele, nach dem Rausch, willig der Bezauberung von neuem hingiebt, und die spielende Phantasie durch keine plötzliche und widrige Ueberraschung aus ihren Träumen geweckt wird.

In dieser größten unter den dramatischen Vollkommenheiten, wird Shakspeare vielleicht stets unnachahmlich bleiben; — diese große Alchymie, durch die alles, was er berührte, in Gold verwandelt ward, scheint mit ihm verloren. Denn so sehr seine Meisterstücke auch von seinen Zeitgenossen und späteren Dichtern, von Engländern und Deutschen nachgeahmt sind, so hat sich doch keiner nach ihm in jenen magischen Kreis gewagt, in welchem er so groß und furchtbar erscheint. Die wenigen, die es versucht haben, ihn hierin zu erreichen, stehen gegen ihn wie Beschwörer da, denen, Trotz ihren geheimnißvollen Formeln, Trotz allen ihren Cirkeln und ihrem Zauber-Apparatus, kein Geist gehorcht; und die am Ende nur Langeweile erregen, weil sie die Kunst nicht besitzen, den richtenden Verstand einzuschläfern.

Shakspeare war in seinem Zeitalter mehr als jeder andere Schriftsteller, der Dichter seiner Nation; er schrieb nicht für den Pöbel, aber für sein Volk; und die dramatischen Meisterstücke der Alten, selbst wenn er sie gekannt hätte, waren daher nicht das Tribunal, vor dem er seine Schauspiele zog, sondern durch ein aufmerksames Studium des Menschen hatte er gelernt, was auf die Gemüther wirkt, und nach seinem eigenen Gefühl, und den Regeln, die er aus der Erfahrung abstrahirt hatte, dichtete er seine Kunstwerke. Eben daher kommt es, daß die meisten seiner Stücke bei der Vorstellung und beim

Lesen so allgemein wirken, und nothwendig wirken müssen; denn vielleicht hat kein Dichter in seinen Kunstwerken so sehr den theatralischen Effekt berechnet, als Shakspeare, ohne doch leere Theaterkoups zum Besten zu geben, oder durch armselige Ueberraschungen zu unterhalhalten. Er hält die Aufmerksamkeit, ohne die Kunstgriffe mancher intriguanten Dichter, und ohne den Beistand der Neugier, bis zum Schluß in Spannung, und erschüttert durch kühne Schläge seines Genie's innig, und bis zum Erschrecken.

Seine wunderbare Welt besteht daher nicht aus den Römischen oder Griechischen Gottheiten, oder aus unwirksamen allegorischen Wesen, die man vor ihm, und selbst noch zu seiner Zeit, häufig auf dem Theater sah, obgleich die Zuschauer durch diese an die übernatürlichen Wesen gewissermaßen gewöhnt waren; — sondern als Volksdichter ließ er sich zu der Tradition seines Volkes hinab.

Da die Phantasie des gemeinen Volks den Aberglauben erschafft und ausschmückt, so ist es natürlich, daß in den Produkten der erhitzten und geängstigten Einbildungskraft immer eben so viel Kindisches als Schreckliches liegt, eben so viel widrige und abgeschmackte Züge, als schöne und fürchterliche. Hätte Shakspeare ohne Unterschied diese Vorstellungsarten des Volks adoptirt, so hätte er freilich wohl auf den Beifall des Pöbels rechnen können, aber jeder Leser von einigem Geschmack und geläuterter Phantasie hätte dann auch unwillig die Mißgeburten seines Gehirns aus den Händen geworfen. Er zeigte aber hier sein feineres Gefühl; als einem ächten Dichter, war es ihm nicht genug, sich zu den Vorstellungsarten des Volkes herabzulassen, sondern er hob diese Vorstellungen zugleich zu seinem eigenen Geiste hinauf; — er begegnete

der Phantasie des Volks, aber er forderte von diesem auch eine Veredlung und Verfeinerung des Gefühls. In dieser Vereinigung veredelte er den gemeinen Aberglauben zu den schönsten poetischen Fictionen, er sonderte das Kindische und Abgeschmackte davon ab, ohne ihm das Seltsame und Abentheuerliche zu nehmen, ohne welches die Geisterwelt dem gewöhnlichen Leben zu nahe kommen würde.

Shakspeare ist ein ganz verschiedener Künstler als Tragiker, und in seinen sogenannten Lustspielen. Jeder Leser wird beim ersten Anblick auf die Bemerkung geführt seyn, daß das Wunderbare im Macbeth und Hamlet, dem Wunderbaren im Sturm und Sommernachtstraum, durchaus unähnlich sey. Ich wende mich zuerst zu den letztern Stücken.

I.

Ueber die Behandlung des Wunderbaren im Sturm.

Shakspeare's Schauspiele können in viele Klassen getheilt werden. Nur wenige sehen sich unter einander ähnlich; fast jedes hat irgend ein Gepräge der Eigenthümlichkeit, einen eigenen Geist, der es von den übrigen absondert. Alle sind treue Spiegel der Seele des Dichters; fast jedes ist ein Produkt einer eigenen, den übrigen unähnlichen Empfindung. Dem Sturm kann man kein anderes Schauspiel gegenüber stellen, als den Sommernachtstraum; man findet hier ohngefähr dieselbe Welt, und ähnliche Charaktere wieder; eben die blühende, ewig

lebendige Phantasie, und die zarte Empfindung; eben den leisen Fortschritt einer Begebenheit von kleinem Umfange; eben die Mischung des Ernsthaften und Komischen. Wenn ich auch nicht mit Malone die Dichtung des Sommernachtstraums, 17 Jahre vor der des Sturms setzen möchte, *) so bin ich doch überzeugt, daß das letztere ungleich später als jenes geschrieben ward; denn man kann vielleicht sagen, daß der Sturm eine schönere und mehr vollendete Wiederhohlung des Sommernachtstraums sey.

Das Wunderbare, und die Art der Behandlung desselben, ist es vorzüglich, die diese Schauspiele in eine besondre Klasse stellt, und sie den übrigen Dichtungen der Shakspeareschen Muse unähnlich macht. Es scheint mir daher der Mühe werth, etwas genauer zu untersuchen, auf welche Art der Dichter die neue Bahn betritt, und ein Gemählde aufstellt, das wir mit eben so hoher Bewunderung als seine andern Meisterstücke betrachten.

---

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Sturm das letzte oder vorletzte Stück Shakspeare's war. Malone setzt die Verfertigung des Sturms in das Jahr 1612., die des Sommernachtstraums in das Jahr 1595., indessen sind seine Beweise nicht überzeugend. Das letztere Stück ward erst 1600 gedruckt; doch wird es 1598 schon erwähnt. Ich möchte es höchstens kurz vor 1598 setzen; denn die inneren Gründe, die Malone für das frühere Datum anführt, sind alle unzureichend. Zwar hat das Stück auffallend viele Reime, (und dies ist eins der gültigsten Kennzeichen von Shakspeare's früheren Arbeiten) aber Malone vergaß, daß diese Reime hier nicht so zwecklos, wie in Love's labour lost stehen; in den Feenscenen vorzüglich hatte der Dichter die sehr natürliche Absicht, für die Wirkung des Ganzen sein Stück durch den Reim noch romantischer und musikalischer zu machen.

Wenn man so eben von der Lesung des Macbeth oder Othello zurückkommt, so wird man versucht, den Sturm und Sommernachtstraum sehr tief unter diese großen Zeichnungen zu setzen; denn diese sanften und freundlichen Gemälde kontrastiren sehr gegen jene gigantischen Figuren. Man findet hier keine Schule der Leidenschaften, keine Geisterwelt, die uns mit Schrecken und Schauder füllt: Shakspeare läßt seine Donner schweigen, um ungestört die Imagination bei den reizenden Bildern verweilen zu lassen; er weiht in diesen Stücken den Zuschauer in seine Zauberwelt ein, und läßt ihn mit hundert magischen Gestalten in eine vertrauliche Bekanntschaft treten, ohne daß ihn Schrecken und Schauder von der geheimnißvollen Werkstatt in einer grauenhaften Entfernung halten. Man darf daher im Sturm nicht Scenen erwarten, die denen im Macbeth oder Hamlet ähnlich sind. Der Dichter hat uns hier die Geisterwelt näher gerückt, sie nicht in jener furchtbaren Entfernung gelassen, nicht mit jenem undurchdringlichen Schleier umhüllt, der die Blicke der Sterblichen zurückschreckt. Das Reich der Nacht ist hier von einem sanften Mondschein erhellt: wir treten dreist zu den freundlichen und ernsten Gestalten hinzu, die uns eben so wenig schrecklich als schädlich sind.

Wie gewinnt der Dichter nun die Täuschung für seine übernatürlichen Wesen?

1.

Durch die Darstellung einer ganzen wunderbaren Welt, damit die Seele nie wieder in die gewöhn-

liche Welt versetzt, und so die Illusion unterbrochen werde. — Dadurch, daß die dargestellten Wunder nicht ganz unbegreiflich scheinen.

Dem erzählenden Dichter wird es ungleich leichter, den Leser in eine übernatürliche Welt zu versetzen: Schilderungen, poetische Beschreibungen stehen ihm zu Gebot, wodurch er die Seele zum Wunderbaren vorbereitet; man sieht die Erscheinungen erst durch das Auge des Dichters, und der Täuschung widersetzen sich nicht so viele Schwierigkeiten, da sie auch nie so lebhaft werden kann, als die Täuschung des Drama's werden soll. Man glaubt dem epischen Dichter gleichsam auf sein Wort, wenn er nur einige Kunst anwendet, seine wunderbare Welt wahrscheinlich zu machen; aber im Schauspiele sieht der Zuschauer selbst; der Schleier, der ihn von den Begebenheiten trennt, ist niedergefallen, und er verlangt daher hier auch eine größere Wahrscheinlichkeit.

Wenn der dramatische Dichter uns in eine wunderbare Welt einführen will, so wird er immer an unserm Unglauben die gröste aller Schwierigkeiten finden. Wir interessiren uns leicht für Leidenschaften und Situationen; wir werden bald mit Charakteren vertraut: aber wie soll die Schwierigkeit überwunden werden, daß uns die Geschöpfe, die blos in der Phantasie existiren, nicht immer übernatürlich erscheinen? Oder, wenn der Dichter endlich unsern Hang zur Illusion auf seine Seite gezogen hat, wie kann er es vermeiden, daß wir nicht in jedem Augenblicke den Betrug bemerken, und dadurch auf eine desto unangenehmere Art in die Wirklichkeit versetzt werden?

Daß die Allegorie diese täuschende Kraft nicht habe, bedarf wohl kaum einer Bemerkung. Man sieht

den Direkteur gleichsam mit der Hand unter seine nachahmenden Marionetten greifen; man sieht den dargestellten, moralischen oder philosophischen Satz, für sich da stehen: und eben dadurch, daß nur allein dem Scharfsinn Beschäftigung gegeben wird, verliert sich das Spiel der Phantasie; und in eben dem Augenblicke spricht der Verstand auch über die ganze übrige Composition ein Verdammungsurtheil aus; denn der Dichter lehrt ihn selbst zuerst, wie inconsistent seine Erdichtungen sind. So hebt Göthe, in seinem Egmont, nach einer sehr schönen Scene durch eine Allegorie die ganze Wirkung des Schlusses auf. Sonst haben sich beym neuern Theater diese unpoetischen Fictionen fast ganz allein in das Gebiet der Prologe zurück gezogen — Die Masken in den alten Englischen Schauspielen sind oft allegorisch, und selbst die Maske im Sturm hat einen Anstrich davon; allein sie gehört nicht wesentlich zum Stück, und ist auch vielleicht der größte Fehler des Stücks. Shakspeare vermeidet sonst immer die Allegorie, ob ihm ihr Gebrauch gleich sehr nahe lag; denn die Moralities waren oft ganz allegorisch; und selbst in den Trauerspielen, die kurz vor ihm, und selbst noch zu seiner Zeit aufgeführt wurden, stehen noch oft allegorische Wesen in der Reihe der handelnden Personen.

Der Sturm und der Sommernachtstraum lassen sich vielleicht mit heitern Träumen vergleichen: in dem letztern Stück hat Shakspeare sogar den Zweck, seine Zuschauer gänzlich in die Empfindung eines Träumenden einzuwiegen; und ich kenne kein anderes Stück, das, seiner ganzen Anlage nach, diesem Endzweck so sehr entspräche. Shakspeare, der so oft in seinen Stücken verräth, wie vertraut er mit den leisesten Regungen der menschlichen Seele sey, beobachtete sich auch wahrschein-

lich in seinen Träumen, und wandte die hier gemachten Erfahrungen auf seine Gedichte an. Der Psychologe und der Dichter können ganz ohne Zweifel ihre Erfahrungen sehr erweitern, wenn sie dem Gange der Träume nachforschen: hier läßt sich gewiß oft der Grund entdecken, warum manche Ideencombinationen so heftig auf die Gemüther wirken; der Dichter kann hier am leichtesten bemerken, wie sich eine Menge von Vorstellungen an einander reihen, um eine wunderbare, unerwartete Wirkung hervorzubringen. Jedermann von lebhafter Phantasie wird gewiß schon oft gelitten, oder sich glücklich gefühlt haben, indem ihn ein Traum in das Reich der Gespenster und Ungeheuer, oder in die reizende Feenwelt versetzte. Mitten im Traume ist die Seele sehr oft im Begriff den Phantomen selbst nicht zu glauben, sich von der Täuschung loszureißen, und alles nur für betrügerische Traumgestalten zu erklären. In solchen Augenblicken, wo der Geist gleichsam mit sich selber zankt, ist der Schlafende immer dem Erwachen nahe; denn die Phantasien verlieren an ihrer täuschenden Wirklichkeit, die Urtheilskraft sondert sich ab, und der ganze Zauber ist im Begriff zu verschwinden. Träumt man aber weiter, so entsteht die Nicht-Unterbrechung der Illusion jedesmal von der unendlichen Menge neuer magischen Gestalten, die die Phantasie unerschöpflich hervorbringt. Wir sind nun in einer bezauberten Welt festgehalten: wohin wir uns wenden, tritt uns ein Wunder entgegen; alles, was wir anrühren, ist von einer fremdartigen Natur; jeder Ton, der uns antwortet, erschallt aus einem übernatürlichen Wesen. Wir verlieren in einer unaufhörlichen Verwirrung den Maaßstab, nach dem wir sonst die Wahrheit zu messen pflegen; eben, weil nichts Wirkliches unsre Aufmerksamkeit auf sich heftet, verlieren wir in der ununterbrochenen Be-

schäftigung unsrer Phantasie, die Erinnerung an die Wirklichkeit; der Faden ist hinter uns abgerissen, der uns durch das räthselhafte Labyrinth leitete; und wir geben uns am Ende völlig den Unbegreiflichkeiten Preis. Das Wunderbare wird uns itzt gewöhnlich und natürlich: weil wir von der wirklichen Welt gänzlich abgeschnitten sind, so verliert sich unser Mißtrauen gegen die fremdartigen Wesen, und nur erst beym Erwachen werden wir überzeugt, daß sie Täuschung waren.

Die ganze Welt von Wunderbarem ist es, die unsre Phantasie in manchen Träumen so lange beschäftiget, wo wir auf eine Zeit lang ganz die Analogie unsrer Begriffe verlieren, und uns eine neue erschaffen, und wo alles diesen neuerworbenen Begriffen entspricht. — Alles dieses, was die Phantasie im Traume beobachtet, hat Shakspeare im Sturm durchgeführt. Die vorzüglichste Täuschung entsteht dadurch, daß wir uns durch das ganze Stück nicht wieder aus der wundervollen Welt verlieren, in welche wir einmal hinein geführt sind, daß kein Umstand den Bedingungen widerspricht, unter welchen wir uns einmal der Illusion überlassen haben. Shakspeare beobachtet eben dies im Sommernachtstraum, aber nicht auf eine so vorzügliche Art, als im Sturm. Hier führt uns nichts in die wirkliche Welt zurück; Begebenheiten und Charaktere sind gleich außerordentlich; die Handlung des Stücks hat nur einen kleinen Umfang, aber sie ist durch so wunderbare Vorfälle, durch eine Menge von Uebernatürlichkeiten vorbereitet und durchgeführt, daß wir die Grundbegebenheit des Stücks fast ganz darüber vergessen, und uns nicht so sehr für den Zweck des Dichters interessiren, als für die Mittel, durch die er seinen Zweck erreicht. Der Faden, an welchem alles Uebrige gereiht ist, ist die Wiedereinsetzung eines vertriebenen Für-

sten in sein Reich: eine Begebenheit, die an sich, wegen des Unpoetischen der Situation, wenig Interesse hat. Dieses einfache Süjet will der Dichter zu einem wunderbaren erheben; und wenn man nicht annimmt, daß Shakspeare es ganz aus einer Italiänischen Novelle schöpfte, (man hat aber noch keine, diesem Stück ähnliche, aufgefunden,) so ist es sehr interessant, zu bemerken, durch wie viele Grade der Dichter die gewöhnliche Begebenheit zu einer ungewöhnlichen und wundervollen erhob. Er läßt Prospero durch seinen Bruder vertrieben werden: dadurch setzt der Dichter ihn mit seinem Feinde in ein interessanteres Verhältniß, das durch das minder Gewöhnliche die Aufmerksamkeit schon etwas mehr rege macht. Statt ihn bloß zu verbannen und ins Elend zu schicken, läßt er ihn übers Meer, auf einem zerbrechlichen Nachen schiffen, und nach vielen Jahren an eine wüste, menschenleere Insel landen, wo er, von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, sich selber überlassen ist. Diese außerordentliche und romantische Situation kommt schon dem Wunderbaren nahe. Dieser Fürst aber, an dessen Schicksalen wir itzt Theil nehmen, ist kein gewöhnlicher Mensch; der Dichter läßt ihn als einen Charakter auftreten, der sich dem Ideale nähert; er ist über die Leidenschaften der Menschen erhaben, er hat ihre Schwächen abgelegt. Dadurch können wir freilich für sein Unglück nicht gerührt werden, weil er es selbst nicht tief genug fühlt; der Charakter verliert die Theilnahme, die wir dem Elenden schenken, aber er wird in eben dem Augenblicke ein Gegenstand unsrer Bewunderung, und eben dadurch, daß die Hauptperson kein gewöhnlicher Mensch ist, wird das Wunderbare im Stück wieder um einen Grad erhöht. Er lebt aber nicht ganz einsam in seiner Verbannung; seine Tochter ist seine Begleiterinn ge-

wesen. Auf ihre zarte Unschuld, auf ihre feinen Empfindungen, auf das reizendste weibliche Geschöpf wird nun die Liebe des Zuschauers gelenkt, die den über ihm erhabenen Prospero nicht erreichen kann. Durch diesen Charakter verbindet Shakspeare sehr geschickt seine wunderbare mit seiner wirklichen Welt; die letztere muß die Empfindung des Zuschauers für sich gewinnen, wenn ihn die erstere nie von seinem Erstaunen, und der daraus entstandenen Illusion zurückkommen läßt.

Prospero ist aber noch mehr, als ein edler Mensch; der Dichter läßt ihn zugleich als ein übermenschliches Wesen auftreten, dessen Befehlen die Natur willig gehorcht. der durch das Studium der Magie eine Herrschaft über die Geister erlangt hat, durch die er alle Umstände nach seinem Willen lenkt. Der Zauberer Prospero bekommt itzt seine Feinde in seiner Gewalt; er will sie bestrafen, und sein verlohrnes Eigenthum wieder erlangen. Ein anderer Zweck Prospero's ist die Verbindung seiner Tochter mit dem liebenswürdigen Sohn des Königs von Neapel: die Liebe der beyden zarten Seelen verbindet hier wieder den Theil des Stücks, der unser Mitgefühl erregen soll, mit dem andern Theile, der uns mit dem Reiche der Geister bekannt macht. Shakspeare führt sogar diese Verbindung des Interesse, und der Täuschung des Aberglaubens, durch alle ernsthafte Scenen seines Schauspiels durch; denn unter den Bösewichtern ist Alonso, der Vater Ferdinands, darum ein fühlender Charakter, der sogar in einem gewissen Grade unser Mitleid erregt, da Sebastian und Anthonio sich nur unsern Haß durch ihre Kälte zuziehn.

Prospero führt seinen Plan durch Hülfe seiner dienstbaren Geister aus: Ariel ist der oberste seiner Diener. Der Zuschauer wird nun selbst zu den geheimsten Anschlä-

gen hinzugelassen; er sieht alle Mittel, durch welche Prospero wirkt; kein Umstand bleibt ihm verborgen. Die Macht der Geister selbst ist ihm zwar unbegreiflich; aber es ist ihm genug, daß er sie wirken, und Prospero's Gebote erfüllen sieht. Er verlangt keine näheren Aufschlüsse; er glaubt sich in alle Geheimnisse eingeweiht, indem keine Wirkung erfolgt, die er nicht gleichsam selber zubereiten sah, — keine Erscheinung, kein Wunder eintritt, von dem er nicht vorher wußte, daß es in demselben Augenblick eintreten würde. Er wird daher durch nichts überrascht oder erschreckt, ob ihn gleich alles in ein neues Erstaunen, und in einen traumähnlichen Rausch versetzt, durch welchen er sich am Ende in einer wunderbaren Welt, wie in seiner Heimath befindet. — Durch die Charaktere Ariels und Calibans erschafft Shakspeare vorzüglich diese ganze wunderbare Welt um uns her; sie sind gleichsam die Wächter, die unsern Geist nie in das Gebiet der Wirklichkeit zurücklassen: Ariels Gegenwart erinnert uns in allen ernsten, Calibans in allen komischen Scenen, wo wir uns befinden. Prospero's magische Veranstaltungen, die ununterbrochen eine nach der andern einfallen, lassen das Auge auf keinen Moment in die Wirklichkeit zurück, die sogleich alle Phantome des Dichters zu Schanden machen würde. Auch der seltsame Kontrast zwischen Ariel und Caliban erhöht unsern Glauben an das Wunderbare. Die Schöpfung dieses abentheuerlichen Wesens war die glücklichste Idee des Dichters; er zeigt uns in dieser Darstellung die seltsamste Mischung von Lächerlichkeit und Abscheulichkeit; dies Ungeheuer steht so weit von der menschlichen Natur entfernt, und ist mit so höchst täuschenden und überzeugenden Zügen geschildert, daß wir uns schon durch die Gegenwart des Caliban in eine ganz fremde, bis

itzt uns unbekannte Welt, versetzt zu seyn glauben würden.

Shakspeare eröffnet das Stück sogleich für seinen Zweck auf die schicklichste Weise. Seine Einleitungen sind sonst immer sehr kalt und ruhig; er führt uns gewöhnlich erst in das Interesse seines Sujets, ehe er unsre Phantasie erhitzt. Da er aber beim Sturm einen ganz unterschiedenen Zweck hatte, so spannt er gleich anfangs die Imagination und die Erwartung auf einen sehr hohen Grad. Durch die kühne Darstellung des Ungewitters und des geängstigten Schiffes erschüttert er den Zuschauer fast, und bereitet ihn schon hiedurch für alles Wunderbare vor, das nachher in seinem Stücke erscheint. Der erste und größte Schlag ist dadurch geschehen; die wunderbare Welt des Dichters ist uns dadurch weniger fremdartig; alles Abentheuerliche und Seltsame ist uns gleich durch die Einleitung näher gerückt; die Einbildung wird zu einem hohen Grade erhitzt, und jeder Aberglaube erscheint uns itzt natürlicher. *) Prospero tritt nun selbst

---

*) Manche Leser haben sich, gewiß mit großem Unrecht, Shakspeare als einen dramatischen Improvisadore gedacht, der sich niedersetzte, um ein Stück zu schreiben, von dem er weder die Anlage, noch die Ausführung, sondern nur die Geschichte im allgemeinen, wußte. Wäre etwas ähnliches der Fall gewesen, so hätten wir weit mehr Ursach, den glücklichen Zufall, als sein Genie zu bewundern. — Aber es finden sich unverkennbare Spuren, daß er über seine Plane, besonders in seinen spätern Arbeiten, reiflich nachdachte, und sich nicht dem ungezähmten Feuer der Imagination überließ. Wenigstens ist die erste Scene des Sturms ein Beweis, daß er durch sie einen Zweck beabsichtete, den er bey keinem seiner übrigen Stücke hatte; denn obgleich viele derselben, größere und fürchterlichere Begebenheiten darstellen, so fängt doch keines auf eine so große und fürchterliche Art an.

auf, und kündigt sich als Zauberer an; wir lernen nun den Zusammenhang der Sachen; und in den folgenden Scenen, in welchen Ariel und Caliban auftreten, werden wir nicht nur ganz in alle Dichtungen Shakspeare's eingeleitet, sondern der Glaube daran steht itzt schon in unser Seele fest. Auch die seltsame Einschläferung der Miranda, die dem Zuschauer anfangs unbegreiflich ist, stimmt ihn für eine gewisse dunkle zauberische Empfindung; — und im ganzen folgenden Theil des Stücks verlieren wir die wunderbare Welt nie wieder aus den Augen, nur, indem der Vorhang fällt, hören wir auf, Prospero für einen Zauberer zu halten, und uns in eine Feenwelt versetzt zu glauben.

Der Zuschauer wird hier durch das nie unterbrochene Wunderbare in eine Stimmung versetzt, die das auf wenige Stunden ist, was Don Quixotte's Wahnsinn, auf mehrere Jahre, und in einem höheren Grade ist. Dieser wird nie aus seinem Glauben an die abentheuerlichsten Rittergeschichten gerissen, weil seine Phantasie sich allenthalben die Personen und die Begebenheiten erschafft, die er sucht. Alle Gegenstände, die er sieht, entsprechen denen, von denen er gelesen hat; denn er verwandelt Hütten in Palläste, Windmühlen in Riesen, und Aufwärter in Zauberer. Cervantes hätte diesen vortrefflichen Roman daher gewiß weit befriedigender schließen können, wann er gesucht hätte, seinem Helden nur eine einzige Begebenheit in den Weg zu werfen, bei der es dessen geschäftiger Phantasie unmöglich geworden wäre, sie umzuschaffen. Dadurch wäre er auf einen Zeitpunkt aus seiner Illusion gerissen, und hätte dadurch Gelegenheit bekommen, mehrere Ideen an diesen Vorfall zu knüpfen; und auf diese Art hätte der Verfasser nach und nach alle die Traumgestalten verschwinden lassen können,

von denen Don Quixotte umgeben war; denn dieser hätte dadurch einen Maaßstab in die Hand bekommen, nach welchem er die Wahrheit vom Irrthum unterschieden hätte.

Wenn das Wunderbare aber isolirt steht, und für sich einen Theil des Schauspiels ausmacht, so kann es uns auf keine Weise in jene Illusion versetzen, die unentbehrlich ist, wenn uns die Composition des Dichters nicht abgeschmackt erscheinen soll. Shakspeare mußte von dieser Idee sehr überzeugt seyn, denn er wendet sie auch da an, wo er zwar keine übernatürliche Welt darstellt, aber doch solche Begebenheiten, welche außerordentlich sind, und sich dem Wunderbaren nähern. Er vereinigt daher im Kaufmann von Venedig zwei seltsame Geschichten, wo die eine durch die andre wahrscheinlicher wird. Wir glauben das Abentheuerliche eben deshalb, weil Alles abentheuerlich ist, weil nichts uns an unsre gewöhnliche Welt erinnert. Ich will zugeben, daß sowohl die Hauptbegebenheit als die Episode, im Kaufmann von Venedig, undramatisch sind, aber in der Art, wie Shakspeare beide verbindet, und darin, daß er grade diese Episode wählte, hat er eben so viel Geschmack als Scharfsinn bewiesen. Wie wenig das Wunderbare wirkt, wenn es der Dichter zu einzeln stehen läßt, sieht man zum Beispiel in der Oper von Marmontel: Zemire und Azor; in der Fee Urgele, selbst in manchen neueren epischen Gedichten. Die Henriade kann dafür, so wie für die Unwirksamkeit der Allegorischen Wesen, sehr deutliche Beweise liefern. Die neuere deutsche Operette: Don Juan, ist zu abgeschmackt, um irgend ein Beispiel aus ihr zu entlehnen. Die getreue Schäferinn von Fletcher giebt einen sehr auffallenden Beweis, wie

wenig

wenig das Wunderbare wirkt, wenn nicht Alles im Schauspiel wunderbar ist. Ein alter Schäfer ist plötzlich ein Zauberer, ohne daß wir es vorher vermuthet hatten; ein Mädchen stirbt, und ein Flußgott tritt plötzlich hervor, und erweckt sie wieder. Diesen Fictionen fehlt es ganz am täuschender Kraft, weil sie zu sehr einzeln für sich dastehen; das Uebrige der Handlung versetzt uns in keine Welt, wo wir solche Begebenheiten erwarten könnten, und daher versagen wir ihnen unsern Glauben.

2.

Durch Mannigfaltigkeit der Darstellungen, und durch die Milderung der Affekte.

Es läßt sich aber kein interessantes Schauspiel denken, in welchem der Zuschauer blos durch Dekorationen, Erscheinungen und Wunderwerke befriedigt würde. Mag die Täuschung auch noch so künstlich durchgeführt seyn, das Auge wird ohne die Seele beschäftigt: die Empfindung des Zuschauers muß eben so sehr, als seine Imagination, in Thätigkeit gesetzt werden, sonst ermüdet das Spiel der übernatürlichen Wesen am Ende, und die Täuschung zerstört sich eben dadurch, daß sie der Dichter zu wenig auf sein ganzes Stück zu vertheilen, und an manchen Stellen zu mildern versteht, um das Interesse auf andre Gegenstände zu lenken, und das Wunderbare dann mit neuer Kraft hervortreten zu lassen. Um das Wunderbare volkommen täuschend zu machen, scheint die Menge und ununterbrochene Wirkung der übernatürlichen Wesen selbst nicht hinreichend, sondern Mannigfaltigkeit der dargestellten Wesen scheint unentbehrlich. Ich habe schon oben bemerkt, daß es Miranda vorzüglich ist, die die wunderbare Welt mit der wirklichen ver-

knüpft, und dadurch diese Mannigfaltigkeit hervorbringt; durch die Situationen, die Prospero veranlaßt, wird auf diese Art ununterbrochen unsre Phantasie und unser Gefühl gleich stark beschäftigt: Shakspeare vertheilt so auf die schicklichste Weise das Wunderbare durch das ganze Stück, und erhält unsre Illusion durch die Abwechselung in einer stets gleichen Kraft. — Die Liebe Ferdinands und Miranda's erregt unsre Theilnahme bis zum Schlusse des Schauspiels, das zarte Gefühl dieser beiden Charaktere erwärmt unser Herz, und verhindert, daß wir nicht blos das magische Maschinenspiel Prospero's anstaunen, und leer und kalt den Vorhang endlich fallen sehen. —

Diese Charaktere, so wie die des Alonso und seiner Gefährten, wären aber auch vielleicht für einen minder genievollen Dichter die Klippe gewesen, an der die Einheit seines Schauspiels gescheitert wäre; in Ansehung der Art aber, wie Shakspeare die Affekte vertheilt, sie verstärkt oder mildert, nachdem es sein Zweck erfordert, hat er vielleicht mehr wie irgend ein anderer dramatischer Dichter den Namen des *Weisen* verdient. — Kein anderer Dichter zieht zwischen der Tragödie und dem Schauspiel eine so genaue Gränze, und von dieser Seite hat man nie Shakspeare's dramatische Kunst hinlänglich geschätzt. — Hätte er unter seinen wunderbaren Erscheinungen eine Liebe dargestellt, wie die in Romeo und Julie, hätte er Alonso den Verlust seines Sohnes eben so tief empfinden lassen, als Hamlet den Tod seines Vaters fühlt, so würden diese Leiden der Seele unsre Theilnahme so ausschließend an sich gezogen haben, daß durch diesen festgehefteten Blick die Täuschung des Wunderbaren sogleich aufgehört hätte. Wir hätten dann einen Gegenstand gefunden, der uns näher interessirt hätte, jene übernatür-

lichen Wesen wären uns gleichgültig, und eben dadurch unwahrscheinlich geworden, und wenn sie auch unaufhörlich auf die Begebenheiten gewirkt hätten, so würden sie dadurch vielleicht mehr unsern Unwillen erregt, als unsre Theilnahme gewonnen haben, indem wir durch fremdartige Wesen Leiden und Empfindungen entstehen sehen, die unserm Herzen so nahe liegen, und die eben dadurch eine tiefe und bleibende Rührung hervorbringen.

Im ganzen Stücke aber hat der Dichter sorgfältig alle hohen Grade, alle Extreme der Leidenschaften, vermieden. Am höchsten ist der Affekt am Schluß des dritten Akts gespannt, aber hier läßt der Dichter den Alonso auch sehr schnell abbrechen, er rückt ihn schnell aus den Augen der Zuschauer, weil hier der Redende leicht unser Mitleid in einem hohen Grade erregen, und so zum tragischen Charakter werden konnte. — Eben so hat der Dichter alle übrigen Affekte gemildert, er läßt sie nie einen sehr hohen Grad erreichen, er will uns in keiner Situation tief rühren oder erschüttern, keine Person soll unser Mitleid erregen, Prospero so wenig als Ferdinand oder Alonso. Tragische Situationen und hohe Affekte lagen dem Stoff seines Schauspiels ziemlich nahe: Prospero konnte sich höchst unglücklich fühlen, Alonso konnte verzweifeln, seine Gefährten konnten vom Hunger und dem ganzen Gefühle ihres Elends auf einer wüsten Insel gemartert werden; wie lebhaft konnte der Dichter ihr Entsetzen beim Anblick der Geister zeichnen, — aber alle diese Gelegenheiten vermeidet Shakspeare, er erhebt Prospero zu einem fast übermenschlichen Wesen, Alonso und seine Gefährten werden uns nicht als Leute gezeigt, die im höchstem Grade unglücklich sind, ihre Verwunderung beim Amblick der Geister ist kein Schreck oder Entsetzen; — der Dichter fühlte es zu lebhaft, wie eine ein-

zige Scene voll hohen Affekts den Glauben an das Wunderbare zerstören, und so die Einheit seines Schauspiels vernichten würde.

Seine dargestellten Affekte sind im Sommernachtstraum, eben so wie hier, gemildert: Liebe, Eifersucht und Zorn kommen den Gemählden in Romeo, dem Wintermährchen, oder Othello, bey weitem nicht nahe, — obgleich alles dies im Sommernachtstraum nicht so edel und schön als im Sturm durchgeführt ist. — Keines von allen Lustspielen Shakspeare's gränzt so sehr, (besonders in den drey ersten Akten,) an die Tragödie, als das Wintermährchen. Die Eifersucht des Leontes ist hier nicht die tragische Eifersucht Othello's, aber sie steht nicht sehr tief unter dieser, der Dichter hat sie doch so weit und so stark gezeichnet, daß sie seine Begebenheiten motivirt, alle Aufmerksamkeit wird durch die Zeichnung auf diese gelenkt, der Blick wird vorzüglich auf diesen Gegenstand geheftet, — man kann sich daher in diesem Stücke nicht gut eine Geisterwelt denken, die uns täuschte; die hohe Leidenschaft würde gleichsam beständig mit dieser in Widerspruch stehen, neben Hermionens Unglück und Leontes Wuth würde ein Ariel oder Puck keine Rolle spielen können, man würde sie unnatürlich und abgeschmackt finden.

Auch gegen diese Regel, der der feiner empfindende Shakspeare folgte, hat Fletcher in seiner getreuen Schäferinn gefehlt. Perigot's Wuth und Eifersucht, in der er seine Geliebte ersticht, erreicht den höchsten Grad; diese Scene ist ganz im Kolorit der Tragödie gemahlt, — und eben diese hohe Leidenschaft vermehrt unsern Unglauben, wenn wir kurz darauf den Flußgot erscheinen sehn, der die Geliebte in's Leben zurück bringt.

Die Phantasie kann sich nicht mit dieser Fiction beschäftigen, da sie der Dichter kurz vorher durch alle Grade der Wuth und Eifersucht geführt hat; die Seele erwartet hier Gefühle, die jenen entsprechen, und die Einbildungskraft in dieselbe Thätigkeit setzen, das Wunderbare aber, das hier eintritt, erregt nur ein Erstaunen, die Illusion hört auf, und das Wunderbare erscheint uns nur als ein nichtssagender Scherz des Dichters.

Wenn das Wunderbare und hoher Pathos auf eine solche Art abwechseln, so entsteht dadurch die widrigste Unterbrechung. Die Illusion eines Traums und eines wunderbaren Schauspiels hören nach denselben Gesetzen auf: sobald in einem Traume das Unglück einer Person einen sehr hohen Grad erreicht, so fang' ich an, an der Wahrheit des Traums zu zweifeln, oder ich verliere wenigstens die wunderbaren Wesen ganz aus dem Gedächtniß, die die Urheber dieses Unglücks waren.

3.

Durch das Komische.

Wenn die Täuschung des Wunderbaren also dadurch entsteht, daß der Zuschauer nie auf irgend einen Gegenstand einen festen und bleibenden Blick heftet, daß der Dichter die Aufmerksamkeit beständig zerstreut, und die Phantasie in einer gewissen Verwirrung erhält, damit seine Phantome nicht zu viele körperliche Consistenz erhalten, und dadurch unwahrscheinlich werden; — so mußte Shakspeare fühlen, daß durch die Art, von der bis itzt von der Behandlung des Wunderbaren gesprochen ist, diese Forderungen noch nicht hinlänglich erfüllt würden. Sein Schauspiel hatte Mannigfaltigkeit, in-

dem es nicht blos eine Geisterwelt darstellte, sondern auch das Herz durch liebenswürdige Charaktere erwärmte: er glaubte aber die Aufmerksamkeit des Zuschauers noch nicht genug zerstreut, und gab seinem Stücke einen neuen Zusatz, durch den es eben so viel an Schönheit, als an psychologischer Richtigkeit gewann.

Es ist eine sonderbare Erscheinung in der menschlichen Seele, daß sie oft das Fürchterliche und Lächerliche so nahe bey einander findet, daß die Phantasie so gern denselben Gegenstand komisch und entsetzlich macht, und daß eben das, was itzt Lachen erregt, bey gespannter Phantasie in Schauder versetzen kann. Es gehört dieses zur unbegreiflich schnellen Beweglichkeit der Imagination, die in zwey auf einander folgenden Momenten ganz verschiedene Ideen an einen und denselben Gegenstand knüpfen, und itzt Lachen, und gleich darauf Entsetzen erregen kann. In den Geister- und Hexen-Mährchen des gemeinen Haufens finden sich eben so viele schreckliche als lächerliche Züge. Aber man wird sehr häufig finden, daß ohne dieses Lächerliche, das Entsetzliche den grösten Theil seiner Stärke verlieren würde, und eben so oft, daß eben das, was uns in dem einen Augenblicke zum Lachen reizen kann, uns bey einer exaltirten Phantasie ein Grauen erregt. Kinder fürchten sich vor gezeichneten Carrikaturen eben so leicht, als sie darüber lachen; die Hexen im Macbeth würden komische Gegenstände seyn, wenn die Umstände, unter welchen wir sie kennen lernen, sie nicht fürchterlich machten. Die Phantasie betrachtet erst abgesondert vom Uebrigen den Theil der Zusammensetzung, der lächerlich ist, sie findet nun nichts als das eigentlich Komische, und ergötzt sich an dem Burlesken und Abgeschmackten: durch eine plötzliche Umwendung erblickt sie nun die andre, die schreckliche Seite des Gegenstandes,

sie entdeckt eine Beziehung, die sie nicht vermuthet hatte, durch das, was vorher lächerlich schien, erhält nun das fürchterliche Bild so individuelle Züge, daß die Imagination davon, wie von einem gewaltigen Schlage, getroffen wird. Es ist nicht unnatürlich, daß ein Wanderer, der am Abend über seinen mißgestalteten Begleiter spottet, sich aber plötzlich erinnert, daß er an einem verdächtigen Orte sey, plötzlich anfängt seinen Gefährten für ein Gespenst zu halten, und daß jeder Zug, der ihm so eben lächerlich war, ihm itzt fürchterlich erscheint.

Im Traume verfährt die Phantasie oft eben so; das Lächerliche präparirt sehr oft das Gräßliche. Wir würden oft das Furchtbare bezweifeln, aber eben durch die komischen, individuellen Züge, die oft ganz aus der gewöhnlichen Welt hergenommen sind, werden wir gezwungen, es zu glauben, denn unsre Urtheilskraft wird so verwirrt, daß wir die Kennzeichen vergessen, nach denen wir sonst das Wahre beurtheilen, wir finden nichts, worauf wir unser Auge fixiren könnten; die Seele wird in eine Art von Schwindel versetzt, in welchem sie sich am Ende gezwungen der Täuschung überläßt, da sie alle Kennzeichen der Wahrheit oder des Irrthums verloren hat. Cazotte hat in seinem vortrefflichen Mährchen: Le diable amoureux, diese Bemerkung sehr vortheilhaft genutzt, denn hierin besteht zum Theil das Räthselhafte und Fürchterliche seiner Erzählung. Er läßt selbst am Schluß einen alten Priester zum Alvarez sagen: „Après vous avoir ébloui autant que vous avez voulu l'être, contraint à se montrer à vous dans toute sa difformité, il obéit en esclave qui prémédite la révolte; il ne veut vous laisser aucune idée raisonnable et distincte, mêlant le grotesque au terrible; le puérile de ses escargots lumineux, à la découverte

effrayante de son horrible tête; enfin le mensonge à la vérité; le repos à la veille; de manière que votre esprit confus ne distingue rien, et que vous puissiez croire, que la vision qui vous a frappé, étoit moins l'effet de sa malice, qu'un rêve occasioné par les vapeurs de votre cerveau." —

Um diese Bemerkungen auf den Sturm und den Sommernachtstraum anzuwenden, so wird man bald fühlen, daß es die komischen Scenen vorzüglich sind, durch welche der Dichter unsre Aufmerksamkeit zerstreut, und verhindert, daß wir nicht ein zu festes und prüfendes Auge auf die Wesen seiner Imagination heften, das sie nicht aushalten würden. Das Lächerliche soll zwar hier nicht das Furchtbare verstärken, aber es vermehrt hauptsächlich die Mannigfaltigkeit der Wesen, die die Phantasie beschäftigen. Ohne die komischen Personen Trinkulo und Stephano, hatte das Schauspiel immer noch den Fehler einer gewissen Monotonie, alles wies noch zu sehr auf Prospero und die wunderbare Welt hin, die ihn umgiebt; Ferdinands und Miranda's Liebe hat selbst etwas Romantisches, das an's Abentheuerliche gränzt, so wie die Begebenheiten Alonso's und seiner Gefährten; das Wunderbare würde eben darum nicht täuschen, weil es zu wunderbar war. Ein seltsamer Traum illudirt uns um so leichter, wenn wir Personen darin erscheinen sehn, die wir recht genau kennen. Auf eben diese Art hintergeht uns der Dichter, indem er Charaktere einführt, die seiner wunderbaren Welt zu widersprechen scheinen, da sie ganz aus der gewöhnlichen genommen sind, die nichts von jenem Außerordentlichen haben, das wir an allen übrigen Personen wahrnehmen. So entfernt uns die übrige wunderbare Welt steht, so nahe stehen uns diese; durch ihre Alltäglichkeit

erhält das Ganze mehr invidnelle Züge, und indem sie einen Theil der Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wird das Schauspiel, und das Uebernatürliche dadurch um so täuschender und wahrscheinlicher. – Aber, so wie im Sommernachtstraum, läßt sie der Dichter nicht ganz gewöhnlich und alltäglich bleiben, dies würde sie von der wunderbaren Composition des Ganzen zu sehr trennen, er bringt sie durch Caliban in eine abentheuerliche Gruppe zusammen, und durch diesen seltsamen Charakter verknüpft der Dichter wieder auf die geschickteste Weise das Wunderbare und Komische seines Stücks. Caliban selbst ist nur halb komischer Charakter, aber er bringt Trinkulo und Stephano in den Gesichtspunkt, in welchem sie komisch erscheinen, er ist zugleich die Person, die uns unaufhörlich in die Welt voller Seltsamkeiten und Wunderwerke versetzt, die uns der Dichter nie will aus den Augen verlieren lassen — Im Sommernachtstraum beobachtet Shakspeare eben dies, die komischen Personen sind ganz aus der gemeinen Welt entlehnt, aber durch Puck werden sie in eine wunderbare Verbindung mit dem übrigen Stücke gebracht. Nur ist auch der komische Theil des Sommernachtstraums viel schwächer als der des Sturms: Caliban ist der schöner erfundene und kunstreicher durchgeführte Puck, und die komischen Scenen selbst schließen sich hier weit besser an den ernsthaften Theil des Stücks.

Trinkulo und Stephano sind keine komische Charaktere, deren Zeichnung der Dichter sehr zu entwickeln nöthig hätte. Feigheit, Sucht zu scherzen und Liebe zum Trunk sind die Haupteigenschaften, die sie, ohne eine Beimischung von vielen Nebenzügen, komisch machen. Diese beyden Charaktere lassen sich schnell erkennen und leicht verstehn, sie erfordern kein Studium,

weil sie der Dichter fast ganz rein und unvermischt gelassen hat. — Shakspeare hatte bey dieser Zeichnung denselben Zweck, den er bey der Milderung der Affekte hatte, sie sollten die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht zu lange und nicht zu fest auf sich heften, weil sonst über das Mittel der Zweck selbst verlohren gegangen seyn würde; sie sollten nur die Zerstreuung der Theilnahme befördern, und das Wunderbare, und den Eindruck des ganzen Stücks unterstützen. Parolles aber statt Trinkulo, oder Falstaff statt Stephano, würden die herrschenden Theile des Schauspiels werden, alle übrigen würden verdunkelt zurücktreten, und so gienge die Einheit des Ganzen verloren. Shakspeare aber charakterisirte sie in wenigen auffallenden und bleibenden Zügen.

Die Nothwendigkeit des Komischen haben auch fast alle neueren Dichter gefühlt, die aus irgend einem wunderbaren Mährchen eine Oper zusammensetzten; man findet jedesmal wenigstens einen komischen Charakter darin. Die Einführung des Wunderbaren in seine Schauspiele, war eines der Mittel, wodurch Gozzi seinen talentvolleren Vorgänger Goldoni vom Italiänischen Theater zu verbannen suchte. Das Unregelmäßige seiner Stücke gab einigen reisenden Engländern Gelegenheit, ihm den Namen eines Italiänischen Shakspeare zu geben. Diese beiden Dichter sind sich aber durchaus unähnlich, sowohl was die Darstellung der Charaktere und Leidenschaften, als auch die ganze Anlage ihrer Stücke betrifft. Gozzi hat keinen andern Plan, als zu unterhalten, und Lachen zu erregen; der größte Theil seiner Schauspiele ist nur Farce, er dramatisirt irgend ein orientalisches Mährchen, besetzt einen Theil der Rollen mit komischen Personen, und fügt das Wunderbare hinzu, um seine Composition noch bizarrer und grotesker zu machen. Man kann seinen

Stücken nicht eine gewisse flüchtige Laune, einen lebendigen Witz absprechen, aber er hat es gewiß nur dem Hang seiner Landsleute für die Farce zu danken, daß seine dramatischen Mißgeburten einen so schreienden Beifall erhielten, und die Stücke Goldoni's verdunkelten, die in jeder Rücksicht unendlich über den seinigen stehen. In der Art, wie Gozzi das Wunderbare in seinen Stücken benutzt, zeigt es sich vorzüglich, wie wenig er neben Shakspeare genannt zu werden verdient, denn bei ihm ist es nur ein Spielwerk für die Augen des Zuschauers, der durch Verwandlungen oft genug überrascht wird.

Nicht blos der dramatische, sondern auch der epische Dichter kann auf die bis itzt bemerkte Art seiner wunderbaren Welt einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit geben. Ariost's Zauberkreis ist eben darum so wahr und überzeugend, weil er uns nie Geister und Zauberer aus dem Gesichte verlieren läßt; wir verlassen nie die Welt wieder, in die er uns einmal eingeführt hat; die komischen Episoden, der scherzhafte Ton, in dem er so oft spricht, befördern ebenfalls den Glauben an seine Wunder. Beim Tasso steht die Zauberwelt mehr isolirt, sie hat daher auch gar nicht jenes lebendige und täuschende Kolorit, sie ist immer weit von uns entfernt, wenn wir vertraulich unter allen Phantomen Ariost's, wie unter Bekannten umhergehn.

4.

Durch Musik.

Das letzte, wodurch Shakspeare unsern Glauben für seine Zaubereien gewinnt, ist ein völlig mechanischer Kunstgriff, — nämlich durch die Musik. — Die Er-

fahrung wird jedermann überzeugt haben, wie sehr Gesang und Musik abentheuerliche Ideen und Vorfälle vorbereiten, und gewissermaaßen wahrscheinlich machen. Die Phantasie wird durch Töne schon im voraus bestochen, und der strengere Verstand eingeschläfert; aus eben dieser Ursach erscheinen uns manche Zauber- und Feen-Mährchen als Operetten noch ziemlich erträglich, die als Schauspiele den höchsten Grad unsers Widerwillens erregen würden. — Jeder Zuschauer muß es gefühlt haben, wie der Marsch von Hörnern im vierten Akt der Räuber, den Karl Moor blasen läßt, die folgende abentheuerliche und fürchterliche Scene vorbereitet.

Lieder und Gesänge sind daher durch den ganzen Sturm zerstreut: Ferdinand tritt auf, indem Ariel ein seltsames Lied spielt, das völlig dem Kolorit der Feenwelt entspricht, und das daher weder Gildon's Tadel, noch Warburton's großes Lob verdient; Ariel schläfert durch Musik Alonso und seine Begleiter ein, und erweckt sie wieder durch Musik, Stephano tritt mit einem Liede auf, Caliban schließt den zweiten Aufzug mit einem Gesange, Ariel spielt im dritten Akt, indem Trinkulo und Stephano singen, unter einer feierlichen Musik tragen Geister dem Alonso und seinen Gefährten eine Tafel auf, nach Ariels Verschwindung folgt eine sanfte Musik, eine solche kündigt die Maske an, die Prospero von Geistern aufführen läßt, unter einem feierlichen Gesange treten die Fremden in Prospero's Zaubercirkel, und Ariel singt bald nachher ein fröhliches Lied. Shakspeare läßt auf diese Art die Musik durch das ganze Stück nicht verstummen, er kannte den Einfluß der Tonkunst auf die Gemüther zu sehr.

II.

Ueber die Behandlung des Wunderbaren in der Tragödie.

Ich habe bis itzt nur von der Art des Wunderbaren gesprochen, die im Sturm und Sommernachtstraum herrscht, und von der Manier, mit der es der Dichter hier behandelt; ich will itzt noch einige kurze Bemerkungen über die Darstellung desselben Stoffs in seinen Tragödien versuchen.

Der Zweck des Trauerspiels ist Furcht und Mitleid. Die Tragödie ist das Gebiet aller hohen Affekte, der Extreme der Leidenschaften; die Aufmerksamkeit des Zuschauers muß immer auf einen Punkt geheftet bleiben, jede Zerstreuung thut der Wirkung des Stückes Schaden. Durch alle Gradationen des Elends und der Leidenschaften führt uns der Dichter seinem Zweck entgegen: von Othellos Liebe bis zum letzten und fürchterlichsten Augenblicke seiner Eifersucht, von dem Moment, da Macbeth den ersten, flüchtigen Gedanken des Mordes faßt, bis zu dem, da er endlich mit seinem Tode die Zahl seiner Verbrechen schließt. Kein Vorfall, kein Charakter darf uns hier in den Weg treten, der uns den Hauptgesichtspunkt verrückte; sobald der Zuschauer hier unterbrochen wird, ermattet auch die Theilnahme. Ich habe aber eben zu zeigen gesucht, daß das Wunderbare im Sturm und Sommernachtstraum eben dadurch wahrscheinlich werde, daß die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht zu lange auf einem Punkt geheftet bleibe; der hohe Affekt der Tragödie, der Endzweck des Trauerspiels selbst, scheinen

also nicht eine solche Geisterwelt zu vertragen, wie sie Shakspeare im Sturm darstellt.

1.

Die Geisterwelt steht uns hier entfernter, und ist uns unbegreiflicher.

Er handelt auch in der Tragödie ganz umgekehrt: die Geisterwelt ist hier der wirklichen untergeordnet, der Dichter läßt sie nicht als Hauptzweck hervortreten; sie wahrscheinlich zu machen, sind ihr nicht die übrigen Theile des Stücks untergeordnet, — sondern Leidenschaften und Begebenheiten unserer Welt ziehen die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sich; — die wunderbare dient ihm nur dazu, das Furchtbare zu verstärken, uns noch tiefer zu erschüttern. Das Wunderbare tritt hier in den Hintergrund zurück; wie ein Blitzstrahl bricht es dann plötzlich hervor, und eben darum ist hier die Kunst des Dichters, es wahrscheinlich zu machen, nicht so nothwendig; wenn er es nur dahin bringt, daß es nur eintritt, uns zu erschrecken und zu erschüttern, so wird schon dadurch unsre Illusion völlig gewonnen, denn der Schreck, den wir empfinden, läßt den richtenden Verstand nicht zur Sprache kommen.

Im Sturm und im Sommernachtstraum ist uns die Geisterwelt näher gerückt. Wir verstehn zwar immer nicht, wie Ariel wirkt, oder wie eine Blume, (siehe die schöne Beschreibung im zweiten Akt des Sommernachtstraums,) die Wirkungen haben kann, die ihr Oberon beilegt; — aber wir sehen doch die Mittel, durch welche eine Wirkung hervorgebracht wird, der Dichter macht uns mit der Natur des Ariel und der Titania bekannt.

Völlig unbegreiflich hingegen sind uns die Erscheinungen in der unterirdischen Hexenhöhle; der Geist des alten Hamlet und des Banquo bleiben immer für uns fremde, unbegreifliche Wesen. In dem Dunkeln und Räthselhaften dieser wunderbaren Welt liegt das Erschreckende; — daß wir so unendlich weit von ihr entfernt stehen, und mehr ahnden, als wirklich wahrnehmen, dies ist es, was unsern Schauder erregt, und uns so stark erschüttert. Shakspeare charakterisirt im dritten Akt des Sommernachtstraums diese beiden Arten der Geister selbst sehr gut:

Puck.

Das muß, o Geisterfürst, sehr bald geschehn;
Die schnellen Drachen, die den Wagen ziehen
Der braunen Nacht, durchschneiden schon die Wolken
Mit größrer Eil', und dorten scheint Aurorens
Vorläufer schon, bei dessen Ankunft die
Umirrenden Gespenster schaarenweise
Heim zu Kirchhöfen eilen. Schon sind alle
Verdammten Geister, die auf Scheidewegen,
Und in den Fluthen ihr Begräbniß haben,
Zu ihrem würmervollen Lager bebend
Zurückgekehrt; aus Furcht, der helle Tag
Möcht' ihre Schande sehn, verbannen sie
Freiwillig sich vom Lichte weg, und bleiben
Auf ewig zu der schwarzen Nacht gesellt.

Oberon.

Doch wir sind Geister einer andern Art,
Oft hab' ich mit dem Morgenlicht gescherzt,

Und kann den Wald so lange wie ein Jäger
Durchtraben, bis des Himmels Pfort' in Osten,
Ganz feuerroth sich gegen den Neptun
Mit weit umher ergoßnen Strahlen öffnet,
Und seine grünen Ströhm' in Gold verwandelt.

Im Hamlet sagt der Geist:

O wäre mir es es nicht verboten, das
Geheimniß meines Kerkers zu entdecken,
Ich könnte eine Schilderung beginnen,
Die mit dem kleinsten Worte deine Seele
Zermalmte, daß dein junges Blut erstarrte;
Daß deine beiden Augen, Sternen ähnlich,
Aus ihren Höhlen sprängen, daß sich trennten
Die dichten, krausen Locken, jedes Haar
Sich aufwärts sträubte, wie die Stacheln des
Ergrimmten Igels. — Aber diese Räthsel
Der Ewigkeit gehören nicht für Ohren
Von Fleisch und Blut.

Und in dieser grauenvollen Dämmerung läßt der Dichter auch alle seine übernatürlichen Wesen in der Tragödie.

Die Geister der Tragödie treten nur auf, um die tragische Wirkung auf das höchste zu bringen. Im Hamlet erreicht die Scene zwischen ihm und seiner Mutter einen hohen Grad des Pathetischen, als der Geist eintritt, und der Scene einen neuen, noch kühnern Schwung giebt. Durch Hamlets Erstaunen, Schaudern und Zittern im ersten Akt, durch Macbeths Leidenschaft, die an Wahnsinn gränzt, indem er den Geist Banquo's erblickt, hiedurch läßt uns der Dichter gar keinen Zweifel an der Existenz der Geister selbst übrig, indem sich die

Empfin-

Empfindung Macbeths und Hamlets dem Zuschauer mittheilt: der Schreck ist es hier, so wie das Räthselhafte und Unbegreifliche des Hexenkessels, was uns mit Grausem erfüllt, und uns auf die lebendigste Art täuscht.

Alles Unbegreifliche, alles, wo wir eine Wirkung ohne eine Ursache wahrnehmen, ist es vorzüglich, was uns mit Schrecken und Grauen erfüllt: — ein Schatten, von dem wir keinen Körper sehen, eine Hand, die aus der Mauer tritt, und unverständliche Charaktere an die Wand schreibt, ein unbekanntes Wesen, das plötzlich vor mir steht, und eben so plötzlich wieder verschwindet. Die Seele erstarrt bei diesen fremdartigen Erscheinungen, die allen ihren bisherigen Erfahrungen widersprechen; die Phantasie durchläuft in einer wunderbaren Schnelligkeit tausend und tausend Gegenstände, um endlich die Ursache der unbegreiflichen Wirkung herauszubringen, sie findet keine befriedigende, und kehrt noch ermüdeter zum Gegenstande des Schreckens selbst zurück. Auf diese Art entsteht der Schauder, und jenes heimliche Grausen, das uns im Macbeth und Hamlet befällt: ein Schauder, den ich einen Schwindel der Seele nennen möchte, so wie der körperliche Schwindel durch eine schnelle Betrachtung von vielen Gegenständen entstehen kann, indem das Auge auf keinem verweilt und ausruht. — Wären wir mit Hamlets oder Banquo's Geist so vertraut wie mit Ariel oder Caliban, so würden sie uns wenig erschrecken; nur in dem Dunkel, womit der Dichter hier seine wunderbare Welt umhüllt, liegt das Furchtbare, und indem er es mit den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft in Verbindung bringt, erregt er das Erschütternde. — Daher ist die Geistererscheinung im Cäsar nicht so fürchterlich als die im Macbeth, weil Brutus hier nicht mit jenem Entsetzen Macbeths spricht; aber der Dichter wollte hier

auch nur eine bange Ahndung für seinen Haupthelden erregen, keinen hohen tragischen Schreck. — Die Geister in Richard III. sind nur Vorboten seines Unterganges, nur Herolde seines Elends; aber sie sind nicht, wie Banquo's Geist dem Macbeth, das sinnlich dargestellte Elend und Entsetzen Richards.

2.

Das Wunderbare muß auch hier auf irgend eine Art vorbereitet werden.

Aber auch in der Tragödie wendet Shakspeare fast immer einige Kunst an, um seine übernatürlichen Wesen vorzubereiten. Wenn das Furchtbare dieser fremdartigen Erscheinungen in dem Dunkeln, Räthselhaften und Unbegreiflichen besteht, so kann dies, wenn es zu plötzlich, zu unvermuthet eintritt, schwerlich anders als durch einen plötzlichen Schreck wirken, der alle übrigen Ideen und Empfindungen verschlingt; oder es ist ganz ohne Wirkung. Der dramatische Dichter muß sich überhaupt hüten, das Schreckliche nicht ohne alle Vorbereitung eintreten zu lassen, und es überhaupt nicht zu seltsam, zu räthselhaft zu machen, so daß es zu sehr allen unsern Begriffen widerspricht; denn sonst fällt er leicht ins Abgeschmackte und Kindische. Dahin gehört die plötzlich redende Bildsäule im Festin de Pierre.

In einem Stücke das vor Shakspeare geschrieben ward, The Spanish Tragedy, wird die Handlung mit einem Geist eröffnet, der mit der Rache auftritt: diese Erscheinung wirkt nicht, weil wir sie nicht erwarteten, und ihre Bedeutung überhaupt nicht wissen. Shakspeare hätte auch vielleicht seinen Macbeth schicklicher,

als mit einer Hexenscene eröffnen können: wir verstehen diese fremdartigen Wesen gar nicht, die wir so unvermuthet, und ohne Vorbereitung vor uns sehen; sie sind uns auch nicht im Anfange, sondern erst nachher furchtbar. — Sonst bemüht sich Shakspeare jedesmal, den Zuschauer auf irgend eine Art auf seine Erscheinungen vorzubereiten, oft unmittelbar durch einen einzigen Zug, den er nicht schöner wählen konnte. Auf die schönste Art in allen seinen Schauspielen thut er dies im Hamlet. Horatio tritt bald nach der Eröffnung des Stücks auf; Bernardo und Marcellus haben ihm von einer Erscheinung gesagt, die sie mehrere Nächte hintereinander gesehen haben. Horatio ist ungläubig. Sie setzen sich, und Bernardo will ihm noch einmal die Begebenheit erzählen, und sagt:

Als eben jener Stern, der westlich vom
Polarstern ist, an jene Stelle kam,
Wo er am Firmament itzt funkelt, sahen
Marcellus und ich selbst, als eben Eins
Die Klocke schlug. —

Marcellus. Still! sieh, dort kömmt es wieder.

Nun tritt der Geist auf: wir haben schon vorher von ihm sprechen hören, aber durch diese einzige wunderbare Bestimmung werden wir für das Wunderbare selbst empfänglich gemacht, wir fühlen uns plötzlich in eine fremde Welt entrückt, und betrachten nun mit einem stummen Schreck einen unbekannten Bewohner jener Gegenden. Horatio beschwört den Geist, er entfernt sich wieder. Nachdem sich alle von ihrem Schrecke erholt haben, fängt Horatio an, aus dieser Erscheinung unglückliche Vorbedeutungen für Dännemark zu weissagen, dadurch gewinnt die Er-

scheinung selbst an Würde, und unsre Furcht wird vermehrt: der Geist tritt von neuem auf, — Horatio's Beschwörung, die plötzliche Verschwindung des Geistes, indem der Hahn kräht, vermehrt hier das fürchterlich Wunderbare außerordentlich. Hamlet wird von dieser Erscheinung benachrichtigt, er begleitet seinen Freund auf die Wache, unsre Erwartung ist gespannt, das Gespenst tritt auf, und bei der höchst pathetischen Beschwörung Hamlets, bei dem stummen Winken des Geistes, und der Leidenschaft des Prinzen, erreicht unser Schauder den höchsten Grad: indem das Gespenst anfängt zu sprechen, verliert es zwar etwas von seiner Furchtbarkeit, weil hier sogleich etwas von dem Räthselhaften in der Erscheinung verschwindet; die Worte des Geistes aber, und seine Art sich auszudrücken, lassen uns nie ganz aus unserm Erstarren zurückkommen Alle diese Scenen sind mit bewundernswürdiger Kunst gedichtet: der Geist im Hamlet hält von allen, die Shakspeare darstellt, dem Auge am längsten Stand; er mußte hier sein ganzes Genie aufbieten, wenn dieser Geist durch dies lange Verweilen nicht seine täuschende Kraft verlieren sollte. Im dritten Akt erscheint er ohne diese Vorbereitung, sie ist hier aber auch unnöthig, weil wir ihn schon kennen: Hamlets Pathos, und sein plötzliches Eintreten machen die Scene demohngeachtet sehr furchtbar, und die hohe Leidenschaft des Prinzen vornehmlich präparirt schon das Gemüth des Zuschauers, durch sich selbst auf diese wundervolle Erscheinung. Im Macbeth sehen wir Banquo's Ermordung, Macbeth spricht von ihm bei der Tafel, er heuchelt eine Besorgniß und Aengstlichkeit für seinen Freund: selbst dadurch werden wir für die Erscheinung Banquo's vorbereitet, — sie erschreckt uns, aber es ist ein Schreck, dem eine dunkle, ängstliche Furcht voraus gieng. Hätte

uns der Dichter nichts um Banquo's Ermordung wissen, und dann den Geist plötzlich eintreten lassen, um uns noch heftiger zu erschüttern, so würde er seinen Zweck sehr verfehlt haben, das Gespenst wäre uns zu unbegreiflich und räthselhaft gewesen, um einen bleibenden Eindruck hervorzubringen. — Die Geistererscheinung im Cäsar wird durch Musik vorbereitet, und Brutus sagt plötzlich, indem er sich zum Lesen niedersetzt: „Wie matt die Kerze brennt!" Indem bemerkt er den Geist: es ist Nacht, nur eine Kerze brennt vor Brutus. Man glaubte, daß die Gegenwart der Geister sich vorzüglich an den Lichtern äußerte; daher auch die Bemerkung Richards, als er von seinem Traum auffährt, daß die Lichter blau brennen. Im Cäsar setzt auch Shakspeare die Empfindung des Wunderbaren noch durch die kleine Scene fort, in welcher Brutus seine Leute weckt; eben diese Empfindung wird durch Richards Monolog nach den Erscheinungen der Geister fortgesetzt, weil hier sonst das Wunderbare zu isolirt stehen würde. Diese Uebergänge sind der Täuschung wegen nothwendig, vorzüglich im Cäsar und Richard, weil hier übernatürliche Wesen nur ein einziges mal auftreten, und dann wieder verschwinden. *)

*) Der Geist, der im 2ten Theile Heinrichs VI. erscheint, (siehe die 4te Scene des 1sten Akts,) ist auf keine Weise vorbereitet noch schrecklich, sondern völlig nichtssagend. So sehr ich überzeugt bin, daß der größte Theil dieses vorzüglichen Schauspiels von Shakspeare's Hand sey, so zweifle ich doch, ob man ihm mit Recht diese matte Scene zuschreiben könne. Höchst wahrscheinlich ist es, daß er bei diesem Schauspiele ein älteres Stück vor sich hatte, an welches er seine Einschaltungen und Verbesserungen reihte, und vieles daher von dem Grundtexte stehen ließ. Es war natürlich, daß er bei seiner Verbesserung mehr die pathetischen Scenen umschuf, als andre, die nur zur Einleitung oder Erklärung mancher Begebenheiten dienten.

3.

Der Dichter läßt für das Wunderbare fast immer eine natürliche Erklärung übrig.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich itzt mit einer Bemerkung schließen, die sich fast auf alles dargestellte Wunderbare des großen Dichters, auch im Sturm und Sommernachtstraum, bezieht. Kein Dichter hat vielleicht in diese veredelte Mährchen des Volks zugleich einen so großen und tiefen Sinn gelegt, als Shakspeare. — Noch kein Kritiker hat im Charakter des Hamlet den so hervorstechenden Zug der Frömmeley bemerkt, womit sein Hang zum Grübeln, und seine beständige Zweifelsucht genau zusammenhängen. Die Einleitung des Stücks konnte daher nicht schicklicher und zugleich grauenhafter, dem Stück und vorzüglich dem Charakter Hamlets angemessener, gewählt werden. Ein Jüngling, der unaufhörlich in dunkeln, trüben Empfindungen lebt, der an allen Gegenständen nur die traurige Seite aufsucht, um sich selbst damit zu quälen, dieser wird durch eine Geistererscheinung aus seiner melancholischen Trägheit gerissen, und zum Handeln aufgefordert; seine glühende Phantasie und sein Hang zum Aberglauben kommen der Erscheinung gleichsam entgegen; einem Brutus oder Cäsar gegenüber gestellt, verliert die Erscheinung fast alles von ihrer Schönheit. Die Hexen, ihre Prophezeihungen und ihre Art zu wirken, passen eben so gut in das Kolorit Macbeths. Dort wird ein Sohn vom Geist seines Vaters zur Rache aufgefodert; hier ein Feldherr von höllischen Unholden zum Morde seines Königs und seiner Freunde. Der Charakter Macbeths ist härter, rauher und kriegerischer; die That selbst zu der er verleitet wird,

steht eben so schön den noch grauenhafteren und wilderen Hexenphantomen gegenüber, als der weichere Charakter Hamlets dem Geiste seines Vaters: man kann hier keine Veränderung der Personen vornehmen, und z. B. einen Othello mit den Hexen zusammenstellen, ohne dem Dichter sehr viel von seinen Schönheiten zu rauben.

Shakspeare vermeidet es gern, daß Gespenster von mehr als einer Person gesehen werden, und darin besteht vielleicht die gröste Schönheit seiner Geistererscheinungen, denn er legt dadurch in diese eine Art von allegorischem Sinn, der sie für den Verstand und die Phantasie gleich interessant macht; diese Allegorie ist aber von der oben getadelten ganz verschieden. Er personificirt allerdings Affekte oder Ideen, aber er läßt sie unter einem Gewande auftreten, unter welchem man sie nur nach langer Prüfung entdeckt: der Leser muß sie erst suchen, sie verbergen sich lange vor ihm. Vielleicht daß Shakspeare selbst durch die damals in den Schauspielen so gewöhnlichen allegorischen Personen auf diese Art der Darstellung geführt ward; nur daß sein Genie allem, was es von außen empfing, eine schöne und vollendete Gestalt gab. Statt der kalten Allegorien, in welchen eine abstrakte Idee als Person eingeführt wird, wie Tugenden oder Laster, personificirte er die höchsten Leidenschaften, den Seelenzustand, in welchem das Gemüth beunruhigt, und die Phantasie auf einen hohen Grad erhitzt ist. In einer solchen Stimmung, wenn das Herz von Gewissensbissen gefoltert, oder von der Reue gequält wird, glaubt der geängstigte Verbrecher die ganze Natur gegen sich empört, er sieht allenthalben Gestalten die ihn erschrekken, in seinen Träumen sieht er Gespenster, die ihm seinen Untergang drohen. — In der Zeichnung solcher Charaktere zeigt sich nun Shakspeare als ächter dramatischer

Dichter, der alles dem Auge vorführt, und den Zuschauer alles selber sehen läßt. Statt daß Weiße in einem Monologe seinen Richard Geister sehen läßt, die der Zuschauer nicht sieht, läßt Shakspeare wirklich alle die Geister der von Richard Ermordeten auftreten, und ihm seinen Untergang verkündigen. Macbeth wird vom Geiste Banquo's bis in sein Gemach verfolgt, er sitzt an seiner Tafel und erfüllt ihn mit Schauder und Entsetzen, als er eben anfangen will, den Genuß seiner neuen Würde zu empfinden. — Hier sind Richard's Angst und Macbeth's Elend dem Auge auf die fürchterlichste Art dargestellt; dies wirkt mehr, als wenn wir Macbeth unaufhörlich sein Unglück beklagen hörten. Hamlet ist im Begriff, in der Wuth gegen seinen Oheim, die Schonung seiner Mutter zu vergessen, plötzlich aber fällt ihm sein Vorsatz ein: „zwar Dolche mit ihr zu sprechen, aber keinen zu gebrauchen.“ Diese plötzliche Idee in der höchsten Wuth, im ganzen Feuer der Leidenschaft, hat der Dichter auf die schönste Art sinnlich dargestellt, indem er plötzlich den Geist des Vaters aus der Wand treten läßt. Dadurch wird der Uebergang nicht nur natürlicher, sondern der Zuschauer wird dadurch in die Seele des Prinzen gleichsam hineingeführt, und das Magische und Uebernatürliche macht den Eindruck bleibend und unvergänglich *).

---

*) Warum der Geist hier erscheint, ist zwar nicht völlig deutlich, aber ich habe mir diesen Grund immer als den vorzüglichsten seines Auftretens gedacht. Hamlet hat den Polonius erstochen, er hält das Schwerdt noch in der Hand, oder heftet es in den Boden; nun tritt er vor die Gemählde seines Oheims und seines Vaters, die in der Schlafkammer seiner Mutter hängen: (es

In dieser Art der Darstellung liegt zugleich eine andre Schönheit, die auf die Phantasie vielleicht am meisten wirkt, und die Ursache ist, daß Shakspeare's Geister, auch oft gesehen, immer noch erschüttern, und die Phantasie nicht in der kalten Ruhe lassen, mit der man die Geister in einigen Französischen Tragödien und neueren deutschen Stücken auftreten sieht. Macbeth allein sieht Banquo's Geist; eben so nimmt Hamlets Mutter ihren vergifteten Gemahl nicht wahr; sie glaubt, die Erscheinung sey nur eine Geburt der erhitzten Phantasie ihres Sohns; eben dies glauben auch die Freunde Macbeths: — der Zuschauer findet ihren Glauben sehr natürlich, aber der Dichter stellt ihn gleichsam über diese Aufklärung, er sieht ihren Unglauben in ihren verschlossenen Augen gegründet, sie sind blind für das, was der Zuschauer und Macbeth sehen. Eben so sieht der Zuschauer das wirklich, was Richard nachher seinen Traum nennt; er wird durch diese Darstellungsart in eine höhere Welt versetzt, wo

---

ist eben so sonderbar, als unnatürlich, wenn der Schauspieler diese Gemählde en miniature selbst mit sich bringt, wie auf unsern Theatern geschieht:) — bey der Vergleichung der beyden Bildnisse geräth er in Enthusiasmus, und endlich in Wuth gegen seinen Oheim; A king of shreds and patches! schreyt er, reißt das Schwerdt aus dem Boden, und zersticht das Gemählde; er nähert sich der Mutter, und ist vielleicht im Begriff, auf diese seine Wuth von seinem Oheim überzutragen, — als plötzlich der Geist aus dem Theil der Wand tritt, an welchem das Gemählde hängt. — So habe ich mir diese Scene immer gedacht, die wenigstens, auf diese Art dargestellt, ein sehr schönes Theaterspiel geben kann; wiewohl ich ungewiß bin, ob ich die Meinung des Dichters ganz getroffen habe.

er alles übersieht, und jeden Irrthum der dargestellten Personen wahrnimmt. Wäre Macbeths oder Richards Gewissensangst so dargestellt, wie sie Weiße in dem oben angeführten Monolog schildert, so hinge gleichsam ein Vorhang zwischen dem Zuschauer und der Seele des dargestellten Charakters; man würde stets die Gespenster suchen, die Richard zu sehen glaubt. Dieser Monolog kann sich daher nie an Kraft den wirklichen Shakspeareschen Geistern nähern.

Fast immer hat Shakspeare auch, um in die Phantasie keine Unterbrechung fallen zu lassen, dafür gesorgt, daß alle seine Uebernatürlichkeiten sich von den Personen im Schauspiele können natürlich erklären lassen. So im Macbeth und Hamlet: beyde müssen am Ende selbst an den Erscheinungen zweifeln, da sie keinen andern Bürgen, als sich selbst, für ihre Wahrheit haben. Dasselbe findet bey Richards Traum statt; und auch bey dem Geiste, den Brutus in seinem Zelte sieht, — eine Scene, die Shakspeare so psychologisch richtig gezeichnet hat, um eben diese Wirkung durch das Wunderbare hervorzubringen. Brutus läßt einen seiner Sklaven auf der Laute spielen, dieser aber schläft bald, so wie die übrigen, ein; in der nächtlichen Stille setzt er sich zum Lesen nieder, — eine Gestalt tritt ein, Brutus erschrickt, — der Geist verschwindet in eben dem Augenblicke, da Brutus wieder kalt geworden ist. Hier ist die Erscheinung fast nur eine sichtbar dargestellte böse Ahndung; der Held ist schwach und abergläubisch, indem er sich dieser Ahndung überläßt; sie verschwindet, indem er seine Kräfte wieder sammelt. — Alle Begebenheiten des Sommernachtstraums erscheinen den handelnden Personen nachher als eine Traumgestalt, und der Dichter hat sehr künstlich dafür ge-

sorgt, daß kein Vorfall zu isolirt stehen bliebe, an dem sie nachher ihre Erinnerungen knüpfen und ordnen könnten. Wenn Prospero seine Tochter durch seine magische Kunst einschlafen läßt, so sagt sie nachher beym Erwachen, seine traurige Erzählung habe sie so schläfrig gemacht; sie findet hier auch eine natürliche Erklärung ihres Schlafs, dessen Ursache der Zuschauer aber besser weiß. Eben so wird Gonzalo im zweyten Akt aus dem Schlafe geweckt, indem ihn Anthonio ermorden will: er hält einen Traum für die Ursache seines Erwachens, aber der Zuschauer hat Ariel gesehen, der ihn auf Prospero's Geheiß weckte.

Die Anlage des Sturms, so wie des Macbeth und Hamlet, machte es freylich dem Dichter unmöglich, alle Erscheinungen auf diese Art auftreten zu lassen. Hamlet würde die Erscheinung seines Vaters bald nur für einen Traum gehalten haben, Macbeth die sonderbare Prophezeihung nur für ein Hirngespinnst, wenn sie in dem Zeugnisse ihrer Freunde nicht ein Unterpfand für ihre Wahrheit gehabt hätten. Prospero kann seine Wirkungen vor den übrigen Personen unmöglich verbergen, ob sie gleich das Ungewitter, so wie mehrere andre durch ihn veranlaßte Vorfälle, für natürliche Ereignisse halten; aber er straft seine Feinde durch seine Zauberkunst, — er mußte sich ihnen als Zauberer zu erkennen geben, wenn Shakspeare nicht tausend Unnatürlichkeiten einer Schönheit zum Opfer bringen wollte.

Ich gebe diesen Aufsatz als eine Probe einer größern Arbeit über Shakspeare: ich wünschte das Urtheil der Freunde dieses großen Dichters hierüber zu erfahren. Ich habe mehrere Anmerkungen über den Sturm niedergeschrieben und versucht, den Leser in einen Gesichtspunkt zu stellen, wo er nach meiner Meinung das Genie Shakspeare's am richtigsten faßt; jenen Anmerkungen habe ich daher folgende größere Aufsätze angehängt:

1) Kurze Geschichte des Englischen Theaters bis auf Shakspeare.
2) Zustand der Bühne, vor, und zu seiner Zeit.
3) Ueber die drey Einheiten des Drama's.
4) Ueber Shakspeare's Vorzüge und Fehler.
5) Ueber den Unterschied der Tragödie und des Schauspiels.
6) Ueber den Sturm im Allgemeinen.
7) Ueber Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren.
8) Ueber Shakspeare's Zeichnung der Bösewichter.
9) Ueber die Charaktere im Sturm.
10) Vergleichung des Sturms und Sommernachtstraums.
11) Ueber die Nachahmung des Sturms in der Sea-Voyage, einem Schauspiele von Beaumont und Fletcher.
12) Ueber Drydens Umarbeitung des Sturms.

Der

Der Sturm.

Schauspiel in fünf Aufzügen

nach

Shakspeare.

Personen:

Alonso, König von Neapel.
Sebastian, sein Bruder.
Prospero, rechtmäßiger Herzog von Mayland.
Anthonio, sein Bruder, und unrechtmäßiger Herzog von Mayland.
Ferdinand, Sohn des Königs von Neapel.
Gonzalo, Rath des Königs von Neapel.
Adrian, } Hofleute.
Francesco, }
Caliban, ein wilder, mißgeschaffner Sklave.
Trinkulo, ein Narr.
Stephano, Kellermeister.
Schiffspatron.
Bootsmann.
Matrosen.
Miranda, Prospero's Tochter.
Ariel, ein Geist.
Mehrere Geister.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Die See im heftigen Sturm, der während dieser Scene immer zunimmt. Blitz und Donner. Ein großes Schiff erscheint, das schon vom Sturme gelitten hat. Die Matrosen in voller Arbeit; ein unordentliches Geschrei und Geräusch durcheinander, durch welches man die Pfeife des Patrons hört.)

(Ein Bootsmann tritt auf, und arbeitet am Tauwerke des Schiffes.)

Schiffspatron. (hinter der Scene) Bootsmann!

Bootsmann. Hier, Patron! —

Patron. Wie steht's?

Bootsm. Gut. — (zu den Matrosen draußen) Rührt die Fäuste, oder wir gehen zu Grunde!

Patron. Munter! munter! (geht fort).

(Matrosen kommen.)

Bootsm. Munter, Kinder! — Lustig, lustig, Kinder! — Rührt euch, Bursche! — Ziehts Brahmseegel ein! — Paßt aufs Patrons Pfeifchen! — Nun so blase du und der Teufel!

(Sebastian, Anthonio und Gonzalo kommen.)

Gonzalo. Sey achtsam, guter Freund! — Wo ist der Patron? — Haltet euch wie Männer!

Bootsm. Bitt' euch, bleibt unten!

Anth. Wo ist der Patron, Bootsmann?

Bootsm. Hört Ihr denn nicht? — Ihr seyd uns hier im Wege; bleibt in Eurer Kajüte! Ihr helft dem Sturm!

Gonz. Nur ruhig, guter Mann.

Bootsm. Wenn's die See ist. — Fort! in Eure Kajüte! Sitzt still und stört uns nicht.

Gonz. Gut, aber vergiß nie, wen du am Bord hast.

Bootsm. Keinen, der mich näher angeht, als ich. — Was fragen die Rebellen da unten nach dem Namen eines Königs? — Ihr seyd Rath, könnt Ihr die Elemente zum Schweigen bringen, und alles ins Gleiche richten, gut, so wollen wir kein Tau mehr anrühren; braucht doch mal Eure Autorität! — Gehts nicht, so seyd froh, daß Ihr so lange gelebt habt; huckt Euch in der Kajüte zusammen, und macht Euch zum Abfahren fertig! — Hurtig, Bursche! — Aus dem Wege da, sag' ich! — (Er geht trotzig ab.)

Gonz. Der Kerl ist noch mein Trost. — Er sieht nicht aus, als wenn er ersaufen würde, denn er hat eine ächte Galgenphysiognomie. — Soll er ge-

hängt werden, liebes Schicksal, so bleib bei deinem Entschlusse! — (Sie gehen ab)

(Der Bootsmann kommt wieder.)

Bootsm. Mit dem Brahmsteng 'runter! Frisch! 'runter! — noch mehr! — Laßt das Schönfahrseegel treiben! — (Geschrey hinter der Bühne) Die Pest, über das verfluchte Geheul! — Sie sind lauter, als das Wetter und wir.

(Sebastian, Anthonio und Gonzalo kommen wieder.)

Bootsm. Schon wieder da? Was wollt Ihr? Sollen wir alles liegen lassen, und ersaufen? Habt Ihr Lust unterzugehn? he?

Sebastian. Hol' Dich der Satan! Du bellender, unbarmherziger Hund!

Bootsm. Nun so scheert Euch fort!

Anth. An den Galgen, du Schlingel! du unverschämter Schreyhals! Wir fürchten uns vor dem Ersaufen weniger, als du.

Bootsm. Unter den Wind mit dem Schiff! — Die beiden Seegel angespannt! — Wieder in See!

(Matrosen kommen, von Wasser triefend.)

Matrosen. Alles aus! — Betet! betet! — Alles aus! — (sie gehen ab.)

Bootsm. Was? Müssen wir uns das Maul doch kalt machen?

Gonz. Der König und der Prinz beten, wir wollen zu ihnen, denn unser Schicksal ist wie das ihrige.

Sebast. Ich möchte rasend werden.

Anth. Von besoffenen Schurken sind wir um unser Leben geprellt! — Dieser großmäuligte Spitzbube hier, — o, lägst du doch in der Tiefe, zehnmal von der Fluth abgespült!

(Ein lautes Geschrey hinter der Scene.)

Gonz. Gott steh' uns bey!

(Stimmen hinter der Bühne.)

Wir scheitern! wir scheitern!

Andre Stimmen. Lebt wohl, Weib und Kinder!

Andre. Lebe wohl, Bruder!

Andre. Weh! wir scheitern! scheitern! (Alles dies fast zu gleicher Zeit.)

Anthon. Laß uns mit dem Könige sinken! (Geht ab.)

Sebast.. Wollen Abschied von ihm nehmen. (ihm nach.)

Gonz. Jetzt gäb' ich von Herzen tausend Quadratmeilen See für eine Hufe dürren Boden. — Der Wille des Himmels geschehe! doch möcht' ich lieber eines trocknen Todes sterben! (Er geht ab.)

(Der Sturm dauert fort; — das Schiff wird vom Winde fortgetrieben.)

Zweite Scene.

(Ein Theil einer Insel; auf der Seite eine kleine Hütte, im Hintergrunde das Meer: — Prospero und Miranda treten auf; Prospero in einem langen, magischen Gewande, mit Charakteren bezeichnet, er trägt einen Stab in der Hand. Der Sturm dauert noch etwas im Anfange der Scene fort.)

Miranda. O, lieber Vater, wenn es durch deine Kunst geschah, daß die wilde Fluth in diesen Aufruhr kam, so besänftige sie auch wieder. — Ein brennender Schwefelregen wollte sich vom Himmel herabgießen, nur die See schäumte bis hoch in die Wolken hinein, und schlug das Feuer wieder aus. — Ach, wie sehr hab' ich mit den Leidenden gelitten! — Ein schönes Schiff, das auch gewiß einige edle Menschen trug, in tausend Stücken zertrümmert! — Ach, wie schnitt ihr Geschrei mitten durch mein Herz! — Die armen Seelen, — sie sanken unter. — O, hätte ich die Macht eines Gottes gehabt, ich hätte lieber die ganze See tief in die Erde hineingesenkt, ehe sie so das gute Schiff hätte verschlingen sollen, und alle die jammernden Seelen mit ihm.

Prospero. Sey ruhig. Sage deinem mitleidigen Herzen: es ist kein Unglück geschehen.

Mir. O, schrecklicher Tag! Kein Unglück?

Prosp. Alles, was ich that, that ich nur aus Liebe für dich, meine geliebte, meine einzige Tochter, die du nicht weißt, wer du bist, und wer dein un-

glücklicher Vater ist; daß er etwas mehr ist, als Prospero, der Eigenthümer dieser armseligen Hütte.

Mir. Es ist mir nie eingefallen, mehr zu erfahren.

Prosp. Ich muß dir mehr entdecken. — Hilf mir dies magische Gewand ablegen. — (Er legt mit Miranda's Hülfe seinen Mantel ab.) Nun trockne deine Augen und beruhige dich. — Dies fürchterliche Schauspiel des Schiffbruchs, welches dein innerstes Herz so tief bewegt hat, hab' ich durch meine Kunst so vorsichtig angeordnet, daß kein Geschöpf, ja kein Haar der Geschöpfe, die du schreyen hörtest, die du sinken sahest, verletzt ist. — Setz' dich nieder, denn du mußt jezt mehr erfahren.

Mir. Du fingst schon oft an, mir zu erzählen, wer ich sey, aber immer sagtest du: halt, noch nicht! — brachst ab, und überließest mich einem fruchtlosen Nachsinnen.

Prosp. Aber jezt ist die Stunde gekommen, ja dieser Augenblick befiehlt dir, dein Ohr zu öffnen. Gehorch' und merke auf. — Kannst du dich einer Zeit erinnern, ehe wir in dieser Hütte lebten? — Ich glaube nicht, denn du warst damals kaum drey Jahr alt.

Mir. Und doch, Vater.

Prosp. Wobey? Bey einem andern Hause oder Menschen? — Sage mir, welch Bild dein Gedächtniß so lange aufbewahrt hat.

Mir. Ach, es liegt weit weg, es ist mehr wie ein Traum, als wie eine deutliche Erinnerung. — Hatt' ich nicht einmal vier oder fünf Frauen, die mir aufwarteten?

Prosp. Du hattest sie, Miranda, und mehr. Aber wie ist dies noch in deiner Seele so lebendig? Was siehst du sonst noch in dem dunkeln, tiefen Hintergrund der Vergangenheit? Wenn du dich einer Zeit erinnern kannst, ehe du hier warst, so weißt du auch vielleicht, auf welche Art du hieher kamst.

Mir. Nein, das weiß ich doch nicht.

Prosp. Zwölf Jahre sind nun verflossen, Miranda, zwölf Jahre, als dein Vater Herzog von Mayland und ein angesehener Fürst war.

Mir. Bist du denn nicht mein Vater?

Prosp. Ich bin es, und du warst Fürstinn, und die einzige Erbinn meines Herzogthums.

Mir. O, Himmel! welch Unglück vertrieb uns denn von dort? — Oder war es vielleicht unser Glück?

Prosp. Beydes, beydes, mein Kind. Ein Unglück trieb uns dort weg, und ein Glück führte uns hieher.

Mir. O mein Herz blutet! Wie vielen Gram muß ich dir damals gemacht haben, dessen ich mich jezt nicht einmal erinnern kann. Fahre fort, mein Vater. — (Miranda ist auf Prospero's Erzählung sehr aufmerksam, außer daß sie zuweilen nach dem Meere hinsieht, um etwas von dem Schiffe zu entdecken.)

Prosp. Mein Bruder und dein Oheim, Anthonio, — ich bitte dich, merk' auf; wie treulos ein Bruder seyn konnte, — er, den ich nach dir in der ganzen Welt am meisten liebte, so, daß ich ihm gänzlich die Regierung meines Staats übertrug. Mayland war damals unter allen Staaten der mächtigste, und Prospero der angesehenste Herzog; eben so war ich in den Wissenschaften der Erste, und da diese ganz allein meine Beschäftigung ausmachten, so übergab ich die Regierung meinem Bruder, und ward ein Fremdling in meinem eigenen Lande. — Dein falscher Oheim — hörst du mich auch?

Mir. Sehr aufmerksam, mein Vater.

Prosp. Da er nun eingelernt war, wie er Gesuche bewilligen, und wie er sie abschlagen sollte, wen er befördern, und wessen üppigen Wuchs er beschneiden mußte, so verwandelte er bald alle meine Geschöpfe in die seinigen. Er ward ein Epheu, der meinen fürstlichen Stamm umschlang, und sein Mark aussaugte. — Aber du giebst nicht Acht.

Mir. O ja, lieber Vater.

Prosp. Ich bitte dich, merke auf. — Ich ergab mich also ganz der Einsamkeit und der Beschäftigung meines Geistes, und bekümmerte mich um nichts, was die übrigen Menschen trieben: aber eben dadurch erwachte ein böser Geist in meinem Bruder. Er war Herr meiner Einkünfte und meiner Macht, — und wie ein Mensch durch österes Erzäh-

len derselben Lügen aus seinem Gedächtnisse einen solchen Sünder machen kann, daß er selbst seine Lüge glaubt, — so glaubte auch mein Bruder am Ende, er sey wirklicher Herzog. Daher wuchs sein Ehrgeiz, — hörst du mir auch zu?

Mir. Deine Erzählung, Vater, könnte die Taubheit heilen.

Prosp. Um allen Unterschied zwischen der Rolle die er spielte, und dem für den er sie spielte, aufzuheben, wollte er durchaus selbst Herzog von Mayland werden. Mir armen Manne war ja mein Bücherschrank Herzogthums genug; ein weltliches Fürstenthum zu verwalten, glaubte er mich unfähig. — Er versprach also dem Könige von Neapel, — so sehr dürstete er nach Herrschaft, — einen jährlichen Tribut, und zugleich, sein Vasall zu werden, den Fürstenhut seiner Krone zu unterwerfen, und das freie Herzogthum, (o armes Mayland!) zur schimpflichen Knechtschaft zu erniedrigen.

Mir. Himmel!

Prosp. Nun höre die Bedingung und den Ausgang, und dann sage, ob das ein Bruder that. — Der König von Neapel, mein alter Feind, nahm meines Bruders Antrag an: Dieser Antrag war, mich und meine Tochter, für die Anerkennung der Lehnsherrschaft, und, ich weiß nicht wie vielen Tribut, sogleich aus dem Herzogthume zu vertreiben, und ihn mit dem schönen Mayland und meiner Würde zu

belehnen. — Zu diesem Vorhaben brach in einer Mitternacht eine verrätherische Rotte auf, Anthonio öffnete ihnen die Thore von Mayland, und seine Buben schleppten mich und dich in der todten Dunkelheit, so sehr du auch schriest, hinweg. —

Mir. O Rettung! Barmherzigkeit! — Ich weiß nicht mehr wie ich damals schrie, und muß jetzt von neuem weinen; die bloße Vorstellung zwingt meinen Augen diese Thränen ab.

Prosp. Höre weiter, dann sollst du erfahren, was jetzt für uns zu thun ist, denn sonst wäre diese Geschichte sehr unnütz.

Mir. Warum brachten sie uns aber damals nicht um?

Prosp. Gut gefragt, Mädchen; meine Erzählung veranlaßt diese Frage. — Das Volk, mein Kind, liebte mich so sehr, daß sie es nicht wagten, ihrer Bosheit einen blutigen Stempel aufzudrücken, sondern sie übertünchten ihre Niederträchtigkeit mit schönern Farben. — Sie schleppten uns auf eine Barke, und trieben einige Meilen in die See hinein: dort setzten sie ein Boot aus, ein verwestes Gerippe, ohne Tau, Mast und Seegel, selbst die Ratten hatten es aus Instinkt verlassen; dort warfen sie uns hinein, der See entgegen zu jammern, die uns mit Brausen antwortete, den Winden entgegen zuseufzen, die in unsre Klage heulten, und unserm Jammer durch ihr Mitleid mehrten.

Mir. Ach, wie muß ich deinen Kummer damals vermehrt haben!

Prosp. O ein Cherub warst du, der mich beschützte. — Als ich unter der Bürde ächzte, und schwere, salzige Thränen in die See fielen, — da lächeltest du, und wie ein Muth vom Himmel herab sprach mich dein Lächeln an, — ich beschloß nun alles zu tragen, was da kommen würde.

Mir. Wie kamen wir denn ans Land?

Prosp. Durch göttliche Vorsicht. — Wir hatten Speise und etwas frisches Wasser, das uns Gonzalo, ein Edler aus Neapel, aus Barmherzigkeit gegeben hatte; ihn hatte man zum Anführer der boshaften Schaar ernannt. Er gab uns auch zugleich reiche Kleider, Wäsche und andre Nothwendigkeiten, die uns seitdem gute Dienste gethan haben: er wußte, wie sehr ich meine Bücher liebte, und seine Menschenfreundlichkeit verschaffte mir einige davon, die ich weit höher achte, als mein Herzogthum.

Mir. Wenn ich doch diesen Mann einmal sehn könnte!

Prosp. Wir landeten auf dieser Insel, und hier hast du aus meinem Unterrichte mehr gelernt, als andre Fürstentöchter können, die zwar mehr müßige Stunden, aber keinen so sorgfältigen Erzieher haben.

Mir. Der Himmel mag es dir vergelten! — Aber jetzt bitt' ich dich, mein Vater, denn mein Herz

ist noch immer nicht beruhigt, warum hast du diesen Sturm erregt?

Prosp. So erfahre denn: — durch einen seltsamen Zufall hat das Glück, das mir jetzt wieder lächelt, meine Feinde an dies Gestade geführt. Durch meine Kunst hab' ich erforscht, daß ein günstiger Stern in meinem Zenith steht; benutz' ich seinen Einfluß nicht, sondern lasse ihn entschlüpfen, so ist mein Glück nachher auf ewig untergegangen. — Hier höre auf, zu fragen. Du bist schläfrig: es ist eine heilsame Müdigkeit, gieb ihr nach, — ich weiß, du kannst nicht anders. — (Miranda ist eingeschlafen.) Herbey, mein Diener, herbey! jetzt bin ich fertig. — Nahe, mein Ariel, komm!

(Einige Töne, die Ariel ankündigen.)

(Ariel tritt auf.)

Ariel.

Heil dir, mein großer Meister!
Ehrwürdiger Beherrscher, sey gegrüßt! —
Ich komme auszuführen dein Gebot:
Es sey zu fliegen, oder zu schwimmen, mich
In Flammen zu tauchen, auf den krausen Wolken
Zu fahren: deinem ernsten Willen
Dient Ariel und seine Geisterkraft.

Prosp. Hast du, Geist, den Sturm genau so ausgeführt, wie ich dir befahl?

Ariel.

Bis auf den kleinsten Umstand.
Ich flog zum Schiff des Königs, und flammte
Entsetzen rings umher, jetzt in den Raum,
Auf das Verdeck, in jegliche Kajüte.
Ich schwärmt' oft in getrennten Bränden hell
Um Seegel, Mast und Bogspriet,
Und zuckte dann plötzlich wieder in Eine Gluth zusammen.
Die Blitze Jovis, furchtbarer Donnerschläge Bothen,
Sind nicht behender, dem Auge vorüber zu flattern:
Die krachende, donnernde Gluth der Schwefelströhme
Schien den allmächtigen Neptun
Zur Schlacht zu fodern, die ganze freche Fluth
Erbebte, ja es schien
Sein furchtgebietender Trident zu wanken.

Prosp. Mein wackerer Geist! — Wer war so festen Muths, daß seine Vernunft nicht diesem Getümmel unterlag?

Ariel. Auch nicht einer; alle ergriff ein Wahnsinnsfieber, jeder rannte in blinder Verzweiflung umher. Alle, nur die Schiffer nicht, sprangen aus dem

Schiffe, das um mich her ein einziger Brand war, in die kochende See; Ferdinand, des Königs Sohn, war der erste der sich hinunterstürzte; mit aufgesträubtem Haar, mehr Binsen als Haaren ähnlich, schrie er laut: Die Höll' ist leer und alle Teufel sind hier!

Prosp. Ha! gut, mein Geist! Aber es war doch nahe am Ufer?

Ariel. Ganz nahe, mein Gebieter.

Prosp. Und sie sind auch alle gerettet, Ariel?

Ariel. Alle: auf ihren Kleidern ist kein Fleck, sondern sie sind glänzender als vorher, und wie du es gebotest, hab' ich sie auf der Insel in mehreren Hausen zerstreut. Den Sohn des Königs ließ ich einsam landen, ich verließ ihn in einem fernen Winkel dieser Insel, da sitzt er, kühlt die Luft mit seinen Seufzern ab, die Arme in diesen traurigen Knoten geschlungen.

Prosp. Wo sind die Matrosen von dem königlichen Schiffe, und wo die übrige Flotte?

Ariel. In Sicherheit liegt das königliche Schiff, in jener tiefen Bucht versteckt, wohin du mich einst um Mitternacht riefst, um Thau für dich von den stürmischen Bermuden zu holen. Zusammengedrängt liegen die Matrosen alle im Raum des Schiffes, ich ließ sie dort, in einen tiefen Schlaf versenkt, von der Arbeit und durch meinen Zauber ermüdet. Die übrige Flotte, die ich zerstreut hatte, ist wieder versammelt, alle sind auf der Atlantischen See, und seegeln traurig

rig nach Neapel heimwärts, im Wahn, das Schiff des edeln Königs sey gescheitert, der König selbst ein Raub der Wellen.

Prosp. Ariel, du hast deinen Auftrag getreulich ausgerichtet; aber es giebt noch mehr zu thun. — Wie hoch ist es am Tage?

Ariel. Der Mittag ist seit zwey Stunden schon vorüber.

Prosp. Die Zeit zwischen jetzt und der sechsten Stunde muß von uns beiden sehr kostbar angewendet werden.

Ariel. Noch mehr Geschäfte? Da du mir so viel Mühe machst, so laß dich auch an ein Versprechen erinnern, das du mir noch nicht gehalten hast.

Prosp. Wie? Du murrst? Was kannst du wollen?

Ariel. Meine Freyheit.

Prosp. Ehe die Zeit um ist? — Nichts mehr.

Ariel. Ich bitte, bedenke, wie manchen wakkern Dienst ich dir gethan habe; daß ich dir nie Lügen vorsagte, nichts durch Ungeschicklichkeit verdarb, und immer ohne Groll und Maulen diente. — Du versprachst mir ein ganzes Jahr nachzulassen.

Prosp. Hast du denn vergessen, von welcher Qual ich dich befreyte?

Ariel. Nein.

Prosp. Du hast es, und glaubst dich nun gequält, im Schlamm der salzigen Tiefe zu waten, auf

dem scharfen Nord zu rennen, oder mein Gebot in den Adern der Erde auszurichten, wenn sie vom Frost erstarrt ist.

Ariel. Nicht doch, mein Gebieter.

Prosp. Du lügst, boshaftes Geschöpf! Hast du die schnöde Hexe Sycorax vergessen, die vor Alter und Neid in einen Reif zusammengewachsen war? Hast du sie vergessen?

Ariel. Nein.

Prosp. Ja, du hast es. Wo war sie gebohren? sprich, erzähle mir!

Ariel. In Algier, mein Gebieter.

Prosp. So, wirklich? — Ich muß dich doch in jedem Monat Ein mal an deinen vorigen Zustand erinnern. Du weißt es, daß diese verruchte Hexe Sycorax, für tausendfaches Unheil und für Zaubereyen, deren Erzählung kein menschliches Ohr erträgt, aus Algier verbannt ward. Ist es nicht so?

Ariel. Ja, mein Herr.

Prosp. Schwanger ward die grauaugigte Unholdin hieher gebracht, und an dies Gestade von den Schiffern ausgesetzt. Du, mein Sklave, warst damals, wie du mir selbst erzählt hast, ihr unterthan; und weil deine geistige Natur zu wild war, um ihre grausen, irdischen Befehle auszuführen, weil du dich der gräßlichen Knechtschaft widersetztest, so sperrte sie dich, mit Hülfe ihrer stärkeren Diener, mit eisenhartem Grimm, in eine aufgespaltene Fichte; zwölf pein-

volle Jahre bliebst du in diesem Risse eingekerkert; sie starb indeß, und ließ dich dort, du stöhntest deine Seufzer so schnell, wie das Gesause von Mühlenrädern; damals war diese Insel noch mit keiner menschlichen Gestalt beehrt, außer jenem gefleckten wilden Wechselbalg, den Sycorax hier gebahr.

Ariel. Ja, Caliban, ihr Sohn.

Prosp. Das ist's ja was ich sage, derselbe Caliban, der mir jetzt dient. — Du weißt es am besten, in welcher Qual ich dich fand; dein Aechzen machte die Wölfe heulen, und durchschnitt die Brust ewig ergrimmter Bären; es war eine Folter für die Verdammten, und selbst Sycorax konnte ihren Zauber nicht wieder lösen: nur meiner Kunst, als ich bei meiner Ankunft dich hörte, sprang die Fichte auseinander und ließ dich frey.

Ariel. Wie dank' ich dir, mein Gebieter!

Prosp. Murrst du aber wieder, so will ich einen Eichenstamm aufreißen, und dich in seine knotigen Eingeweide klammern, bis du zwölf Winter hinweggeheult hast.

Ariel. Vergieb mir, Herr! Ich will deinem Befehl gehorchen, und willig meinen Geisterdienst thun.

Prosp. Gut, so laß ich dich nach zwei Tagen frey.

Ariel. O mein edler Gebieter! Was soll ich thun? sage, was, was soll ich thun?

Prosp. So höre mich. — (Er sagt ihm etwas ins Ohr.)

Ariel. Es soll geschehen, mein Beherrscher.

(Er geht ab.)

Prosp. Erwache, liebe Tochter, erwache! du hast sanft geschlafen. — Erwache!

Mir. Deine seltsame Geschichte hat mich ganz müde gemacht.

Prosp. Ermuntre dich, steh auf; wir wollen Caliban, unsern Sklaven besuchen, der uns nie eine freundliche Antwort giebt.

Mir. Es ist ein Boshafter, lieber Vater, ich mag ihn ungern sehn.

Prosp. In unsrer Lage können wir ihn aber nicht entbehren: er macht uns Feuer, holt unser Holz, und thut uns viel nützliche Dienste. — He! Sklave! Caliban! — Du träger Klumpen, antworte doch!

Caliban. (Hinter der Bühne.) 'S ist Holz genug drinne!

Prosp. Komm hervor, sag' ich, du giftiger Sklave! es sind andere Geschäfte für dich da, du Schildkröte! —

(Caliban tritt auf.)

Caliban. Der giftigste Thau, den meine Mutter jemals mit Rabenflügeln vom faulen Moor abgebürstet hat, beregn' euch beide! Ein Südwest blas' euch Geschwüre auf den ganzen Leib!

Prosp. Dafür, sey versichert, sollst du in der Nacht Krämpfe bekommen, und Seitenstechen, das deinen Athem einschnürt; Igel sollen sich an dir müde arbeiten, so dicht wie Honigwaben sollst du zerstochen werden, und jeder Stich brennender, als der Stich der Biene.

Calib. Mein Mittagbrod will ich! — Das ist meine Insel hier, von Sycorax, meiner Mutter, her; du hast sie mir gestohlen. — Als du erst ankamst, ja, da ward ich von dir gestreichelt, da ward viel aus mir gemacht; da gabst du mir auch ein schönes Wasser, mit Beeren drinn; da sagtest du mir, wie das große und kleine Licht heißt, das bei Tage und in der Nacht brennt: und damals war ich dir gut, da zeigt' ich dir hier alle Sachen auf der Insel, alle süßen und salzigen Wasser, die dürren Plätze und auch die fruchtbaren. O verflucht bin ich, daß ich so that! — Alle Hexenkünste der Sycorax, Kröten, Schröter und Fledermäuse über euch! denn ich bin nun hier euer Knecht und einziger Unterthan, da ich vorher mein eigner König war: in den harten Fels da sperrt ihr mich ein, und behaltet alles übrige von meiner Insel für euch.

Prosp. Lügenhafter Sklave, den nur Schläge, nicht Freundlichkeit bezähmen können! Trotz deiner wilden Art bin ich dir mit Menschenfreundlichkeit begegnet, ich gab dir in meiner eignen Hütte einen Platz, bis du mein Kind zu entehren suchtest.

Calib. Oho! oho! — wollt' es wär' geschehn! du kamst nur zu früh, sonst hätt' ich die Insel mit Calibanen bevölkert.

Prosp. Abscheulicher Sklave, keinem guten Eindruck offen, nur für Schändlichkeiten gelehrig! Ich hatte Mitleiden mit dir; mit vieler Mühe bracht' ich dich zum sprechen, und lehrte dich stündlich bald dies, bald jenes. Du, Wilder, konntest deine Meynung nicht kennbar machen, sondern wie ein verächtlich Vieh schlugst du ein Gebell an, ich verlieh deinen dunkeln Begriffen erst Worte. Aber trotz allem blieb dir deine rohe Art, die dich edleren Wesen abscheulich macht, darum hast du verdient, daß ich dich in den Felsen sperre, ja, du hast mehr als einen Kerker verdient.

Calib. Ihr lehrtet mich die Sprache, und mein Vortheil ist, daß ich nun doch fluchen kann. — Die Pest über euch, daß ihr mich eure Sprache gelehrt habt!

Prosp. Fort Wechselbalg! Trage Reiser zusammen, und schnell, denn du bekömmst noch andre Arbeit. — Du zuckst die Schultern, Tückischer? — Bist du nachläßig, oder thust du mein Gebot unwillig, so will ich dich mit schweren Krämpfen foltern, alle deine Gebeine mit Schmerzen füllen, und dich so brüllen lassen, daß das Wild selbst bey deinem Geheule zittert.

Calib. Nein, bitte! — (bey Seite) Ich muß gehorchen, denn seine Kunst ist so gewaltig, daß er den Setebos, den Gott meiner Mutter, zähmen könnte, und ihn als Knecht brauchen.

Prosp. Nun, fort, Sklave! —

(Caliban geht ab.)

(Prospero und Miranda stehen auf der einen Seite der Bühne; jetzt trit Ariel auf, spielend und singend, auf der andern Seite; Ferdinand folgt Schritt vor Schritt der Musik, wie unwillkührlich.)

Ariel.

Still ist das Meer, —
Nun flieget hieher
Und schwärmt auf dem blühenden Ufer umher!

Bey freundlichen Küssen
Tanzt Arm in Arm,
Mit flüchtigen Füßen
Schwebe,
Brüderlich hebe
Sich hüpfend und jauchzend der lustige Schwarm.

Dem Widerklang
Am Felsenhang
Ertöne der lustige Rundgesang!

Geister (hinter der Bühne.)

Bau, — Wau!

Ariel.

Der Wachthund schlägt an!

Geister.

Bau, — Wau!

Ariel.

Der muntere Hahn
Schreit krähend und kickernd zum Himmel hinan.

Geister.

Kock — kock — akockerkiki!

Ferdinand. Wo ist diese Musik? — In der Luft, oder auf der Erde? — Gewiß erklang sie zur Ehre einer Gottheit auf dieser Insel. — Als ich auf einer Sandbank saß, und den Tod des Königs, meines Vaters, beweinte, schlich diese Musik auf den Wellen zu mir herüber, und ihre süßen Accente besänftigten den Trotz der Fluth, und meinen Schmerz; seitdem bin ich ihr gefolgt; sie hat mich nach sich gezogen. — Aber sie schweigt: — nein, sie beginnt von neuem.

Ariel.

In des Meeres wüsten Hallen
Liegt dein Vater, tief und fern,
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perle wird sein Augenstern.

Auf dem dunkeln, feuchten Boden
Wandelt bald der Leichnam sich,
Alles wird zu Seekleinoden
Auf des Meeres dunkelm Boden,
Wundervoll und schauerlich.

Seegöttinnen durch die weiten
Meergemächer leise schreiten,
Ihm den Todtensang zu läuten. —
Den Todtensang,
Ding, — dang!

Geister, (ungesehen.)
Ding, — dang.
Ding, — dang.

Ferdinand. Das Lied spricht von meinem ertrunkenen Vater. — Nein, das ist keine irrdische Melodie. — Jetzt fliegt sie über mir hinweg.

Prosp. (Zu Miranda.) Eröffne dein Auge, und sage mir, was du dort siehst.

Mir. Was ist das? — Ein Geist? — Sieh, wie es um sich blickt. — O wahrlich, Vater, das ist eine schöne Gestalt. — Aber es ist ein Geist.

Prosp. Nein, Kind, es ißt und schläft, und hat nicht andre Sinne wie wir. — Der Jüngling, den du dort siehst, war mit im Schiffbruch, und man könnte ihn ziemlich schön nennen, wenn ihn der Gram

nicht etwas entstellt hätte. — Er hat seine Gefährten verlohren, und schweift nun umher um sie wieder zu finden.

Mir. Ich möchte ihn ein göttliches Wesen nennen, so überirrdisch edel erscheint er mir.

Prosp. (Bey Seite.) Es geht, wie es meine Seele wünscht. — Mein lieber Geist, dafür bist du in zwey Tagen frey.

Ferdin. Ha! die Gottheit, welcher die Gesänge tönten! — O antworte meinem demüthigen Flehen, ob diese Insel dein Wohnsitz ist, und gieb mir einen gütigen Wink, wie ich mich hier betragen muß.

Mir. Keine Gottheit, — nur ein armes Mädchen.

Ferd. Meine Sprache! O Himmel! — Ich bin der Vornehmste von denen die sie reden, wär' ich nur dort, wo sie gesprochen wird!

Prosp. Wie? der Vornehmste? Was würde aus dir werden, wenn dich der König von Neapel so reden hörte?

Ferd. Ich erstaune darüber, daß du ihn nennst. — Ach! er hört mich, und daß er mich hört, das ist eben worüber ich weine. — Ich selbst bin jetzt der König von Neapel, und diese meine Augen sind seitdem nicht trocken geworden, seit sie meinen Vater untersinken sahn.

Mir. Ach! Erbarmen!

Prosp. (Bey Seite.) Beym ersten Blick tauschten sie ihre Herzen aus. — Mein zarter Ariel,

dies macht dich frey. — (Laut) Ein Wort mit euch, — ich fürchte, — nur ein Wort mit euch.

Mir. Warum ist mein Vater so unfreundlich? das ist der dritte Mann, den ich jemals sah, und der erste, für den ich seufze. O Mitleid! laß meinen Vater so wie mich empfinden!

Ferd. O, wenn du eine Jungfrau bist, wenn du deine Liebe noch nicht versagt hast, so will ich dich zur Königinn von Neapel machen.

Prosp. Gemach, nur Ein Wort! — (Bey Seite.) Sie lieben sich, — ich muß aber dieser Liebe etwas in den Weg legen, sonst verliert der Preis beym zu leichten Gewinnst. — (Laut.) Höre; ich befehle dir, mir zu folgen. Ohne Recht hast du dich in diese Insel eingeschlichen, um sie mir, ihrem Besitzer, zu entreißen.

Ferd. Nein, so wahr ich ein redlicher Mann bin!

Mir. Nein, in einer so schönen Gestalt kann nichts böses wohnen.

Prosp. (Zu Ferdinand.) Folge mir, — und du sprich nicht für ihn; er ist ein Verräther! — Komm, ich will deinen Nacken und deine Füße zusammenschnüren, Seewasser sollst du trinken, und frische Bachbungen, welke Wurzeln und Eichelhülsen sollen deine Nahrung seyn. — Folge mir!

Ferd. Nein, einer solchen Begegnung will ich mich so lange widersetzen, bis mein Feind der Stär-

kere ist. — (Er zieht den Degen, Prospero berührt ihn mit seinem Stabe, Ferdinand steht fest gezaubert, das Schwerdt entfällt seiner Hand.)

Mir. O lieber Vater, verdamme ihn nicht zu rasch, er ist ja freundlich, und du brauchst ihn nicht zu fürchten.

Prosp. Wie? — Du sprichst für ihn? — Nimm dein Schwerdt auf, Verräther! Du hast keine Kraft, so sehr drückt die Schuld dein Gewissen. Mit diesem Stab hab' ich dich entwaffnet.

Mir. Ich bitte dich, lieber Vater!

Prosp. Fort! häng' dich nicht an mein Kleid.

Mir. Ich bitte dich, habe Mitleid, ich will Bürge für ihn seyn.

Prosp. Schweig! noch ein einziges Wort, und ich hasse dich! — Wie? für einen Betrüger zu sprechen? Ha! du denkst, es giebt nicht mehr solche Männer, weil du nur Caliban und ihn gesehn hast; Närrin, gegen die meisten Männer ist er ein Caliban, und sie sind Engel gegen ihn.

Mir. So sind meine Neigungen denn sehr bescheiden; ich verlange gar nicht, einen schönern Mann zu sehen.

Prosp. (Zu Ferdinand.) Komm, und gehorche; — deine Sehnen sind wieder so schwach, wie sie in ihrer Kindheit waren.

Ferd. So ist es; alle meine Lebensgeister sind, wie in einem Traum, gefesselt. — Aber meines Va-

ters Tod, die Ohnmacht die ich fühle, der Verlust aller meiner Freunde, und die Drohungen dieses Mannes, dem ich jetzt unterworfen bin, sind mir nur gering, wenn ich nur Einmal am Tage durch mein Gefängniß dieses Mädchen sehe: die Freyheit mag auf der übrigen Erde wohnen, für mich ist in solchem Kerker Raum genug.

Prosp. (Bey Seite.) Es wirkt. — (Laut.) Folge. — (Zu Ariel.) Ich danke dir, mein Ariel. Höre, was du noch für mich thun sollst. (Er spricht leise mit Ariel.)

Mir. Gieb dich nur zufrieden; mein Vater ist milder als er jetzt gesprochen hat; so wie er jetzt war, ist er nie.

Prosp. So frey wie die Winde auf den Bergen sollst du seyn; aber richte mein Gebot aufs genauste aus.

Ariel. Bis auf den geringsten Umstand.

(Geht ab.)

Prosp. Folge mir. — Du sprich nicht für ihn.

(Alle gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

(Eine andere Gegend der Insel.)

Erste Scene.

Alonso, Sebastian, Anthonio, Gonzalo, Adrian, Francesco, und andre Hofleute.

Gonzalo. Ich bitt' euch, mein König, seyd heiter; ihr und wir alle haben Ursach uns zu freuen.

Alonso. Ich bitte dich, schweig.

Gonz. Unser Unglück ist etwas ganz gewöhnliches, an jedem Tage hat irgend ein Schifferweib oder ein Kaufmann dieselbe Ursach zu klagen; aber von einem solchen Wunderwerke, wie unsre Rettung ist, können unter Millionen nur wenige sagen: wir leben, auf eine wunderbare Art von den Wellen ans Land getragen; ja, es ist unbegreiflich, wie das Seewasser unsre Kleider kaum feucht gemacht hat, sie haben keinen Flecken, sondern sie sind noch eben so neu, wie damals, als wir sie in Afrika zum erstenmale trugen, als die Hochzeit eurer schönen Tochter Claribella mit dem Könige von Tunis gefeyert ward. — Drum,

mein guter König, laßt uns weislich unsern Gram gegen unsern Trost abwägen.

Alonso. Ich höre das Schellengeläute deiner Worte mit Verdruß an. — O hätt' ich doch meine Tochter nie in Tunis verheirathet! Denn auf der Rückkehr hab' ich meinen Sohn verlohren, — und auch meine Tochter, denn sie ist von Italien so weit entfernt, daß ich sie niemals wiedersehen werde. — O, mein Sohn, welchem Seeungeheuer bist du zur Beute geworden?

Francesco. Mein König, er lebt vielleicht. Ich sah, wie er alle Wogen unter sich niederschlug, und auf ihrem Rücken schwebte: er schlug die feindliche Fluth auf die Seite, und bot den größten Wogen eine königliche Brust. Er erhielt sein kühnes Haupt immer über dem Wasser, und ruderte mit starken Armen nach der Küste, die sich ihm, von den Wogen untergraben, entgegenbog. — Gewiß erreichte er lebend das Ufer.

Alonso. Nein, nein! er ist dahin!

Sebast. Diesen großen Verlust habt ihr euch nur selbst zu verdanken; freilich durfte Europa nicht mit eurer Tochter beglückt werden, dafür ward sie lieber an einen Afrikaner verschleudert; wo sie wenigstens weit genug aus eurem Auge verbannt ist, das hinlängliche Ursach hat, aus Gram darüber zu weinen.

Alonso. Ich bitte dich, schweig!

Sebast. Man lag zu euren Füßen, wir alle bestürmten euch mit Bitten; die schöne Seele selbst schwankte zwischen Gehorsam und Widerwillen, in ängstlicher Erwartung, welche Schaale niedersinken würde. — Euer Sohn, fürcht' ich, ist auf immer verlohren. — Diese Reise hat in Mayland und Napel mehr Wittwen gemacht, als wir Männer mitbringen, um sie zu trösten. — Ihr allein habt die größte Schuld.

Alonso. So wie den größten Verlust.

Gonz. Mein Prinz Sebastian, die Wahrheit, die ihr sagt, ist unfreundlich, und zur unrechten Zeit; ihr reibt die Wunde statt ein Pflaster darauf zu legen.

Sebast. Schön gesprochen!

Anthon. Und sehr chirurgisch.

Gonz. Mein König, wir alle haben schlechtes Wetter, wenn eure Stirn bewölkt ist.

Sebast. Schlecht Wetter?

Anth. Ja wohl, schlecht.

Gonz. Wenn ich der König dieser Insel wäre, — so würd' ich hier eine eigne, ganz neue Regierungsform einführen. In meinem Staate dürfte kein Handel getrieben, kein Krieg geführt werden; die Wissenschaften sollten nach und nach wieder einschlafen; es müßten keine Obrigkeiten seyn, ich wollte mich bemühen, das goldne Zeitalter wieder herzustellen.

Anth. O, du glückliches Zeitalter!

Gonz.

Gonz. Alles eine einzige große, einträchtige und glückliche Familie! kein Haß und Zwiespalt, kein Neid und keine Verfolgung! — Keiner der andre beherrscht, und keiner der beherrscht wird, die glücklichste Gleichheit aller Stände.

Sebast. Und doch wollte er König seyn!

Anthon. Das Ende seiner Staatsverfassung vergißt den Anfang!

Sebast. Gott erhalte Seine Majestät!

Anthon. Lange lebe Gonzalo, der Wiederhersteller des goldenen Zeitalters!

Gonz. Ihr hört mich nicht, mein König.

Alonso. Ich bitte dich, hör' auf; du sagst mir da ein langes Nichts.

Gonz. Es geschah blos, um diesen Herren eine Erschütterung des Zwerchfells zu machen.

(Ariel tritt auf, mit einer feyerlichen Musik.)

Anthon. Ihr habt uns im Gegentheil schläfrig gemacht, denn seht, Francesco schläft schon.

Gonz. Und ich selbst bin müde!

Anthon. Nun so schlaft und schweigt.

(Gonzalo, Adrian, Francesco und die übrigen Hofleute sind eingeschlafen.)

Alonso. So schnell eingeschlafen? — Und auch meine Augen fallen zu. —

Anthon. Schlaft, mein König, der Schlaf ist im Unglück stets ein Tröster.

Sebast. Wir beyde wollen unterdeß für eure Sicherheit wachen.

Alonso. Sonderbar. — (Er schläft ein.)

Ariel (singt und spielt.)

Vor Gefahren
Seine Freunde zu bewahren,
Schickt mein Meister mich hieher!
Hieher! Hieher!

Ruhe senke
Sich hernieder,
Schlummer tränke
Ihre müden Augenlieder.

Säusle, Hain!
Wieg' ein,
Dämmerschein!
Sie — schlafen — ein!

Sebast. Was ist das für eine seltsame Betäubung, die sie ergreift!

Anthon. Die Eigenschaft des Klima's.

Sebast. Aber warum bleiben unsre Augen offen? — Ich fühle mich gar nicht schläfrig.

Anthon. Ich auch nicht; meine Lebensgeister sind munter. — Sie fielen zusammen, als wenn sie's abgeredet hätten, wie vom Blitz erschlagen. — Was könnte, edler Sebastian, o was könnte! — Nichts mehr. — Und doch dünkt mich, les' ich in deinem Gesichte, was du seyn solltest. — Die Gelegenheit redet dir zu, und meine erhitzte Phantasie sieht eine Krone, die auf dein Haupt niederfällt.

Sebast. Wie? Bist du wach?

Anthon. Hörst du mich denn nicht sprechen?

Sebast. Freilich, und wahrhaftig, es ist die Sprache eines Träumers. — Was sagtest du denn? — Seltsam, so mit weit offnen Augen zu schlafen! zu stehn, zu sprechen, sich zu bewegen, — und doch fest eingeschlafen!

Anthon. Edler Sebastian, du ließest dein Glück schlafen, — nein, sterben vielmehr. — Du schläfst, indem du wachst.

Sebast. Du schnarchst verständlich; es ist Sinn in deinem Schnarchen.

Anthon. Ich bin ernsthafter wie gewöhnlich; wenn du mich verstehst, so sey es auch, und ich will dich dreymal größer machen als du bist.

Sebast. Nun gut, ich bin stehendes Wasser.

Anthon. Ich will dich fließen lehren.

Sebast. Thu's: denn stillstehn lehrt mich meine angebohrne Trägheit.

Anthon. O wüßtest du nur, wie sehr du meinem Vorschlag entgegen kömmst, indem du ihm ausweichst! wie du dich unter dem Sträuben nur noch mehr verwickelst! Langsame Menschen werden oft durch ihre Furcht oder Trägheit nur um so schneller auf den Grund gezogen.

Sebast. Ich bitte dich, sprich! — Das Feuer deines Auges und deiner Wange verkündet einen großen Gedanken, mit dem du schwanger bist.

Anthon. So ist es, Prinz. — Dieser Herr schwachen Angedenkens, — (man wird seiner eben so wenig gedenken, wenn er einmal eingescharrt ist,) er hat den König fast überredet, (denn er hat einen Geist der Ueberredung,) daß sein Sohn noch lebt. Daß er aber nicht ertrunken sey, ist eben so unmöglich, als daß er, der hier schläft, jetzt schwimmen könnte.

Sebast. Ich habe auch keine Hofnung, daß er nicht ertrunken sey.

Anthon. O wie viele Hoffnung hast du eben daher, weil du hier keine Hoffnung hast! — Hier keine Hoffnung, ist dort eine so hohe Hoffnung, daß selbst der Ehrgeiz nur einen zweifelnden Blick so hoch hinauf werfen kann. — Du giebst mir also zu, daß Ferdinand ertrunken ist?

Sebast. Er ist todt.

Anthon. So sage mir, wer ist der nächste Erbe von Neapel?

Sebast. Claribella.

Anthon. Sie, die Königinn von Tunis? — Sie, die zehn Meilen jenseits aller Menschen wohnt? Sie, die von Neapel keine Nachrichten haben kann, wenn nicht die Sonne ihr Postbothe wird? — Neugebohrne Kinne werden indeß rauh und bärtig. — Sie, — — hat uns nicht alle, als wir von ihr reisten, die See verschluckt? — obgleich einige wieder ausgeworfen sind, die durch diesen Zufall eine Scene spielen können, von der die lange Vergangenheit nur ein Prolog ist; alles was jetzt geschehen soll, ist meine und deine Rolle.

Sebast. Was ist das? — Wie sagst du? — Freilich ist meines Bruders Tochter Königinn von Tunis; eben so ist sie die Erbinn von Neapel; — und zwischen beyden Ländern ist ein ziemlicher Zwischenraum.

Anth. Ein Raum, wovon jede Spanne auszurufen scheint: Wie soll uns diese Claribella nach Neapel zurückmessen? — Bleibe sie in Tunis, und möge Sebastian erwachen! — Wenn dies nun der Tod wäre, der sie jetzt befallen hätte; je nun, sie wären darum nicht übler dran. Es giebt Leute die Neapel eben so gut regieren können, wie der Schläfer hier; Herren, die eben so viele und leere Worte machen könnten, als dieser Gonzalo, ich selbst wollte mich zu einem solchen Staar abrichten. — O hättest du doch mein Gemüth! — welch heilsamer Schlaf wäre dies dann für deine Beförderung! — Verstehst du mich?

Sebast. Ich glaube.

Anth. Und wie gefällt dir dein gutes Glück?

Sebast. Ich dachte eben dran, daß du deinen Bruder Prospero aus dem Sattel hobest.

Anth. Freilich, und sieh, wie gut mir meine Kleider stehn; weit besser, als vorher. Meines Bruders Untergebene waren damals meines Gleichen, jetzt sind sie meine Diener.

Sebast. Aber dein Gewissen —

Anth. Ho ho, Freund! wo liegt das? Wär's ein Hühnerauge, so müßt' ich in Pantoffeln gehn: aber ich fühle diese Gottheit in meinem Busen nicht. — Hätten sich zwanzig Gewissen zwischen mich und Mayland gestellt, sie hätten frieren und wieder aufthauen mögen, ohne mir im Wege zu seyn. — Hier liegt dein Bruder, um nichts besser als die Erde auf der er liegt, wenn er das wäre, was er jetzt scheint: todt! — Mit drey Zollen von diesem gehorsamen Stahl kann ich ihn auf immer zu Bette bringen: du kannst in dem nämlichen Augenblick dasselbe mit diesem Klugheitsspiegel, diesem Ritter Tugendreich thun, damit er uns nachher keine Händel macht. Alle übrigen werden sich krümmen und drehen, wie ein Kater, der Milch bekömmt: sie werden die Uhr auf jede Stunde stellen, die wir angeben wollen.

Sebast. Du sollst mein Beyspiel seyn, Freund: wie du Mayland gewannst, eben so will ich zu Neapel kommen. Zieh dein Schwerdt; ein einziger Stoß

soll dich von deinem Tribut befreyen, und ich, der König, werde dir noch Dank schuldig bleiben.

Anth. Zieh dein Schwerdt zugleich, und wenn ich meine Hand aufhebe, so durchstoße du Gonzalo.

Sebast. Höre, nur noch Ein Wort! (Sie reden heimlich miteinander.)

Ariel (singt dem Gonzalo ins Ohr.)

Ohne Bedacht
Schlaft ihr, es wacht
Bosheit, und lacht!
Schleichend und sacht
Wird itzt vollbracht,
Was sie erdacht: — —
Nun so erwacht!

Anth. So laßt uns denn schnell seyn!

Gonz. Ihr guten Engel, schützt den König!

(Alle wachen.)

Alonso. Wie? — Was ist das? — Erwacht! — Warum die Schwerdter gezogen? — Was soll dieser wilde Blick? —

Gonz. Was giebts?

Anth. Als wir hier standen, euren Schlaf zu schützen, da hörten wir, eben jetzt, ein hohles, dumpfes Brüllen, wie von Stieren, oder vielmehr von Löwen. — Machte es euch nicht wach? — Es schallte entsetzlich in mein Ohr.

Alonso. Ich hörte nichts.

Sebast. O es war ein Getöse, das Ohr eines Ungeheuers zu erschrecken! — um ein Erdbeben zu erregen! — wahrhaftig es war das Gebrülle von einer ganzen Heerde von Löwen.

Alonso. Hast du es gehört, Gonzalo?

Gonz. Auf meine Ehre, mein König, ich hörte ein Summen, und von einer seltsamen Art, dies weckte mich auf. Ich stieß euch an, gnädiger Herr, und rief; als ich meine Augen aufschlug, sah ich ihre Schwerdter gezogen: — ein Geräusch war, das ist gewiß. — Das beste ist, wir sind auf unsrer Hut; oder verlassen diesen Ort. — Wir wollen alle unsre Schwerdter ziehn.

Alonso. Wir wollen von hier weggehn, und meinen armen Sohn weiter suchen.

Gonz. Der Himmel beschütze ihn vor diesen wilden Thieren, denn er ist gewiß auf der Insel.

Alonso. Kommt! —

(Sie gehen ab.)

Ariel. Mein Gebiether Prospero soll erfahren, was ich gethan habe. — So, König, geh' unversehrt, und suche deinen Sohn. —

(Geht ab.)

Zweyte Scene.

(Eine andre Gegend der Insel. — Man hört donnern.)

(Caliban tritt auf, mit einem Regenmantel. Er trägt eine Ladung Holz.)

Caliban. So wollt' ich, daß alles Gift, das die Sonne aus Sümpfen, Mooren und verfaulten Wassern saugt, auf Prospero falle, und ihn zu einer einzigen Eiterbeule mache! — Seine Geister hören mich, aber ich kann nicht helfen, ich muß fluchen. — Und sie würden mich auch nicht stechen, nicht als Stachelschweine mich erschrecken, in den Morast tauchen, oder mich als Feuerbrände im Finstern aus meinem Wege locken, wenn er es ihnen nicht beföhle. Aber er hetzt sie um jede Kleinigkeit auf mich. Oft als Affen, die schnattern und mir Mäuler ziehn und mich nachher beißen; dann wieder wie Igel, die zusammengerollt in meinem Wege liegen und mir in die Fersen stechen, wenn ich falle; manchmal zerbeißen mich Ottern, die mit der gespaltenen Zunge zischen bis ich toll bin. — (Trinkulo tritt auf.) — Sieh! sieh! da kömmt einer von seinen Geistern; der will mich quälen, weil ich das Holz nicht geschwinde gebracht habe: — ich will nur niederfallen, vielleicht sieht er mich nicht. — (Er wirft sich nieder.)

Trinkulo. Da ist weder Busch noch Strauch, um sich vor dem Wetter zu verkriechen, und es kömmt

schon wieder ein neues Gewitter; man kann's am Winde hören; und jene schwarze Wolke, jener Riese von Wolke, sieht gerade wie ein Oxhoft aus, das sich ausgießen will. — Wenn wieder solch Gedonner anfängt, wie vorher, so weiß ich nicht, wo ich meinen Kopf hinstecken soll: eimerweise muß die Wolke da herunterfallen. — Was haben wir denn hier? Mensch, oder Fisch? — Todt oder lebendig? — Ein Fisch, denn es riecht wie ein Fisch! — Ein kurioser Fisch! — Wär' ich jetzt nur in Europa, und hätte diesen Fisch blos abgemahlt, da wäre kein Feyertagsnarr, der mir nicht ein Stück Geld gäbe: das Ungeheuer würde mich da zu einem ganzen Kerl machen; — durch seltsame Bestien wird man da ein gemachter Mann. — Wenn sie nicht einen Pfennig geben wollen, um einem lahmen Bettler beyzustehn, so geben sie zehn, um einen todten Indianer zu sehn. — Beine, wie ein Mensch! und seine Floßfedern sind wie Arme! — Warm, bey meiner Treu! — Nein, ich habe mich geirrt, das ist kein Fisch, das ist ein Eingebohrner, den ein Donnerkeil umgeschmissen hat. — O weh! da kömmt der Sturm wieder! Das gescheidteste ist, ich krieche unter seinen Regenmantel, ein andres Obdach giebt's hier nicht. — Das Elend kann einem seltsame Schlafkameraden zuführen: ich will mich hierunterstecken, bis der ärgste Sturm vorüber ist.

(Stephano tritt auf, mit einer Flasche in der Hand.)

Stephano. (singt.)

Ich will nicht mehr in Wassersnoth,
Am Ufer such' ich meinen Tod!

Das ist gut auf einem Kirchhof, oder unterm Galgen zu singen. —

Mag der Sturmwind brausen
Von Nord und Ost,
Und wüthend die krausen
Gewölke zerzausen,
Hier ist mein Trost! (Er trinkt.)

Mag zum Himmel schwellen
Die wilde Fluth,
Und Winde mit Wellen
Wie Hund' umher bellen, —
Hier ist mein Muth! (Er trinkt.)

Mag's stürmen von Norden, mag's stürmen von West,
So lange das Schicksal dich Theure mir läßt,
So hör' ich dem Sturme mit heiterer Ruh,
Dem Einfall des Himmels mit Fröhlichkeit zu.
(Er trinkt.)

Calib. Quäle mich nicht, oh!

Steph. Was giebt's hier? — Ha! ich bin nicht dem Ersaufen entwischt, um mich nun vor deinen vier Beinen zu fürchten! Denn es ist immer gesagt worden: ein so wackrer Mann, als nur je auf vier Beinen gieng, kann ihn nicht zum Weichen bringen! Und es soll auch noch ferner gesagt werden, so lange Stephano durch seine Nasenlöcher Athem einzieht!

Calib. Der Geist quält mich! Oh!

Steph. Das ist ein vierbeinigtes Ungeheuer hier von der Insel, das, so viel ich begreifen kann, das Fieber gekriegt hat. — Aber, wie der Teufel hat es unsre Sprache gelernt? — Ich will ihm eine Herzstärkung geben, wär's auch nur um Gotteswillen. — Kann ich ihn kuriren und zahm machen, und komme wieder mit ihm nach Neapel, so ist er ein Geschenk für den größten Kaiser, der jemals auf Kuhleder gieng.

Calib. Quäl' mich nicht; bitte dich; ich will mein Holz ja schneller bringen.

Steph. Er ist jetzt in der Hitze, und spricht nicht zum gescheidtesten. — Er soll von meiner Flasche kosten; hat er noch keinen Wein getrunken, so vertreibt er gewiß das Fieber. — Wenn ich ihn kuriren und zahm machen kann, so will ich nicht zu viel für ihn nehmen. Er soll mir gewiß ein tüchtiges Geld einbringen.

Calib. Bis jetzt hast du mir noch nicht viel gethan, aber nun wirst du anfangen, ich merk's

an deinem Zittern: Prospero wirkt jetzt auf dich!

Steph. Mach fort! Thu' dein Maul auf! Nun! — Ich versichre dich, das wird dein Zittern wegschütteln, und das aus dem Grunde. — Man weiß nicht, wo man einen guten Freund antreffen kann. — Thu' die Kinnbacken noch einmal von einander!

Trink. Die Stimme kömmt mir bekannt vor; es ist — aber der ist ersoffen, und das hier sind Teufel! — O sey uns gnädig!

Steph. Vier Beine und zwey Stimmen; ein recht zierliches Ungeheuer! — Seine vordere Stimme wird gut von seinem Freunde sprechen, und hinterrücks kann er ihn zugleich verläumden. — Und sollte aller Wein aus meiner Flasche draufgehn, so will ich ihn von seinem Fieber kuriren. — Komm, — ich will etwas in dein andres Maul gießen.

Trink. Stephano! —

Steph. Ruft mich dein zweyter Mund? Gott sey bey uns! dies ist der Teufel, und kien Ungeheuer. — Nein, ich will machen, daß ich fortkomme.

Trink. Stephano, — wenn du Stephano bist, so rühr' mich an, und sprich mit mir, denn ich bin Trinkulo, — fürchte dich nicht, — dein guter Freund Trinkulo.

Steph. Wenn du Trinkulo bist, so komm hervor; ich will dich bey den dünnern Beinen ziehen; wenn hier Trinkulo's Beine drunter sind, so sind es diese. — Wahrhaftig du bist Trinkulo; aber wie kamst du denn mit diesem Mondkalbe zusammen?

Trink. Ich glaubte es wäre von Donner erschlagen. — Bist du aber nicht ersoffen, Stephano? — Ich hoffe jetzt, du bist nicht ersoffen. — Ist der Sturm vorüber? Aus Furcht vor dem Sturme kroch ich unter des Mondkalbs Regenmantel. — Und lebst du denn, Stephano? — O Stephano, zwey Neapolitaner sind entronnen!

Steph. Ich bitte dich, dreh' mich nicht so um, mein Magen ist noch nicht in seiner Verfassung.

Calib. Das sind hübsche Dinger, wenn es keine Geister sind. — Das da ist ein braver Gott, und führt ein himmlisches Getränk. — Ich will vor ihm niederknien.

Steph. Wie wurdest du gerettet? Wie kamst du hieher? Schwöre mir, bey dieser Flasche, wie kamst du hieher? — Ich rettete mich auf einer Weintonne, die die Matrosen über Bord warfen: bey dieser Flasche, die ich mit eigenen Händen aus Baumrinde gemacht habe, so wie ich ans Ufer kam.

Calib. (der vor Stephano niedergekniet ist.) Ich will bey dieser Flasche schwören, dein treuer Unterthan zu seyn; denn das Getränk da ist nicht irrdisch.

Steph. Hier, so schwöre denn. — Aber wie wardst du gerettet?

Trink. Ich schwamm ans Ufer, Kerl, wie eine Ente. Ich kann schwimmen, wie eine Ente, das will ich beschwören.

Steph. Hier, küsse das Buch.

Trink. (nachdem er getrunken.) O Stephano, hast du mehr davon?

Steph. Ein ganzes Faß, Kerl. Mein Keller ist in einem Felsen, an der Seeseite, dort liegt mein Wein verborgen. — Nun, Mondkalb, was macht dein Fieber?

Calib. Bist du nicht vom Himmel gekommen?

Steph. Aus dem Monde, ich versichre dich: es gab eine Zeit, wo ich der Mann im Monde war.

Calib. Ich habe dich dort gesehen, und ich bete dich an. Meine Gebieterinn hat dich mir gezeigt, und auch deinen Hund und deinen Busch.

Steph. Komm, beschwöre das; Küsse das Buch, ich will es mit einem neuen Inhalte versehen; schwöre.

Trink. Beym Himmel, das ist ein sehr abgeschmacktes Ungeheuer! — Ich mich vor ihm fürchten? — ein elendes Ungeheuer! — der Mann im Monde? — ein klägliches, leichtgläubiges Ungeheuer. — Mein Seel, Ungeheuer, das war ein guter Zug!

Calib. Ich will dir alle fruchtbaren Oerter auf der Insel zeigen; und deine Füße will ich auch küssen. — Ich bitte dich, sey mein Gott.

Trink. Beym Himmel, ein nichtswürdiges, versoffenes Ungeheuer! Wenn sein Gott schläft, so wird er ihm die Flasche stehlen.

Calib. Ich will deine Füße küssen, ich will dir als ein Unterthan schwören.

Steph. Nun so knie nieder und schwöre!

Trink. Ich werde mich noch über dies Hundsgesicht von Ungeheuer zu Tode lachen! — Ein ganz miserables Ungeheuer! — Fast krieg' ich Lust, es abzuprügeln.

Steph. Küsse!

Trink. Wenn das elende Ungeheuer nicht besoffen wäre! — Ein vermaledeytes Ungeheuer!

Calib. Ich will dir die besten Quellen zeigen; ich will dir Beeren pflücken; will dir Fische fangen und dir Holz zutragen. — Die Pest über dem Tyrannen, dem ich diene! Ich will ihm keine Klötze mehr zutragen, sondern dir folgen, du wundervoller Mann.

Trink. Ein lächerliches Ungeheuer! Aus einem armen besoffenen Kerl ein Wunder zu machen!

Calib. Bitte dich, laß dich hinführen, wo Holzäpfel wachsen. Mit meinen langen Nägeln will ich dir Trüffeln graben; will dir ein Nußhehernest zeigen, und dich lehren, wie man die schlaue Meerkatze fängt. Zu dichten Haselstauden will ich dich führen,

und

und dir manchmal junge Gemsen von Felsen hohlen. — Willst du mit mir gehn?

Steph. Ich bitte dich, zeig' uns den Weg, ohne so viel zu schwatzen. — Trinkulo, da der König und alle unsre Gefährten ersoffen sind, so wollen wir vom Lande Besitz nehmen. — Hier, trage die Flasche! — Wir wollen sie gleich wieder füllen, Kamerad Trinkulo.

Calib. Heda! Freyheit! Freyheit!

Trink. Ein heulendes, ein besoffenes Ungeheuer!

Calib. Mein Herr Prospero,
Lebt wohl!
Lebt wohl!
Bin jetzt mein eigner Herr so!
Brauch' ich nicht mehr zu dienen, o!
zu dienen euch! o!

Keine Fische
Fang' ich mehr,
Keine Tische
Scheur' ich mehr;
Mache kein Feuer,
Setze kein Wasser bey:
Das Ungeheuer
Ca — Caliban ist frey!

Frey! frey!
Und dabey
Bin ich mein eigner Herr,
Kein dummer Holzträger mehr.

Stephano.

So lange Wein
Die Flasche hält,
Lacht uns die Welt
Im Sonnenschein!
So laßt uns freun,
Wie Könige schrein,
Und glücklich seyn!

Caliban, Stephano und Trinkulo.

So laßt uns freun
Wie Könige schrein,
Und glücklich seyn!

Caliban.

Heisa! Heisa!
Juchhei und Hopsasa!
Froh und befreyt,
Ist Caliban heut.

Alle drey.

Heisa! heisa!
Fröhlich,
Seelig,
Betrunken und froh
In Ewigkeit so!
So! so!
In Ewigkeit so!

(Sie taumeln ab.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Vor Prospero's Wohnung.)

(Ferdinand tritt auf, mit einem Block auf der Schulter.)

Ferdinand. Es giebt Spiele, die mühsam sind, aber eben diese Mühe erhöht oft das Vergnügen. Manchen niederen Geschäften kann man sich auf eine ehrenvolle Art unterziehn, und Armseeligkeiten führen zuweilen zu einem glänzenden Ziele. Diese meine knechtische Arbeit würde mir eben so beschwerlich als verhaßt seyn, wenn mir nicht die Gebieterinn, der ich diene, Leben einflößte, und meine Arbeiten in Vergnügungen verwandelte. O! sie ist zehnmal so freundlich, als ihr Vater rauh, ob er gleich lauter Härte ist. — Auf seinen strengen Befehl muß ich einige tausend dieser Blöcke hieher tragen, und aufeinanderpacken. Meine reizende Gebieterinn weint, wenn sie mich arbeiten sieht, und sagt, so niedrige Geschäfte wären noch nie von einem solchen Manne

ausgeführt. — Ich vergesse meine Arbeit. — Aber diese süßen Gedanken geben mir neue Kräfte.

(Miranda kömmt aus der Hütte.)

Mir. Ach! ich bitte dich, arbeite nicht so eifrig. — Ich wollte, der Blitz hätte diese Klötze verbrannt! — Ich bitte dich, setz' dich nieder, und ruhe aus. — Mein Vater liest jetzt ämsig in seinen Büchern; ich bitte dich, ruhe aus. In drey vollen Stunden wird er sich nicht um dich bekümmern.

Ferdin. O, meine theuerste Gebieterinn! die Sonne wird untergehen, ehe ich mein auferlegtes Tagewerk werde vollendet haben.

Mir. Wenn du dich niedersetzen willst, so will ich unterdeß deine Klötze tragen. Ich bitte dich, gieb mir das, ich will es zu dem Haufen schleppen.

Ferdin. Nein, süßes Geschöpf! eher sollen meine Sehnen reißen, und mein Rückgrad brechen, ehe du eine solche Sklavenarbeit thun solltest, und ich müßig dabey sitzen.

Mir. Es würde sich für mich nicht weniger schikken, als für dich, und es würde mir nicht so beschwerlich fallen, denn ich thät' es dann mit gutem Willen, das thust du nicht.

(Prospero tritt unbemerkt aus der Hütte; er bleibt im Hintergrunde, und beobachtet sie.)

Prosp. Armes Geschöpf! — Deine Freyheit ist dahin! dieser Besuch beweist es.

Mir. Du siehst müde aus.

Ferdin. Nein, meine edle Gebieterinn. Wenn du auch am Abend bey mir bist, so ist doch frischer Morgen um mich her. — Ich bitte dich, vornehmlich, damit ich dich in mein Gebet schließen kann, wie ist dein Nahme?

Mir. Miranda. — O, mein Vater, ich habe dein Gebot übertreten!

Ferdin. Göttliche Miranda! so viel werth, wie das Kostbarste in der ganzen Welt! — Mit aufmerksamem Auge hab' ich so manches Frauenzimmer betrachtet, und manchmal hat die Musik ihrer Zungen mein horchendes Ohr gefesselt; wegen mancherley guten Eigenschaften haben mir verschiedene Weiber gefallen; aber nie hat eine so sehr meine ganze Seele ausgefüllt, daß nicht bald irgend ein Fehler ihren schönsten Vorzug bestritten und überwältigt hätte. — Du, du allein bist ganz vollkommen, ganz ohne Gleiches, aus allen Vorzügen der übrigen Wesen zusammengesetzt!

Mir. Ich kenne keine meines Geschlechts, ich habe kein andres weibliches Gesicht, als mein eignes, im Spiegel gesehn, auch hab' ich keinen andern Mann gesehn, als dich, meinen lieben Freund, und meinen theuren Vater. Ich kann nicht wissen, welche Gestalten anderswo seyn mögen, aber ich wünsche mir in der ganzen Welt keinen andern Gefährten, als dich; auch kann ich mir keine Gestalt vorstellen, die mir so gefiele, wie du. — Aber ich schwatz' auch gar

zu unbesonnen, und vergesse ganz meines Vaters Ermahnungen.

Ferdin. Ich bin ein Prinz, Miranda, und, wie ich glaube, (ich wollte, es wäre nicht so,) ein König, und ich würde diese Sklavenarbeit so wenig erdulden, als es leiden, wenn sich eine Fleischfliege auf meine Lippen setzte; — aber jetzt höre meine Seele reden, — im ersten Augenblicke, da ich dich sah, flog mein Herz in deinen Dienst, und machte mich zu deinem Sklaven, aus Liebe zu dir bin ich ein so geduldiger Holzträger.

Mir. Du liebst mich also?

Ferdin. O Himmel! O Erde! seyd meine Zeugen, und krönt mein Bekenntniß mit einem glücklichen Erfolge, wenn ich die Wahrheit sage; bin ich ein Lügner, so verwandelt meine schönsten Hoffnungen in Unglück. Ueber alle Gränzen, über alles, was sonst in der Welt ist, liebe, schätze, verehr' ich dich!

Mir. Ich bin eine Thörinn, darüber zu weinen, worüber ich froh bin.

Prosp. Wie schön begegnen sich hier zwey seltene Herzen! — Schüttet euren Seegen, ihr Himmel, auf ihre keimende Liebe!

Ferdin. Worüber weinst du?

Mir. Ueber meine Unwürdigkeit, daß ich das nicht anbieten darf, was ich doch zu geben wünsche, und noch weniger das annehmen, dessen Beraubung mein Tod seyn würde; aber das ist nur leeres Ge-

schwätz! — Hinweg, du falsche Schaam! du allein beseele mich, einfache, heilige Unschuld! Ich bin dein Weib, wenn du mich heirathen willst, wo nicht, so will ich als deine Geliebte sterben; du kannst mich als Gattinn verstoßen, aber deine Sklavinn will ich seyn, du magst es wollen, oder nicht.

Ferd. (kniend) Meine Gebieterinn bist du, Theuerste, und ich so dir ewig unterthan.

Mir. Mein Gemahl also?

Ferd. Ja, und mit so verlangendem Herzen, als sich nur Knechtschaft je nach Freyheit sehnte; hier ist meine Hand.

Mir. Und hier die meinige, mit meinem Herzen darin. — Und nun lebe auf auf eine halbe Stunde wohl.

Ferd. Tausend, tausend Lebewohl!

(Sie gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Prosp. So froh wie sie kann ich nicht seyn, denn sie sind ganz Entzücken; aber über nichts anders kann meine Freude so hoch steigen. — Jetzt will ich zu meinen Büchern, denn vor Abend muß ich noch viel zu Stande bringen. (Er geht ab.)

Zweite Scene.

(Eine andre Gegend der Insel.)

(Caliban, Stephano, Trinkulo.)

Steph. Nichts mehr davon, wenn das Faß leer ist, wollen wir Wasser trinken, eher nicht einen Tropfen! — Trink mir zu, Dienst-Ungeheuer!

Trink. Dienst-Ungeheuer? — Eine närrische Insel! — Es sollen nur fünfe hier seyn, wir sind drey davon, wenn die andern nicht richtiger im Kopfe sind, als wir, so steht der Staat auf schwachen Füßen.

Steph. Trink, Dienst-Ungeheuer, wenn ich's dir heiße. Deine Augen sind ganz in den Kopf eingesunken. — Dieser Bediente von Ungeheuer hat seine Zunge in Sekt ersäuft; was mich betrifft, mich kann die See nicht ersäufen, ich schwamm, beym Element! fünf und dreyßig Meilen hin und her, ehe ich ans Ufer kommen konnte. — Aber Mondkalb, so sprich doch einmal in deinem Leben, wenn du ein gutes Mondkalb bist.

Calib. Wie geht's dir, Gnädiger? Ich will deine Schuhe lecken. — Dem da will ich nicht dienen, er ist nicht herzhaft.

Trink. Du lügst, du dummes Ungeheuer; ich bin im Stande, es mit einem Gerichtsdiener aufzunehmen. — Wie, du liederlicher Fisch du, war je-

mals ein Mann eine Memme, der in einem Tage so viel Sekt getrunken hat? Kannst du dich unterstehen, so ungeheure Lügen zu sagen, und bist doch nur halb ein Fisch und halb ein Ungeheuer?

Calib. Sieh, er hat mich zum Narren, willst du ihn das so hingehen lassen, gnädiger Herr?

Trink. Gnädiger Herr! — daß ein Ungeheuer so dumm seyn kann!

Calib. Sieh, sieh, schon wieder; beiß ihn todt, bitte dich.

Steph. Trinkulo, habe auf deine Zunge in deinem Kopfe Acht; wirst du aber den Zänker spielen, so soll der nächste Baum — — das arme Ungeheuer ist mein Unterthan, und ihm soll kein Unrecht widerfahren.

Calib. Danke dir, edler Herr. — Gefällt es dir, meine Bitte noch einmal zu hören?

Steph. Ja, es gefällt mir. Knie nieder, und wiederhohle sie, ich will stehn, und Trinkulo soll auch stehn.

(Ariel kömmt unsichtbar.)

Calib. Wie ich dir schon sagte, ich bin einem Tyrannen unterthan, einem Zauberer, der mich durch seine List um diese Insel betrogen hat.

Ariel. Du lügst.

Calib. Du lügst, du Maulaffe du! Ich wollte, mein tapferer Herr vernichtete dich; ich lüge nicht.

Steph. Trinkulo, wenn ihr ihn noch einmal in seiner Erzählung unterbrecht, so will ich euch mit dieser Hand einige Zähne einschmeißen.

Trink. Was? Ich sagte ja nichts!

Steph. Nun so schweigt denn. — (zu Caliban) Fahre fort.

Calib. Ich sage, durch Zauberey gewann er die Insel; von mir gewann er sie. Willst du ihn nun, Großmächtiger, dafür strafen? denn ich weiß, du hast Herz, der da aber hat kein Herz. —

Steph. Das ist eine ausgemachte Sache.

Calib. So sollst du Herr hier seyn, und ich will dir dienen. —

Steph. Wie soll das aber geschehen? Kannst du mir ein Mittel sagen?

Calib. Ja, ja, mein Gebieter; ich will dir ihn schlafend liefern, da kannst du ihm denn einen Nagel durch den Kopf schlagen.

Ariel. Du lügst, das kannst du nicht.

Calib. Was ist denn das für ein buntscheckiger Flegel? Du Lumpenhund du! — Bitte dich, Großmächtiger, gieb ihm Schläge, und nimm ihm die Flasche; wenn er die nicht mehr hat, so muß er lauter Seewasser trinken, denn ich will ihm nicht zeigen, wo die frischen Quellen sind.

Steph. Trinkulo, gieb dich nicht weiter in Gefahr; unterbrichst du das Ungeheuer noch mit einem einzigen Worte, siehst du, so will ich meine Barm-

herzigkeit zur Thür hinausstoßen, und einen Stockfisch aus dir machen.

Trink. Nun, was sagt' ich denn? Ich sagte nichts. — Ich will weiter weg gehn.

Steph. Sagtest du nicht, er lüge?

Ariel. Du lügst.

Steph. (indem er ihn schlägt) So? — da nimm das. Wenn's dir schmeckt, so heiße mich ein andermahl wieder Lügner.

Trink. Ich sagte nichts von Lügner. — Hast du den Verstand verlohren, und die Ohren dazu? — Hohl' der Henker deine Flasche! das kann Sekt und Saufen thun! — daß die Pest dein Ungeheuer, und der Teufel deine Finger!

Calib. Ha! ha! ha!

Steph. Nun, weiter in deiner Erzählung, — (zu Trinkulo) Ich bitte dich, geh' weiter zurück!

Calib. Schlag' ihn tüchtig, nachher will ich ihn auch etwas prügeln.

Steph. Geh weiter zurück. — Nun fahre du fort.

Calib. Nun, wie ich dir sagte, hat er die Gewohnheit, daß er Nachmittags schläft, da kannst du ihm dann den Kopf zerschlagen, wenn du ihm erst seine Bücher genommen hast. Oder du kannst ihn auch mit einem Klotze todt schmeißen, oder mit deinem Messer den Hals aufschneiden. Aber vergiß nicht, ihm zuerst seine Bücher wegzunehmen, denn ohne sie

ist er so dumm wie ich bin, und hat keinem einzigen Geiste zu befehlen; sie hassen ihn alle, so giftig, wie ich ihn hasse. Darum verbrenne nur seine Bücher. Er hat auch viele wackre Sachen, womit er sein Haus einrichten will, wenn er erst ein Haus hat. Was aber von alllem am besten und am schönsten ist, das ist seine Tochter, er selber nennt sie unvergleichlich. Ich sah kein andres Weib, als nur Sykorax, meine Mutter, und sie, aber sie übertrifft die Sykorax so sehr, wie das Größte das Kleinste.

Steph. Sie ist also hübsch?

Calib. Ja, mein Gebieter; ich versichre dich, sie wird dein Bett zieren, und dir eine brave Zucht bringen.

Steph. Ungeheuer, ich will den Mann umbringen; seine Tochter und ich wollen König und Königinn seyn. Gott erhalte unsre Majestäten! und Trinkulo und du, ihr sollt Vicekönige seyn. — Ist's dir so recht, Trinkulo?

Trink. Vortreflich.

Steph. Gieb mir die Hand, es thut mir leid, daß ich dich geschlagen habe: aber so lange du lebst, halte deine Zunge in Schranken.

Calib. In einer halben Stunde wird er wohl eingeschlafen seyn; willst du ihn dann umbringen?

Steph. Ja, auf meine Ehre.

Ariel. Das will ich meinem Herrn erzählen.

Calib. Du machst mich ganz lustig; ich bin herzensvergnügt. Wollen uns eine Freude machen. — Wollen wir den Gesang singen, den ihr mich erst gelehrt habt?

Steph. Auf deine Vorbitte, Ungeheuer. — Du meynst den Gassenhauer?

Calib. Gassenhauer nennt ihr das? — Nun mag es heißen wie es will, so ist es ein göttlicher Gassenhauer.

Stephano.

Beschreibe mir Schlaraffenland!

Trinkulo.

Die Sitten von Schlaraffenland
Sind jedem Kinde ja bekannt.

Caliban.

Den Kindern sind sie ja bekannt,
Die Sitten in Schlaraffenland:
Ein Mädchen im Arm, und ein Glas in der Hand!

Alle drey.

Die Sitten in Schlaraffenland
Sind allen Narren ja bekannt:
Ein Mädchen im Arm, und ein Glas in der Hand;
O fänden wir baldigst das herrliche Land!

Stephano.

Erzähle weiter, lieber Sohn.

Trinkulo.

Ein jeder braver Erdensohn
Bekömmt fürs Schlafen starken Lohn.

Caliban.

Fürs Schlafen kriegt man reichen Lohn,
Der allerbravste Erdensohn,
Der zehnmal am Tische sitzt, den fürstlichen Thron.

Alle drey.

Verdienste ärndten dort den Lohn;
Wer zehnmal ißt, bekömmt die Kron':
O wär' ich im preislichen Lande doch schon,
Ich erbte wahrhaftig den fürstlichen Thron.

Ariel.

(fängt an, die Melodie des Liedes auf einer Pfeife zu spielen, und singt dann leiser, mit Begleitung einer Handtrommel.)

Ey ey! ha ha! die Narren da!
La la! zum Lachen! ha ha ha!
La la la! ha ha ha! zum Lachen! ha ha!
Hi hi hi! ha ha ha! die Narren! ha ha!

Steph. Was ist das?

Trink. Unser Lied!

Steph. Bist du ein Mensch, so zeige dich in deiner wahren Gestalt; bist du der Teufel, so zeige dich wie du Lust hast.

Trink. O vergieb mir meine Sünden!

Steph. Wer stirbt bezahlt alle seine Schulden. — Ich biete dir Trotz!

Trink. Der Himmel steh' uns bey!

Calib. Fürchtest du dich?

Steph. Nein, Ungeheuer, ich nicht.

Calib. Du mußt dich nicht fürchten. Die Insel ist voll von Getöse, von allerley Tönen, auch von schönen Melodien, die hübsch klingen, und keinem etwas thun. Manchmal sumsen tausend klimpernde Instrumente um mein Ohr, manchmal Stimmen, die, wenn ich auch eben aus einem langen Schlaf aufwachte, mich doch wieder schläfrig machen würden. Im Traum ist mir dann, als wenn sich die Wolken aufthäten, dann seh' ich glänzende Sachen, die auf mich sollen heruntergeschüttet werden; wenn ich dann aufwache, schrey' und wein' ich, um wieder einzuschlafen.

Steph. Das wird ein wackres Königreich für mich seyn; ich werde meine Musik umsonst haben.

Calib. Wenn Prospero todt ist.

Steph. Das soll geschehn; ich hab' es nicht vergessen.

Trink. Wir wollen gehn. —

(Ariel

(Ariel geht voran, und spielt einen Marsch; hinter ihm Caliban, ihm folgt Stephano, dann Trinkulo.)

Steph. Ich wollte ich könnte diesen Trommelschläger sehn. — Nun, willst du nicht kommen?

Trink. Ich folge dir, Stephano.

(Alle gehen ab.)

Dritte Scene.

(Eine andre Gegend der Insel.)

Alonso, Sebastian, Anthonio, Gonzalo, Adrian, Francesco, und Gefolge.)

Gonz. Beym Himmel, ich kann nicht weiter, mein König: meine alte Knochen schmerzen mich; wir gehen hier durch lauter Irrwege und Labyrinthe. Mit Eurer Erlaubniß, ich muß hier ausruhen.

Alonso. Ich kan dich nicht tadeln, alter Mann, denn ich bin selbst bis zur Betäubung meiner Lebensgeister abgemattet; setze dich und ruhe aus. Ich will nun meine Hoffnung aufgeben, und sie nicht länger wie einen Schmeichler beherbergen: er ist ertrunken, nach dem wir so herumirren, und die See spottet unsers vergeblichen Suchens auf dem Lande. — Nun gut! so mag er denn todt seyn!

Anthon. (bey Seite zu Sebastian) Ich freue mich, daß er alle Hoffnung aufgiebt. Laß nur nicht, eines fehlgeschlagnen Versuchs wegen, deinen Vorsatz fahren.

Sebast. Wir wollen die nächste Gelegenheit benutzen.

Anth. Diese Nacht, denn sie sind vom Herumwandern so ermüdet, daß sie nicht so wachsam seyn können und wollen, als wenn sie frisch wären.

Sebast. Gut, diese Nacht! — Nichts mehr.

(Eine seltsame und feyerliche Musik; sonderbare Gestalten treten auf, Prospero unsichtbar an ihrer Spitze.)

Chor der Geister.

Willkommen hier auf diesem Strande,
Ihr Fremdling' aus dem fernen Lande!
Wir grüßen Euch durch frohe Lieder,
Drum kommt, vertraut uns, setzt Euch nieder
Und labt mit Speise, labt mit Trank,
Den heißen Gaumen, stärkt die müden Glieder
Mit Speisen und durch süßen Trank:
Vertraut uns; dies sey Euer Dank!

(Ein pantomimischer Tanz, während dessen eine Tafel mit Speisen und Getränk hereingebracht wird; man bittet den König und seine Gefährten, sich niederzusetzen und zu essen.)

Chor.

Wenn Verbrechen
Eure Herzen nicht zerbrechen,
Wenn kein Frevel auf Euch liegt;

O so nahet,
Und empfahet,
Was wir, gesandt von unserm Herrn,
Mit gutem Willen bringen gern.
Drum, wenn kein Frevel auf Euch liegt,
So eßt und trinkt und seyd vergnügt!

(Die Pantomime des Einladens dauert fort; ein flüchtiger Geistertanz; sie verschwinden plötzlich; eben so bricht die Musik plötzlich ab.)

Alonso. Was war das?

Anth. Nun will ich alles glauben, was man mir je Wunderbares erzählt hat.

Sebast. Alles Unbegreifliche komme zu mir, und ich will schwören, es sey wahr. Reisebeschreiber haben nie gelogen, obgleich Narren hinterm Ofen sie dessen beschuldigen.

Gonz. Würde man mir glauben, wenn ich dies in Neapel erzählte? — Gewiß sind dies die Bewohner dieser Insel, und sie sind eben so freundlich und leutselig, als ihre Bildung mißgestaltet und abentheuerlich ist.

Francesco. Sie verschwanden auf eine seltsame Art.

Sebast. Einerley, da sie uns ihre Speisen zurückgelassen haben; denn wir haben Hunger. — Wollt ihr nicht zugreifen?

Alonso. Ich nicht.

Gonz. Wahrhaftig, mein König, ihr habt nicht Ursache, besorgt zu seyn.

Alonso. Nun gut, so will ich denn essen, und wenn es mein letztes seyn sollte: es ist einerley, denn ich fühle doch, daß das Beste weg ist. – Bruder, Herzog, ihr alle, kommt und folgt meinem Beyspiel.

(Sie setzen sich um den Tisch. — Plötzlich Donner und Blitz, die Scene verfinstert sich, Ariel springt in Gestalt einer Furie auf die Tafel, alle fahren erschrocken auf.)

Ariel.

Ihr seyd drey Männer der Sünde! das Schicksal,
Dem die Welt gehorcht, gebot der nimmersatten See,
An dies Gestad' Euch auszuwerfen.
An dies Gestade, das kein Mensch bewohnt,
Denn unter Menschen zu leben
Seyd ihr nicht würdig.
Um Euer Elend zu vollenden, hab' ich noch
Wahnsinnig Euch gemacht. —

(Alonso, Sebastian und Anthonio ziehen die Schwerdter, und stoßen wahnsinnig nach Ariel; die Schwerdter entfallen ihrer Hand.)

Ihr Thoren!
Ich bin, und so sind meine Gefährten,
Des Schicksals Diener!
Ihr könnet eben so leicht mit euren irrd'schen Schwerdtern
Den lauten Sturm,
Die zusammenschließende Fluth verwunden!
So unverletzlich sind auch meine Diener.
Vermöchtet Ihr's, so sind doch Eure Waffen
Für Euren Arm zu schwer, Ihr könnt sie nicht
Vom Boden heben.
Gedenkt, denn dazu ward ich hergesandt,
Daß drey von euch, aus Mayland
Den edlen Prospero verjagten, ihn,
Sein schuldlos Kind, den Fluthen Preis gegeben!
Für diese Frevelthat
Haben die rächenden Mächte jetzt
Die See, die Küste, ja die ganze Schöpfung gegen euch empört!
Dich deines Sohns beraubt, Alonso!
Und jetzt verkünd' ich euch
Ein langsam, schleichend Elend,
Das, schlimmer als der Tod, euch Schritt für Schritt verfolgt!

(Ariel verschwindet im Donner. — Eine sanfte, ankündigende Musik; mit seltsamen Gebehrden treten die Geister wieder auf.)

Chor der Geister.

Willkommen hier auf diesem Strande,
Ihr Fremdling' aus dem fernen Lande!
Durch Speis' und Trank
Seyd ihr erquickt:
Für das Vertraun zu sagen Dank,
Sind wir von Eurem Wirth geschickt.

(Pantomimischer Tanz der Geister, während dessen einige von ihnen die Tafel wegtragen. Die Geister verspotten die Fremden.)

Chor.

Warum steht Ihr
In der Ferne?
Warum verschmäht Ihr,
Was wir gerne
Dargebracht? — —
Auf! auf! zum lustigen Reigen,
Und scherzt und lacht!
Faßt Hand in Hand,
Und schlinget ein luftiges, gaukelndes Band!
Denn seht, die Gäste schweigen,
Und neigen
Das Haupt zur Brust hinab.

Tanzt auf und ab!
In muntern Chören
Die Gäste zu ehren,
Und nach der Tafel, dem stärkenden Wein,
Die traurenden Fremdlinge zu erfreun!

(Ein flüchtiger Geistertanz, in welchem sie noch ihren Spott ausdrücken: dann verschwinden sie.)

Gonz. Im Namen alles Heiligen, mein König, warum steht Ihr in dieser fürchterlichen Erstarrung?

Alonso. O, es ist entsetzlich! — entsetzlich! — Mir war's, als wenn die Wellen redeten und von ihm sprachen, die Winde brausten mir von ihm entgegen, und der tiefe, fürchterliche Donner sprach ihn aus, den Namen Prospero. Er sprach mein Todesurtheil aus. — Darum liegt mein Sohn im Bette des Abgrundes, und ich will ihn jetzt suchen, tiefer als je ein Senkbley fiel, und mit ihm im Schlamm begraben liegen. —

(Er rennt davon.)

Anth. Nur Einen Teufel auf einmal, und ich will mich durch ganze Legionen schlagen!

Sebast. Und ich will dir helfen. —

(Beyde gehen schnell ab.)

Gonz. Alle drey sind in Verzweiflung. Wie ein Gift, das nach einiger Zeit wirkt, frißt ihre große Schuld jetzt an ihrer Seele. — Ich bitte euch, die ihr biegsamere Gelenke habt, folgt ihnen schnell, und verhindert das, wozu sie der Wahnsinn treiben könnte.

Adrian. Folgt mir, ich bitte euch.

(Alle gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Die Gegend vor Prospero's Wohnung.)

Prospero, Ferdinand, Miranda.

Prospero. Wenn ich dich zu hart behandelt habe, so mag es dieser Ersatz vergüten, denn ich habe dir hier die Hälfte meines Lebens übergeben, oder vielmehr das, wofür ich nur allein lebe. Ich lege ihre Hand noch einmal in die deinige; alles, was du erduldet hast, waren nur Proben deiner Liebe, und du hast auf eine schöne Art die Prüfung überstanden. Hier, im Angesichte des Himmels bestätige ich dies mein kostbares Geschenk. O Ferdinand, lächle nicht über mich, daß ich stolz auf sie bin, denn du wirst finden, daß sie bey weitem alles Lob übertrift.

Ferdin. Ich glaub' es, und gegen einen Orakelspruch.

Prosp. Nun so empfange denn, als mein Geschenk, und zugleich als dein edel erworbenes Eigenthum, empfange meine Tochter. Lösest du aber ihren

ungfräulichen Gürtel, ehe alle heiligen Gebräuche, nach altem ehrwürdigen Herkommen, volzogen sind, so wird der Himmel allen seinen reichen Seegen von eurer Verbindung zurückhalten: ein unfruchtbarer Haß, sauersehender Widerwille und Zwietracht werden dann euer Bette mit so wildem Unkraute bestreuen, daß ihr es selber verabscheuen werdet.

Ferdin. So gewiß ich ruhige Tage hoffe, eine schöne Nachkommenschaft und ein langes Leben, mit einer solchen Liebe, wie die jetzige, so gewiß soll nie mein böser Genius diese Liebe in zügellose Lust verwandeln.

Prosp. Gut gesprochen. So setze dich, und sprich mit ihr; sie ist die deinige. — Ariel! mein ämsiger Diener, Ariel! —

(Ariel tritt auf.)

Ariel. Was befiehlst du, mein mächtiger Beherrscher? Hier bin ich.

Prosp. Du und deine geringeren Gefährten habt vorher euer Geschäft sehr gut ausgerichtet, jetzt will ich euch zu einem andern Spiele brauchen. Geh' und führ' den ganzen Geisterschwarm hieher, muntre sie auf, schnell zu seyn, denn ich muß die Augen dieses jungen Paars mit irgend einem Blendwerke meiner Kunst belustigen. Es ist ein Versprechen von mir, und sie erwarten jetzt die Erfüllung.

Ariel. Sogleich?

Prosp. In einem Augenblick.

Ariel.

Den Diener freut,
Was der Meister gebeut:
In weniger Zeit
Ist alles bereit:
Sie sind nicht weit,
Die mit süßem Klang
Und frohem Gesang
Hier wandeln die blühende Flur entlang,
Mit Tanz und Gesang
Die Flur entlang.
Schon sind sie bereit, schon warten sie froh:
Mein theurer Gebieter, sprich, liebst du mich so?

Prosp. Zärtlich lieb' ich dich, mein süßer Ariel. —

(Ariel geht ab.)

Prosp. Vergiß nicht dein Versprechen; die stärksten Eide sind oft nur Stroh für das Feuer im Blute. Jetzt komm, mein Ariel. — Gebt Acht. —

(Eine kurze, ankündigende Symphonie. Melida, eine Sylphide, tritt auf.)

Melida.

Wohin seyd ihr entschwunden,
Ihr lieblichen, dämmernden Gestalten?

Bin ich allein erschienen? —
Vernehmt ihr nicht in euren Hainen,
Auf euren lichten Gewölken,
Im duftenden Schooß der Blumen,
Die süßen Töne, die euch rufen?

Schwebt auf lichtem Glanzgefieder
Her aus euren Felsenklüften,
Unter süßen Blumendüften
Sinkt aus bunten Wolken nieder!
O vernehmt im fernen Thal,
Was der Herrscher euch befahl.

Chor von Sylphen und Sylphiden.

(Anfangs ganz in der Ferne, dann immer näher: beym Schluß des Chors sind alle Geister auf der Bühne versammelt.)

Wir kommen, wir kommen,
Wir haben vernommen,
In hohen Lüften,
In Felsenklüften,
Im einsamsten Thal,
Was der Herrscher befahl.

Melida.

Der gütige Gebieter
Befiehlt uns seine Gäste zu ergötzem;

Es labt sein freundlich-milder Sinn
Wohlwollend sich an unsrer Freude:
Drum drückt euch in die Arme der Geliebten,
Und küßt die zarten Lippen, küßt die zarten Wangen,
Und, edle Seelen zu ergötzen,
Singt eure Freude, euer Glück.

Chor der Geister (mit Tänzen.)

Uns Sylphen und Sylphiden,
Mit buntem, gaukelndem Sinn,
Entfliehn im ew'gen Frieden,
Von Mensch und Welt geschieden,
Die tanzenden Stunden dahin.

Wir schwärmen im Hain,
Im Abendschein,
Und schlafen im Dunkeln,
Wenn Sterne funkeln,
In Blüthen ein:
Und die düstern
Wipfel flüstern
Schlafgesang. —

Im leuchtenden Morgenstrahle
Küßt der Sylphe der Sylphide,

Im blühenden Thale,
Den letzten Schlaf vom Augenliede.

Still und rein,
Wie Mondenschein,
Leuchtet uns die holde Liebe!
Liebe! Liebe! holde Liebe!

(Beym Schluß des Chors haben die Geister sich leise von der Bühne entfernt.)

Ferdin. Darf ich glauben, daß diese schöne Erscheinungen nur Geister sind?

Prosp. Geister, die ich durch meine Kunst aus ihren Bezirken hieher gerufen habe, um meine Phantasien auszuführen.

Ferdin. O laß mich hier immer leben! ein so wundervoller Vater, und dieses Weib, machen diese Gegend zu einem Paradiese.

(Ariel tritt auf.)

Ariel.

Welche Töne flüsterten durch das Gebüsch?
Welch leiser, lieblicher Nachhall zieht
So wonniglich durch die wankenden Blumen hin? —
Welche frohe Ahndung erfüllt mein Herz? —
O kehrt zurück mit euren Gesängen!
Und singt mir Trost,
Und singt mir Muth

In meine leere Seele! —
Ich irre rastlos,
Durch Busch, durch Thal,
Erklimme Felsen,
Und strecke mit pochender Brust
Die Arme sehnsuchtsvoll
Dem Frühlingsschein entgegen:
Doch abgewandt entfliehen die Freuden, —
Wohin ich wandle,
Neigt sich die lachende Rose abwärts,
Der Hain rauscht ernster,
Und seine bunten Sänger werden stumm.

Ach! wann, wann wird doch enden
Die Sehnsucht, die mich quält?
Und welcher Gott kann senden,
Was diesem Herzen fehlt?

(Das vorige Chor, ganz in der Ferne.)

Liebe! Liebe! holde Liebe!

Ariel.

Ha! enthüllet
Und gestillet
Ist dem Bangen
Sein Verlangen!

Liebe, Liebe fehlte meinem Herzen,
Darum, darum fühlt' ich diese Schmerzen. —
Die Götter enden,
Und schenken Ruh,
Die Güt'gen senden
Dem Armen die Geliebte zu!

(Das Geisterchor ist indeß zurückgekommen, und Ariel fliegt in die Arme der Melida.)

Ariel.

O seel'ger, seel'ger Augenblick!
Es ist gelungen,
Nun hab' ich errungen
Des Lebens wonnevollstes Glück!

Melida.

Ich drücke dich hier an mein Herz,
Daß ich ihn mindre,
Und kosend dir lindre
Den unglückseel'gen, bangen Schmerz.

Ariel.

Es öffnet pochend sich die Brust
Dem schönsten Glücke.

Melida.

Geliebter, ich drücke
Ans Herz dich nun mit Götterlust.

Beyde.

Ha! wie Entzücken
Aus deinen Blicken
Zu meinem Geiste spricht!
Wahrlich, ich neide
Den Göttern die Freude
Des Himmels nicht!

Chor der Geister (mit Tänzen.)

Des Lebens May
Ist Lieb' allein:
Sie wandelt neu
Den grünen Hain;
Ihr Frühlingsschein
Lockt aus den Zweigen
Die Blüthen hervor.
Da endet das Schweigen,
Ein lautes Nachtigallenchor
Begrüßt den Lenz; die Wipfel neigen
Mit stiller Andacht sich hernieder,
Und säuseln in die süßen Lieder.

Wollüst'ge Töne schleichen
Durch Wälder, übern Felsenhang,

Und tausendjähr'ge Eichen
Stimmen in den jauchzenden Rundgesang.
Der Chorgesang schallt
Durch Thal und Flur,
Ueber die Felsen, dahin durch den Wald;
Laut klingen alle Saiten der Natur!
Und alles tönt in Einem allmächtigen Klang
Der hohen Liebe Lobgesang! —

(Der Tanz dauert fort. Prospero steht plötzlich auf.)

Prosp. Ich hatte die schändliche Verschwörung des Viehes Caliban und seiner Gesellen, gegen mein Leben, vergessen. — Der Augenblick, ihr Vorhaben auszuführen, ist da. — (zu den Geistern) Gut! — hinweg! — nichts mehr! —

(Die Geister verschwinden plötzlich unter einem dumpfen Getöse, eben so die Musik.)

Ferd. Seltsam! — Dein Vater fällt plötzlich in eine Leidenschaft, die ihn heftig ängstigt.

Mir. Zum erstenmale seh' ich ihn in solcher Wuth.

Prosp. Du betrachtest mich, mein Sohn, und bist bestürtzt. — Sey ruhig. — Unsre Spiele sind geendigt. —

Wie ich dir sagte, diese Spieler waren Geister; — sie zerschmolzen in Luft, in dünne Luft. —

Wie diese wesenlosen Luftgebilde, so werden wolkenbekränzte Thürme, — herrliche Palläste, — ehr-

würdige Tempel, — die große Erde selbst, — ja, alles in ihr, auf ihr, wird zerstieben, — und, so wie dieses leere Schattenbild verschwand, — nicht eine Spur zurücke lassen. —

Wir sind solcher Stoff, woraus die Träume gemacht sind, — und die Spanne unsers Lebens ist rund mit einem Schlaf umgeben. — — —

Ich bin in Verwirrung, — habt Geduld mit meiner Schwäche; mein altes Gehirn ist in Unordnung. — Laßt euch durch meine Schwachheit nicht stören. — Wenn es euch gefällt, so geht in meine Wohnung, und ruht dort aus. — Ich will ein- oder zweymal auf- und abgehen, um mein Herz zur Ruhe zu bringen.

Ferd.
Mir. } Wir wünschen dir Ruhe.

(Sie gehen in die Hütte.)

Prosp. Komm schnell, wie ein Gedanke. — Ich danke dir. — Ariel komm!

(Ariel tritt auf.)

Ariel. Ich schmiege mich an deine Gedanken. — Was ist dein Befehl?

Prosp. Geist, wir müssen uns rüsten, Caliban zu bekämpfen.

Ariel. Ja, mein Gebieter, ich wollte dich schon während des Schauspiels daran erinnern, aber ich fürchtete, dich verdrüßlich zu machen.

Prosp. Sage, wo verließest du diese Nichtswürdigen?

Ariel. Wie ich dir sagte, Herr, sie waren von Besoffenheit roth und heiß; so voll von Tapferkeit, daß sie die Luft schlugen, weil sie ihnen ins Gesicht wehte, den Boden stampften, weil er ihre Füße küßte: aber sie vergaßen dabey nicht ihr Vorhaben. Ich schlug nun meine Trommel, und wie unberittene Füllen spitzten sie ihre Ohren, zogen die Augenlieder in die Höhe, und hoben die Nasen auf, als wenn sie Musik röchen. Ich bezauberte ihre Ohren so, daß sie mir wie Kälber folgten, durch stachlichtes Gesträuch und Disteln und Dornen. Endlich ließ ich sie in dem Morast hinter deiner Wohnung, wo sie bis an die Knie hineinsanken.

Prosp. Gut, mein Vogel; behalte deine Unsichtbarkeit. Hohle die abgetragenen Kleider aus meinem Hause, um diese Diebe in Versuchung zu führen.

Ariel. Ich geh', ich gehe. (Er geht ab.)

Prosp. Ein Teufel, ein gebohrner Teufel ist er, an dessen Natur keine Erziehung haftet; gänzlich ist meine Mühe, die ich mir menschenfreundlich gab, verlohren; gänzlich, durchaus verlohren. So wie mit jedem Tage sein Körper häßlicher wird, so wird auch seine Seele abscheulicher.

(Ariel kömmt, mit verschiedenen reichen Kleidern.)

Prosp. Komm, hänge dies an diese Schnur. — Ich will sie durch meine Kobolde mit Zuckungen zer-

malmen lassen; Krämpfe sollen ihre Sehnen zusammenziehen, und fleckigt sollen sie gezwickt werden, wie das Panterthier. — Ich will sie weidlich unter ihrem Heulen herumjagen lassen.

(Ariel und Prospero gehen ab.)

(Caliban, Stephano und Trinkulo treten auf.)

Calib. Bitt' euch, tretet leise auf, daß der blinde Maulwurf keinen Fuß fallen hört; wir sind ganz nahe bey seiner Wohnung.

Steph. Ungeheuer, euer Geist da, der, wie ihr sagt, ein Geist ist, der einem nichts zu Leide thut, hat nichts mehr gethan, als uns wacker zum Narren gehabt. — Hört ihr nicht, Ungeheuer? Wenn ich einen Unwillen gegen euch fassen sollte, seht ihr —

Trink. Da wärst du ein verlornes Ungeheuer.

Calib. Mein guter Herr, erhalte mir deine Gunst. Sey nur ruhig, denn der Gewinnst, zu dem ich dich führen will, soll das Unglück wieder gut machen. — Sprich nur leise; — alles ist so still, wie um Mitternacht.

Trink. Ja, aber unsre Flasche im Sumpf zu verlieren!

Steph. Ungeheuer, es ist nicht nur Schimpf und Schande dabey, sondern auch ein unersetzlicher Verlust.

Trink. Darüber gräm' ich mich vorzüglich; — ja, und das ist dein Geist, Ungeheuer, der niemand Leides thut.

Steph. Ich muß meine Flasche wiederhohlen, und sollt' ich für meine Mühe bis über die Ohren hineinplumpen.

Calib. Bitte dich, mein König, sey ruhig. — Siehst du hier, das ist der Eingang des Hauses. — Nur still, und geh' hinein. — Thu' das heilsame Unheil, und die Insel ist dein für immer, und ich bin dein Caliban, auf ewig dein Knecht.

Steph. Gieb mir deine Hand. — Ich fange an blutige Gedanken zu kriegen.

Trink. O König Stephano! Sieh hier deine königliche Garderobe!

Calib. Laß es hängen, du Narr, das ist nur Plunder.

Trink. Oho, Ungeheuer! — Wir verstehen uns wahrhaftig auch wohl auf Plunder. — O König Stephano!

Steph. Nimm den Rock herunter, Trinkulo, beym Element! ich will diesen Rock haben.

Trink. Deine Hoheit soll ihn bekommen.

Calib. Daß der Narr die Wassersucht kriegte! Seyd ihr klug, daß ihr euch mit den Lumpen hier aufhaltet? — Laßt uns gehn, und erst den Mord verrichten; wenn er aufwacht, so wird er uns vom Kopf bis zur Zehe zerkneipen lassen.

Steph. Sey nur ruhig, Ungeheuer! — Ist das nicht mein Wamms hier?

Trink. Wir stehlen hier nach der Schnur, wenn's Euer Gnaden beliebt.

Steph. Ich danke dir für den Spaß, da ist ein Kleid dafür. Witz soll nicht unbelohnt bleiben, so lange ich König dieses Landes bin. — Nach der Schnur stehlen; das ist ein vortreflicher Ausdruck: da ist noch ein Kleid dafür!

Trink. Komm, Ungeheuer, thu' etwas Vogelleim an deine Finger, und fort mit allem übrigen.

Calib. Ich will nichts davon; wir verlieren unsre Zeit, und werden alle in Gänse verwandelt werden, oder Affen, mit verdammt niedrigen Stirnen.

Steph. Ungeheuer, hilf Hand anlegen. Trage dies dahin, wo mein Weinfaß liegt, oder ich will dich aus meinem Königreiche verbannen. Geh', trage das.

Trink. Und das.

Steph. Ja, und das.

(Eine verwirrte Jagdmusik aus der Ferne; Gebell von Hunden. Geister treten auf in seltsamen und fürchterlichen Jägergestalten, mit Spießen und Bogen bewaffnet.)

Chor der Geister!

Hieher! hieher!
Die Kreuz und die Queer
Jagt tobend und brausend das wüthende Heer!
Es bellen die Hunde!
Bau, Vau!
Bau, Vau!
Es dröhnt in die Runde
Mit jauchzendem Schall
Des Hüfthorns Schmettern durch Busch und durch Thal!
Trarah! Trarah!
Trarah! Trarah!
Auf! muntre Genossen,
Und stürzt unverdrossen
Dem Wildprete nach!
Herbey! herbey!
Hört der Hunde Geschrey!
Es tönt jauchzend das Horn —
Ihnen nach, durch die Disteln und stechenden Dorn!
Jagt sie ab, jagt sie auf,
Im fliegenden Lauf!
Auf! muntre Genossen!
Stürtzt unverdrossen

Zur Jagd, zur Jagd, zur Jagd herbey!
Der Hunde Geschrey,
Der Hörner Klang,
Ermuntert uns alle zum glücklichen Fang!
Hieher! hieher!
Die Kreuz und die Queer
Jagt tobend und brausend das wüthende Heer!

(Sie jagen Caliban, Stephano und Trinkulo umher, und stürzen ihnen nach.)

Fünfter Aufzug.

(Vor Prosperos Wohnung.)

Erste Scene.

Prospero (in seinem magischen Gewande) und Ariel.

Prospero. Nun kömmt mein Entwurf zur Reife; meine Bezauberungen wirken, meine Geister gehorchen, und die Zeit geht aufrecht mit ihrer Bürde. — Wie viel ist's am Tage?

Ariel. Um die sechste Stunde. — Um diese Zeit, mein Gebieter, sagtest du, sollte unsre Arbeit gethan seyn.

Prosp. Das sagt' ich gleich, als ich den Sturm zuerst erregte. — Sage mir, mein Geist, was macht der König und seine Gefährten?

Ariel. Sie sind alle zusammengebannt, so wie du es gebothest, noch eben so, wie du sie verlassen hast; alle stehn als Gefangene in dem kleinen Walde, der deine Wohnung vor dem Wetter schützt. Sie können sich nicht bewegen, bis du sie frey machst. Der König, sein Bruder, und der deinige, stehen in einer dumpfen Betäubung, im tiefen Jammer stehn die übrigen umher, und betrachten

sie mit nassen Augen, vorzüglich Ein Mann, den du immer den guten alten Gonzalo nennst; seine Thränen laufen über seinen Bart, wie Eistropfen von einem rohrgedeckten Dache. Dein Zauber wirkt so heftig auf sie, daß, wenn du sie jetzt sehn solltest, dein Zorn sich gewiß in Mitleid auflösen würde.

Prosp. Meinst du das, Geist?

Ariel. Ich würde meinen Zorn vergessen, wenn ich ein Mensch wäre.

Prosp. Und auch ich will es. Hast du, der du nur Luft bist, eine Ahndung, ein Gefühl von ihren Leiden, und ich selbst, einer ihrer Art, der dieselben Empfindungen hat, sollte nicht inniger gerührt werden, als du? — Ob sie mich gleich durch schwere Beleidigungen verwundet haben, so soll doch meine edlere Vernunft meinen Haß überwältigen. Verzeihung ist menschlicher, als Rache. — Sie bereuen: das ist genug! Kein zorniger Blick soll sie weiter strafen. — Geh' Ariel, und mache sie frey; ich will meinen Zauber lösen, ihre Sinne erwecken, und sie sich selber zurückgeben.

Ariel. Ich will sie herführen, mein Gebieter.

(Er geht ab.)

Prosp. Ihr Elfen der Hügel, — der Bäche, — der stehenden Seen, — und Wälder! — Und ihr, die ihr auf Sandbänken bey der Ebbe mit luftigem Fuße hüpft, und entflieht, wann die Fluth zurückkömmt! — Ihr kleinen Geister, die ihr beym Schein des Mondes

kleine Ringe im Grase zieht, — und ihr, die ihr um Mitternacht zum Spiele Schwämme bildet, — die ihr euch freut, die feyerliche Abendklocke zu vernehmen, — durch deren Hülfe, so klein ihr seyd, ich die Mittagssonne verfinstert, — die widerspenstigen Winde herbeygerufen, und zwischen der grünen See und dem blauen Gewölbe lauten Krieg erregt. — Dem furchtbar-rasselnden Donner gab ich Feuer, — und spaltete Jupiters stattliche Eiche mit seinem eignen Donnerkeil. — Das festgegründete Vorgebirge ließ ich zittern, — ich raufte Fichten und Cedern zusammt den Wurzeln aus. — Die Gräber schüttelten auf mein Gebot die Schläfer wach, — sie öffneten sich, und ließen sie frey, von meiner gewaltigen Kunst gezwungen. —

Aber hier schwör' ich diese wilde Zauberkunst ab. — Ertöne, himmlische Musik, um ihre Sinne zu erwecken, auf denen ein lust'ger Zauber liegt, — dann will ich meinen Stab zerbrechen, — und klaftertief ihn in die Erde vergraben, — mein Buch will ich ins Meer versenken, — tiefer als ein Senkbley jemals fiel! — —

(Feyerliche Musik.)

(Ariel kömmt, ihm folgt Alonso, betäubt und wie wahnsinnig, Gonzalo begleitet ihn; dann Sebastian und Anthonio, eben so von Adrian und Francesco geführt. Sie treten alle in den Kreis, den Prospero gemacht hat, und bleiben da bezaubert stehn.)

Prosp. Die Zauberkraft der Musik heile eure zerrüttete Phantasie. — Hier steht, denn ihr seyd alle fest gezaubert! —

Ehrwürdiger Gonzalo, edler Mann, meine Augen weinen sympathetisch mit den deinigen. — Der Zauber zerfließt allmählig, — und wie der Morgen die Nacht überrascht, und die Finsterniß hinwegschmelzt, — so verjagen ihre erwachenden Sinne den dicken Nebel, der verfinsternd auf ihrer Seele lag. — O guter Gonzalo, mein edler Beschützer und treuer Diener deines Königs; — in der Heimath will ich dir durch Wort und That deinen Edelmuth vergelten. —

O Alonso, du warst grausam gegen mich und meine Tochter; —

Dein Bruder war ein Beförderer deines harten Unternehmens, — dafür, Sebastian, wirst du jetzt gefoltert. —

Du, mein Bruder, der Gewissen und Natur seinem Ehrgeiz opferte, — der mit Sebastian, dessen innerer Schmerz um so größer ist, seinen König ermorden wollte, — ich vergebe dir, so unnatürlich du auch bist. —

Ihre Vernunft fängt an zu schwellen, — bald wird die wiederkehrende Fluth das Gestade der Vernunft anfüllen, das jetzt faul und sumpfig liegt. — Noch keiner von ihnen erkennt mich, oder sieht mich an. — —

Ariel, hole meinen Hut und Degen aus meiner Wohnung, ich will mich ihnen so zeigen, wie ich als

Herzog von Mayland war. (Ariel geht ab.) Schnell mein Geist, bald bist du frey.

(Ariel kömmt zurück und hilft ihn ankleiden, indem er singt.)

Ariel.

Bald bin ich befreyt,
O goldne Zeit!
Dann schlaf' und träum' ich ohne Sorgen,
Wenn dumpf bey Nacht die Eule schreyt,
Im duftenden Schooße der Primel verborgen.
Ich flieg' in die Runde,
Und necke die Rosen
Und stehle mit Kosen
Zu jeglicher Stunde
Balsamische Küsse dem purpurnen Munde.
Mit Bienenschwärmen durchzieh' ich die Au'
Und trinke von Blumen den Morgenthau.
Wenn die fröhlichen Lieder
Der Lerche verstummen, der Sommer entflieht,
Die wandernde Schwalbe den Himmel durchzieht;
Dann häng' ich mich still an der Schwalbe Gefieder,
Und fliege vor Regen und Ungemach
Dem warmen, lieblichen Sommer nach.

Im Sonnenschein,
Im blühenden Hayn,
Wird bald meine glückliche Heimath seyn!
Ich springe
Von Baum zu Baum, und singe
Im Wettgesange durch Busch und Thal
Mit der holden Sängerinn Nachtigall,
Mit der Nachtigall!
O goldne Zeit,
Bald bin ich befreyt!

Prosp. Gut, das ist mein wackrer Ariel; ich werde dich vermissen, aber du sollst doch deine Freyheit haben. — So, so. — Jetzt, unsichtbar wie du bist, zu des Königs Schiffe: dort wirst du die Matrosen im Raum schlafend finden. Wecke den Patron und Bootsmann auf, und bringe sie hieher. Aber hurtig, ich bitte dich.

Ariel. Ich trinke die Luft vor mir weg.

(Er geht ab.)

Gonz. Nichts als Quaal, Verwirrung, Schrekken und Entsetzen wohnen hier. Ihr himmlischen Mächte! führt uns fort aus dieser fürchterlichen Gegend!

Prosp. Sieh hier, o König, den gekränkten Herzog von Mayland, Prospero. Um dich zu überzeugen, daß ein lebendiger Fürst zu dir spricht, um-

arme ich dich, und sage dir, und deinen Gefährten ein herzliches: Willkommen.

Alonso. Ich weiß nicht, ob du es selbst bist, oder ein bezaubertes Phantom, wie ich so eben selbst war. — Ich fühle das Schlagen deines Herzens, und seit ich dich sehe, vermindert sich die Bangigkeit, in welche mich, wie ich fürchte, ein Wahnsinn versetzte. Ist alles hier wirklich, so muß es einen seltsamen Zusammenhang haben. — Ich gebe dir dein Herzogthum zurück, und bitte dich, vergieb mir, daß ich dich beleidigt habe. — Aber wie kann Prospero leben und hier seyn?

Prosp. (zu Gonzalo) Laß dich, alter, edler Freund, umarmen; du dessen Redlichkeit unschätzbar und ohne Gränzen ist.

Gonz. Ich wollte nicht darauf schwören, ob alles hier wirklich ist, oder nicht.

Prosp. Ihr seyd noch von einigen Seltsamkeiten dieser Insel so betäubt, daß ihr an allen Dingen zweifelt. — Willkommen hier, alle meine Freunde! — (leise zu Anthonio und Sebastian) Wenn ich wollte, so könnte ich euch beyden den Zorn des Königs zuziehn, und beweisen, daß ihr Verräther seyd: aber ich will jetzt keine Geschichten erzählen.

Anth. Der Teufel spricht aus ihm!

Prosp. Dir, boshafter Bruder, vergeb' ich alle deine Verbrechen, und fordre dafür nur mein

Herzogthum zurück, welches du mir nicht verweigern kannst.

Alonso. Wenn du Prospero bist, so sage uns, wie du erhalten wurdest, wie du uns hier fandest, die wir heute an dieser Insel Schiffbruch litten, — in welchem ich, — o wie schmerzlich ist die Erinnerung! — meinen geliebten Sohn Ferdinand verlohr!

Prosp. Ich bedaure dich, mein König.

Alonso. Der Verlust ist unersetzlich; selbst die Geduld vermag nicht ihn zu heilen.

Prosp. Ich glaube nur, du hast ihre Hülfe nicht gesucht; denn ihre sanfte Stimme hat mich über einen ähnlichen Verlust getröstet.

Alonso. Du einen ähnlichen Verlust?

Prosp. Ich habe meine Tochter verlohren!

Alonso. Eine Tochter? — O Himmel! wären sie doch beyde lebend in Neapel, um König und Königinn dortzu seyn! Gern wollt' ich dann in dem nassen Bette liegen, worin mein Sohn jetzt liegt. — Wann verlohrst du deine Tochter?

Prosp. In diesem Sturm. — Aber seyd mir hier willkommen, mein König; dort steht meine Wohnung. — Ich bitte dich, sieh hinein: Du hast mir mein Herzogthum wiedergegeben, und ich will dir etwas zurückgeben, was eben so viel werth ist!

(Er öffnet die Thür des Hauses, man sieht Ferdinand und Miranda, die Schach miteinander spielen.)

Alonso. Ist das eine von den Erscheinungen dieser Insel, so werde ich einen geliebten Sohn zweymal verlieren.

Sebast. (für sich) Ein rechtes Wunderwerk!

Ferd. (stürzt hervor, und kniet vor seinem Vater) Wenn die Wellen auch drohen, so sind sie doch mitleidig; ich habe ihnen ohne Ursach geflucht!

Alonso. Allen Seegen eines erfreuten Vaters auf dein Haupt! — Steh' auf und sage mir, wie du hieherkamst?

Mir. O Wunder! Wie viel gute Geschöpfe sind hier beysammen! — Wie schön ist das menschliche Geschlecht! O herrliche neue Welt, die solche Einwohner hat!

Prosp. Das ist für dich etwas Neues.

Alonso. Wer ist dies Mädchen? Ist sie die Gottheit, die uns getrennt und wieder vereinigt hat?

Ferd. Nein, mein Vater, sie ist eine Sterbliche, und durch den Willen des Schicksals, mein. Ich wählte sie, als ich meinen Vater nicht um Rath fragen konnte, als ich glaubte keinen Vater mehr zu haben. Sie ist die Tochter dieses berühmten Herzogs von Mayland, von dem ich so oft habe erzählen hören, ihn aber bis jetzt nie sah. Von ihm hab' ich ein zweytes Leben empfangen, und dieses Mädchen hat ihn zu meinem zweyten Vater gemacht.

Alonso. Auch ich bin ihr Vater. — Aber, o daß ich mein eignes Kind um Vergebung bitten muß!

Prosp. Halt ein, König! Wir wollen uns nicht durch die Erinnerung an Dinge traurig machen, die jetzt vorüber sind.

Gonz. Ich habe innerlich geweint, sonst würd' ich schon eher geredet haben. Blickt herunter, ihr Götter, und laßt eine seegensvolle Krone auf dieses Paar herniedersinken! denn ihr wart es, die den Weg zeichneten, der uns hieherführte!

Alonso. Ich sage: Amen!

Gonz. So wurde Prospero darum vertrieben, damit seine Nachkommen König von Neapel würden! O freut euch über alle gewöhnliche Freude, und grabt es in Gold auf ewig dauernde Pfeiler!

Alonso (zu Ferdinand und Miranda.) Gebt mir eure Hände. — Gram und Kummer umschling' auf ewig dessen Herz, der euch nicht Freude wünscht.

Gonz. Amen!

(Ariel mit dem Schiffspatron und dem Bootsmann, die ihm erstaunt folgen.)

Gonz. Sieh, mein König, noch mehr von unserer Gesellschaft. — Nu, was giebts neues?

Bootsm. Die beste Neuigkeit ist, daß wir unsern König und unsre Gesellschaft gesund wieder antreffen; nächst diesem, daß unser Schiff, welches wir heute dem Sturme Preis gaben, wieder so ganz, so

neu und so wohl getakelt ist, als da wirs zuerst von Stapel laufen ließen.

Ariel. Mein Gebieter, alles dies hab ich gethan, seit ich dich verließ.

Prosp. Mein gewandter Geist!

Alonso. Das sind keine natürliche Begebenheiten! Eine immer wunderbarer, wie die andre! — Wie kamst du hieher?

Bootsm. Wir lagen alle im tiefen Schlaf, ich weiß selbst nicht wie, im Raum zusammengepackt; plötzlich hören wir ein seltsames, verwirrtes Getöse, von Brüllen, Schreyen, Heulen, - Rasseln mit Ketten; wir wachten auf. Alles ist still, und sieh da, unser schönes königliches Schiff mit allem Zubehör im besten Zustande! Der Patron springt hin und her, um es recht anzusehn, und wie in einem Traume wurden wir von unsern Kameraden geschieden und plötzlich hieher gebracht.

Prosp. Du ämsiger Diener! Bald sollst du frey seyn.

Alonso. Unbegreiflich!

Prosp. Beunruhige nicht dein Gemüth, mein König, bald will ich dir alles auflösen. — (zu Ariel.) Höre, Geist! Mache Caliban und seine Gefährten frey vom Zauber. — (Ariel geht ab.) — Wie befindest du dich jetzt, mein König? Es fehlen noch ein Paar närrische Kerle von deinem Gefolge, die du vergessen hast.

(Ariel, der Caliban, Stephano und Trinkulo hereintreibt: sie tragen noch die gestohlnen Kleider.)

Steph. Jeder sorge nur für andre, und keiner bekümmere sich weiter um sich; denn alles ist Zufall. — Lustig, du dickes Ungeheuer, lustig!

Trink. Ey! ey! da seh' ich einen erfreulichen Anblick!

Calib. O Setebos! das sind wahrhaftig brave Geister! Wie artig mein Meister ist! Aber ich fürchte er wird mich noch züchtigen.

Sebast. Ha ha! Was sind das für Dinger, Anthonio? — Kann man sie kaufen?

Anthon. Wahrscheinlich, denn einer ist ein vollkommener Fisch, und gewiß feil.

Prosp. Seht doch, was diese Kerle da tragen, und dann sagt mir, ob sie ehrliche Leute sind. — Zwey von diesen Gesellen werdet ihr für die eurigen erkennen; dieses Geschöpf der Finsterniß, muß ich gestehen, gehört mir zu.

Calib. Ich werde zu Tode gezwickt werden.

Alonso. Ist das nicht Stephano, mein trunkner Kellermeister?

Sebast. Er ist wirklich betrunken. — Wo kriegte er Wein?

Alonso. Und Trinkulo ist so voll, daß er taumelt.

Sebast. Wie geht's, Stephano?

Steph. O rührt mich nicht an, ich bin ein einziger Krampf.

Prosp. Du wolltest König von der Insel werden?

Steph. Da wär' ich ein sehr ungesunder König geworden.

Alonso (auf Caliban zeigend.) Das ist das seltsamste Wesen, das ich je sah.

Prosp. Sein Gemüth ist eben so häßlich, als seine Gestalt. — Geh, Schurke, in meine Wohnung, nimm deine Kameraden mit, und räume alles gut auf, wenn dir deine Begnadigung lieb ist.

Calib. Ja, das will ich, und künftig will ich klüger seyn, und mir um deine Liebe Mühe geben. Was für ein dreydoppelter Esel war ich doch, diesen besoffenen Kerl für einen Gott zu halten, und diesen dummköpfigten Narren anzubeten!

Prosp. Nun so geh.

Alonso. Und tragt die Kleider wieder hin, wo ihr sie gefunden habt.

Steph. Oder vielmehr gestohlen.

Prosp. Mein König! ich lade dich und dein Gefolge in meine arme Hütte ein, ihr sollt nur diese einzige Nacht dort ruhen. Ich will dir meine Geschichte erzählen, und dich morgen zu deinem Schiffe, und dann nach Neapel führen, wo wir die Hochzeit unsrer geliebten Kinder feyern wollen. — Ich verspreche euch eine ruhige See, glückliche Winde,

und so schnelle Seegel, daß wir deine Flotte bald einhohlen wollen. — Mein Ariel, dies ist deine letzte Arbeit, dann kehre frey zu den Elementen zurück, und lebe wohl. — Tretet herein!

(Alle gehen in Prospero's Wohnung.)

Ariel.

(der zurückgeblieben ist.)

O goldne Zeit!
Nun bin ich befreyt!

Chor der Geister

(die sich von allen Seiten auf der Bühne versammeln.)

O seelige Zeit!
Von der Dienstbarkeit
Sind wir alle befreyt!

Ariel und Melida.

Wir flattern hier,
Wir flattern da,
Bald sind wir uns nah,
Bald fliegst du nach mir.
Ha! für und für
Gebiete hier
Die Lieb' und wir!

Chor (mit Tänzen.)

Ha! Wonne! Wonne!
Die Seegel schwellen,
Wenn kaum die Sonne
Der Fluth entsteigt;
Wir sausen im Winde,
Und führen gelinde
Das Schiff über Wellen,
Die Pfade, die unser Gebieter uns zeigt!
Dann sind wir, o goldne, goldne Zeit,
Auf immer, auf immer vom Dienste befreyt!

Ende.

Das
Kloster Netley.

Eine Geschichte
aus dem Mittelalter.

„Hinweg! aus meinen Augen! — Laß die Erde dich verbergen! — Dein Gebein ist marklos, dein Blut ist kalt: — Du hast keine Sehkraft in diesen Augen, mit denen du mich so anstarrst!“

Macbeth.

Berlin und Leipzig,
bey Carl August Nicolai,
1796.

Das Kloster Netley.

Erstes Buch.

Das Kloster Netley.

Eine Geschichte aus dem Mittelalter.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Baron vom Villars war, zur Zeit König Eduards des Ersten von England, die glänzendste Zierde seines Hofes. Aus einer alten Normännischen Familie entsprossen, erbte er mit der hohen Geburt zugleich ihr schönes Gefolge, die Größe des Geistes, und den Adel der Seele. Die Tugenden der Tapferkeit, des Edelmuths, und der Biederkeit, die er in hohem Grade besaß, stempelten ihn zum vollendeten Muster des männlichen Charakters im dreyzehnten Jahrhundert.

Als sein Vater, der alte Baron von Villars, gegen das Ende der Regierung König Heinrichs des Dritten starb, beschloß dieser Regent, der dem Verstorbenen in mehr als einer Rücksicht sehr verpflich-

tet war, seinen Sohn ganz in seiner Nähe und unter seinen Augen zu behalten, und ließ ihn also aus Guienne, wo er sich itzt in den Kampfübungen und Rittertugenden des damaligen Zeitalters, zu vervollkommnen suchte, zu sich hohlen.

Als der junge Villars am Englischen Hofe ankam, war er grade siebzehn Jahr alt geworden. Ein hoher Geist, in einem Jünglinge, und durch persönliche Annehmlichkeiten aufgeschmückt, zieht alles unwiderstehlich an. Das offene, sanfte Wesen, und das wohlwollende Herz, das sich in dem fremden jungen Manne so unverkennbar zeigte, gewannen ihm im ersten Augenblicke die Achtung und Zuneigung des ganzen Adels. Diese allgemeine Hochschätzung ward um so fester gegründet, sobald er Gelegenheit hatte, seine seltene Geschicklichkeit, Kühnheit und Gewandtheit auf den Turnieren, welche während der Periode der Ritterzeiten, die Lieblingsbelustigung an allen Europäischen Höfen waren, öffentlich zu zeigen.

Der Prinz Eduard, König Heinrichs des Dritten Sohn, gab dem jungen Normannen auszeichnende Merkmale seiner Gewogenheit. Er bemerkte in ihm, obwohl er verschiedene Jahre jünger als er selber war, dennoch schon einen frühgereiften Verstand, eine Bedachtsamkeit im Urtheilen, und eine Festigkeit des Charakters, die weit über sein Alter reichten, und die den Prinzen zur innigsten Vertraulichkeit und Freundschaft aufforderten. Gleichheit

heit der Gesinnungen bringt gegenseitige Zuneigung hervor. Die glänzenden Tugenden Eduards hatten schon die Bewunderung des jungen Villars gefesselt, und er nahm seine Freundschaftserbietungen mit der lebhaftesten Freude auf.

Aber der Aufenthalt an einem Hofe war doch immer dem Geiste der Thätigkeit, welcher in Villars athmete, nicht angemessen. Er brannte vor ungeduldiger Begierde auf eine Gelegenheit, sich Ruhm in Waffen zu erwerben, und die Reihe der zahlreichen Kriegsthaten seiner Ahnherren, durch eigne Siege zu vermehren. Sehr willkommen kam es ihm daher, als er erfuhr, daß Prinz Eduard, von der damaligen epidemischen Wuth des ganzen Zeitalters angesteckt, auch einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande unternehmen wollte. Eifrige Religiosität war schon seit seiner früheren Jugend seiner Seele eingepflanzt; und die Aussicht auf den Lorbeer, im Schlachtfelde gepflückt, zeigte sich ihm in schönerem Lichte, wenn er sich den Sieg für die Sache des Christenthums erfochten dachte; wenn er sich dachte, wie er die ungläubigen Saracenen von dem heiligen Boden, der durch die Geburt und das Leiden des Erlösers der Menschheit geweihet war, verjagen wollte.

Prinz Eduard ward durch Mangel an Gelde gehindert, seine Kriegszurüstungen völlig zu Stande zu bringen, und dies verzögerte die ganze Unternehmung: ein Aufschub, der unserm Villars, bey

seiner ungeduldigen, hitzigen Gemüthsart, ganz unerträglich war. Doch, endlich löste Ludwig der Heilige, (damaliger König von Frankreich, und oberster Anführer bey diesem Kreuzzuge,) die Schwierigkeit, indem er dem Prinzen die Summe von dreyßigtausend Mark vorschoß. Diesem ward es durch eine solche Unterstützung bald möglich, seine Kriegszurüstungen zu vollenden, und in wenigen Wochen verließ das Kriegsheer England, unter Segnungen und unter Gebeten der ganzen Nation für einen glücklichen Erfolg.

Aber des jungen Villars feuriger Geist sollte noch durch längere Verzögerungen aufgehalten werden. Ludwig der Heilige änderte seinen ersten Plan, unmittelbar nach dem gelobten Lande zu segeln, wandte sich nach der Küste von Afrika, und ankerte vor Tunis, um es zu belagern, wozu sein Bruder, König Karl von Sicilien, ihn überredet hatte.

Vergebens wollte Eduard sich gegen die nachtheilige Verzögerung sträuben, die die Folge dieser veränderten Maaßregeln war. Ludwig war für alles, ausser der Bitte seines Bruders, taub; und es schien, als wolle er durch diese eigensinnige Hartnäckigkeit dem Rathschlusse der Vorsehung entgegen kommen, nach deren Bestimmung er nimmermehr von der Afrikanischen Küste zurückkehren sollte. Eduard, welcher sah, daß gütliche Vorstellungen fruchtlos waren, beschloß sich nicht in König Karls Händel zu mischen, sondern sich in die Häfen Siciliens

liens zurückzuziehen, und dort während des Winters, der sehr nahe war, liegen zu bleiben.

Er sowohl als Villars empfanden die Unterbrechung des ursprünglichen Plans sehr übel; da aber Anfforderungen nichts halfen, und es auch schon zu tief im Jahre war, um vor dem kommenden Frühling die Fahrt fortzusetzen, so wurden sie beyde einig, ihre Zeit, so lange sie in dem reizenden Klima von Sicilien verweilen müßten, so angenehm als möglich hinzubringen.

Diese Insel war im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert eines der interessantesten Länder in Europa. Der milde Himmelsstrich, der es seit jeher auszeichnete, die sanfte Luft des Frühlings, und die Ueppigkeit im Pflanzenwachsthum, bereicherten das Land mit allen natürlichen Reizen; und der königliche Hof zeigte einen Glanz, eine Feinheit und Bildung, wovon man in den noch roheren und weniger erleuchteten Staaten des Nordens nichts wußte.

Der Prinz Eduard und sein Gefolge wurden mit der größten Höflichkeit und Achtung aufgenommen. Hof und Adel bemühten sich gemeinschaftlich, den edlen Rittern, die die Sache der gesammten Christenheit gegen die Saracenen zu verfechten vorhatten, Unterhaltung zu schaffen.

Turniere waren in jenem Zeitalter der Hauptzeitvertreib, die Hauptbelustigung der Sicilianer;

 und

und das Gepränge, womit sie gefeyert wurden, überstieg alles. Also ergieng bald nach der Ankumft Eduards, durch die ganze Insel ein allgemeiner Aufruf, wodurch alle Ritter und Edle auf ein Fest der Art, das an einem bestimmten Tage, den Kreuzfahrern zu Ehren gehalten werden sollte, eingeladen wurden.

Villars war froh über diese Nachricht; denn wo nur von Waffen die Rede war, erhitzte sich sein jugendlicher Geist. An die Weichlichkeit und die fade Einförmigkeit eines überfeinen Hofes nicht gewöhnt, konnte er den Vergnügungen am Sicilianischen Hofe, an denen er bisher Theil genommen hatte, keinen Geschmack abgewinnen, und ein gewiisses Gefühl der Verachtung gegen den Prunk und die Wollüste der Sicilianer, nicht unterdrücken. Freudig bereitete er sich daher zu dem kriegerischen Schauspiele vor; und als der Morgen des festgesetzten Tages erschien, war er der Erste, der in die Schranken eintrat. Hier sah er eine Scene, die einen weniger nach Ehre jagenden Jüngling, bezaubert haben würde. Die Königinn von Sicilien, ihre beyden Prinzessinnen, und Isabella von Parma, des Königs Nichte, zeigten sich vorn unter einem goldgewirkten Baldachin sitzend, umringt von allen Großen des Königreichs. Von diesem Platze lief auf jeder Seite eine Reihe von Zelten aus, welche einen Halbcirkel bildeten; sie waren mit weißem, reich mit Golde gesticktem Atlas bedeckt, und enthielten den

meib,

weiblichen Adel von Sicilien. Es waren mehrentheils Frauenzimmer von seltener Schönheit, in Schäferkostum gekleidet, mit Myrtenkränzen im Haar, und mit Ketten von lebendigen Blumen um den Hals. Hinter dieser Schaar von Schönheiten standen, auf einem erhöhteren Platze, diejenigen Ritter, Herren und Edle der Insel, welche in dem Turnier nicht mit erschienen, alle in ihrem köstlichsten Kleiderschmuck; und ein unzählbarer Haufen von den niedrigeren Volksklassen sah von einem bemahlten Gerüste, welches ganz hinten um den ganzen Schauplatz herumlief, dem Schauspiele zu.

Villars betrachtete diese glänzende Scene ziemlich ohne Theilnahme; nicht so gleichgültig aber sah die Versammlung auf ihn. Er war jetzt zwanzig Jahr alt: sein Körper war stark, aber doch zierlich gebaut; er war schlank und dabey von angenehmer Gestalt. Sein Betragen war männlich, frey, und voll Würde. Seine Physiognomie, obwohl etwas Finsteres darin lag, war aus feinen, ausdrucksvollen Zügen zusammengesetzt; und sein braunes funkelndes Augenpaar, war ein Bild seines belebten, feurigen Geistes. Ein Reichthum von dunkelbraunen Locken, der in wallenden Ringen um seine Schultern spielte, vollendete die Reize seiner Figur. Er trug eine stählerne Waffenrüstung, mit lauter goldnen Sternen geziert; und einen offenen Helm, auf dessen Spitze ein Busch von Straußfedern flatterte; am linken Arm hielt er ein metallenes Schild,

 mit

mit einem rothen Kreuz, dem Zeichen der Unternehmung, an welcher er Theil nahm.

Unmöglich konnte man den liebenswürdigen Jüngling gleichgültig ansehn. Der laute Beyfall von den Edlen Siciliens, welcher plötzlich hervordrang, als Villars an der Spitze der englischen Ritter in die Schranken eintrat, und die Königinn und ihr Gefolge durch seine ehrerbietige Verbeugung grüßte, war ein Beweis des günstigen Eindrucks, den er auf alle gemacht hatte; und die bedeutenden Blicke, welche die edlen Zuschauer auf ihn warfen, sagten deutlich, wie sehr sie sich schon für das Glück des jungen Normannen interessirten. Die liebenswürdige Isabella von Parma, die eben ihr funfzehntes Jahr erreicht hatte, betrachtete ihn mit vorzüglichem Wohlgefallen, und achtete kaum während des ganzen Turniers auf irgend etwas anders.

Prinz Eduard, der sich vorgenommen hatte, seinem Freunde recht freyes Spiel zu lassen, seine Kunst und Erfahrenheit in den kriegerischen Uebungen zu zeigen, vermied vorsätzlich, bey dem Turnier auch nur den kleinsten Theil der allgemeinen Aufmerksamkeit von Villars ab, und auf sich zu ziehen: ein großmüthiges Opfer, das sein Durst nach Ehre seiner Treue in der Freundschaft brachte. Es war ein Zelt für ihn und seine Gemahlinn Eleonora eingerichtet, die ihn auf dem Kreuzzuge begleitete.

Itzt

Itzt bot der Schall der Trompeten alle die Ritter auf, zu erscheinen, welche gern ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit im Turniere versuchen wollten. Zuerst trat der Prinz von Sicilien, Alphonso, in einer silbernen Waffenrüstung, auf einem milchweißen afrikanischen Pferde sitzend, mit einem Gefolge verschiedener Sicilianischer Edelleute hervor, — alle aufs prächtigste gerüstet.

Der Kampf begann; und viel Kunst ward von den Streitenden von beyden Seiten gezeigt. Aber der Baron von Villars verdunkelte sie alle; jeder Ritter, der mit ihm zu thun hatte, gestand ihm den Ruhm der stärkeren Macht seines Armes zu. Er gewann über verschiedene nach einander den Sieg, und krönte seinen Triumph, indem er den Prinzen Alphonso aus dem Sattel hob und auf den Boden streckte.

Die Achtung der Zuschauer wuchs nun zur Bewunderung, und ein jeder bestrebte sich, irgend ein Zeichen des Beyfalls und des Lobes zu geben. Die Königinn selbst, so wehe ihr insgeheim auch das widrige Glück ihres Sohnes that, konnte doch das Verdienst des fremden Helden nicht unbelohnt lassen. Sie band ihren Gürtel von Perlen, den sie um den Leib trug, los, und schlang ihn dem Sieger um den Hals, wobey sie ihn bat, diesen Gürtel künftighin als ein Andenken von ihr zu tragen, und sich als den ersten der Sicilianischen Ritterschaft anzusehn.

Als er diese ausgezeichnete Ehrenbezeugung empfangen, und sich von dem königlichen Zelt zurückgezogen hatte, umarmte Eduard seinen Freund mit dem Ergusse der herzlichen Freude, die eine edle Seele empfindet, wenn sie Verdienst glücklich belohnt sieht; und Villars fühlte mehr Befriedigung in den Glückwünschen dieses erhabenen Geistes, als in allen Höflichkeitsbezeugungen, und allem Beyfallklatschen des Sicilianischen Hofes.

Zweytes Kapitel.

Die Vergnügungen am Hofe von Sicilien wurden durch zwey unwillkommne Neuigkeiten unterbrochen, nämlich daß Ludwig der Heilige das Schlachtofer einer Pest geworden, die zugleich drey Viertheile seines Heers hinweggerafft hatte, und das König Karl von den Mauren gefangen genommen sey. Diese unangenehmen Zeitungen verbreiteten Schrekken und Betrübniß unter allen Sicilianern; denn ihr durch Vergnügungen und Schwelgereyen verweichlichter Geist sank zusammen unter der Last jedes unerwarteten Unglücks; Zerstreuungen jeder Art hörten im Augenblick auf, und das ganze Land trug das Ansehen trostloser Verzweiflung.

Vil-

Villars, den zwar die Ursach dieser allgemeinen Trauer sehr schmerzte, war dennoch mit ihren Wirkungen nicht ganz unzufrieden, daß dadurch nämlich der unaufhörlichen Reihe von Vergnügungen endlich ein Ziel gesetzt war, welche freylich nur einen Geist wie den seinigen, der sich ganz dem Streben nach kriegerischem Ruhm geweiht hatte, ermüdend seyn konnte. Weder Mummereyen, noch Tänze, noch Schauspiele hatten Reiz für ihn; ja er besuchte sie sogar selten einmal; und wenn Gefälligkeit und Höflichkeit ihn zuweilen nöthigten sich unter den bunten Haufen zu mischen, so zog er sich, vor Ueberdruß und Langerweile, immer so schnell als möglich vom Schauplatz zurück. Er wandte den größten Theil seiner Zeit dazu an, seine Truppen zu mustern und in den Waffen zu üben, und die kranken Soldaten zu besuchen. Diese Geschäfte, und gelegentlich einmal eine Wolfsjagd, füllten seine Stunden, zugleich nützlich und angenehm, aus.

Durch den Tod des Königs von Frankreich sah Prinz Eduard sich mit der Oberbefehlshaberstelle über die Kreuzfahrer bekleidet. Um die bisher verlorene Zeit einigermaßen zu ersetzen, beschloß er, seine Kriegsflotte so zu rüsten, daß sie schneller segeln könnte, als man anfangs den Plan gemacht hatte. Gegen das Ende des Januars war alles in Bereitschaft; der Prinz und Villars beurlaubten sich bey ihrer letzten Erscheinung am Sicilianischen Hofe; und

und es ward öffentlich bekannt gemacht, daß die Flotte am ersten Februar abgehen würde.

Zwey Tage vorher kam Prinz Eduard, der ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, der Lieblingsbelustigung der Englischen Nation in jenen Zeiten, war, auf den Gedanken, einen Tag noch zur Wolfsjagd anzuwenden; und, von Villars begleitet, jagte er durch den Fontabiawald, der sehr reich an jenen wilden Thieren war.

Die edlen Freunde fanden hier Befriedigung genug für ihre Lust; und ein jeder von ihnen streckte manchen von den wilden Bewohnern des Waldes mit seiner Lanze nieder. Endlich schossen zwey Wölfe in demselben Augenblick aus dem Dickigt hervor; der Prinz eilte dem einen nach, Villars verfolgte den andern. Der letztere, nach einem sehr langen Ritt, der ihn durch mancherley Schleichwege und über mancherley Plätze im Walde führte, ereilte doch endlich seine Beute, und in wenigen Minuten lag das Thier athemlos zu seinen Füßen.

Indessen merkte er jetzt, daß sein Eifer ihn so weit von seinem Gefährten abgeführt hatte, daß er durchaus nicht hoffen konnte, ihn noch während der übrigen Zeit des Tages, wieder zu erreichen. Auf keine Weise konnte er sich im Gedächtniß die mannigfaltigen Krümmungen und Irrgänge vorzeichnen, in welchen er sein Wild verfolgt hatte; und wenn er sich auch wirklich des ganzen Weges hätte erinnern können,

nen, so war es doch wahrscheinlich, daß der Prinz unter der Zeit, daß er hieher gelangte, von dem Fleck, wo er ihn verlassen, sich schon wieder weit entfernt hatte. Er hielt es also für das beste, immer gradezu durch den Wald zu traben, und bey dem ersten menschlichen Wohnort, auf den er stoßen würde, sich nach dem Wege zu dem Feldlager, das am Ufer der See errichtet war, zu erkundigen.

Eine ganze Zeit lang ritt Villars durch einen Wald von Myrthen- und Orangenbäumen, die von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet waren, welche sich durch die dicken Schatten des Laubwerks durchdrängten. Auf den hohen Wipfeln der Bäume saßen unzählige Vögel von tausenderley verschiedenem Gefieder, die in sanftklingenden Weisen dem allgütigen Vater der Natur ihr Abendlied zwitscherten. Der Rasen bedeckte den Boden wie ein feiner, dichter Teppich: er prangte mit dem lebhaftesten Grün, und über und über mit dem Schmelz der Blumen, die in unendlicher Menge balsamischen Duft und köstliche Wohlgerüche in die Luft umher verbreiteten.

Villars, der ein warmer Verehrer der schönen Natur war, fühlte die Zauberkraft in diesem Schauspiel, das sich seinen Augen darstellte, und versank in eine tiefe Bewunderung. „Glückliche Sicilianer!" rief er endlich laut; „o dreymal glückliche „Bewohner einer Insel, die sich jedes Geschenks erfreut, das die verschwenderisch-gütige Natur nur

„geben

„geben kann! — Hier giebt die belebende Sonne „dem Frühling ewige Dauer. — Hier stört keine „rauhe Winterluft den Wachsthum des Pflanzen„geschlechts; erstarrt nicht in unserm Körper das „Blut. — Fruchtbäume, Blumen und Stauden „grünen und blühen unverwelklich. Das sanfte „Wehen des Morgens weckt den Chorgesang in je„dem Hain; der kühle Hauch des Abends bringt „heilsame Düfte auf seinem Fittig herab." — —

„Doch halt," fuhr er nach einigen Augenblik-ken fort; „daß ich nicht zu unüberlegt die Glückse„ligkeit dieses Landes preise. Sollte mich nicht das „Nachdenken dahin bringen, diese vermeynten Quel„len des Glücks für die Ursachen des Elendes der „Sicilianer zu halten? Dieses beneidete milde Kli„ma, versenkt es sie nicht in Ueppigkeit und Schwel„gerey? Erschlafft es nicht ihren Körper, schwächt „ihren Geist? Die freywillige Fruchtbarkeit ihres Bo„dens macht löbliche Arbeitsamkeit unnütz; und der „Gewinn, der hier ohne Mühseligkeit geärntet wird, „wird ohne wahren Genuß verzehrt. — Sie sind „für alles verlohren — nur für Ergötzlichkeiten nicht; „und doch unterwerfen sie sich auch, ohne Sträuben, „den willkührlichen Befehlen eines despotischen Al„leinherrschers; — das Gesetz wird zertreten; das Ei„genthum des Unterthanen wird verletzt; die Frey„heit der Person ist nicht mehr völlig sicher; und „das Leben selbst wird manchmal der Willkühr des „Regenten geopfert." —

Auf einmal stutzte das Pferd, und unterbrach unsern Reiter in seinem Selbstgespräch. Er sah nach der Ursach, und erblickte einen wohlgebildeten Knaben in bittender Stellung vor ihm stehn. Die blauen Augen des Jünglings, voll Ausdruck, waren von Thränen aufgelaufen; und auf seinen Wangen glühte die Röthe der Schaamhaftigkeit. Seine Gestalt war angenehm, und hatte sogar etwas feines. Er war mit einem leichten Sicilianischen Gewande bekleidet; auf dem Kopf trug er einen Schäferhut, mit einem Blumenkranz geschmückt; und sein goldgelbes Haar, das sich in Locken den Nacken hinunter kräuselte, war mit einem seidenen Bande zusammen geknüpft. Der Ritter, der nicht weniger Menschenfreundlichkeit als Tapferkeit besaß, fühlte bey dem Anblick der anscheinenden Betrübniß dieses liebenswürdigen Knaben sogleich sein Herz getroffen; er hieß ihn aufstehen, und verlangte von ihm Aufklärung über seine plötzliche Erscheinung.

„Edelmüthiger Feldherr!" antwortete der Jüngling mit einrr lieblichen Stimme, „ihr sehet eine unglückliche Waise vor euch, zu unaufhörlichem Elend verdammt, wenn ich in eurer Gütigkeit keinen Schutz finde. Mein Name ist Bertram; der einzige Rest von der Familie der Rodolfo's. Der Graf, mein Vater, starb ohngefähr vor vier Jahren; und Kummer über seinen Verlust verzehrte die Gräfinn, meine liebe Mutter, in wenigen Monaten nach seinem Tode. Der König von Sicilien machte

machte sich meine Hülflosigkeit zu Nutze; er bemächtigte sich des ansehnlichen Vermögens meiner abgeschiedenen Aeltern, und nahm mich an den Hof, als Edelknaben des Prinzen Alfonso. In seinem Dienst bin ich nun bisher gewesen; obwohl seine unverantwortliche, und wahrlich unwürdige Lieblosigkeit, mir meine Lage nicht sehr erfreulich gemacht hat. Doch, das hätt' ich noch ohne Murren ertragen können; aber ein Unglück von der schrecklichsten Art, das mir drohte, zwang mich, meine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Vor drey Tagen sind Abgesandte vom König von Sicilien, itzt Gefangenen des Dey von Tunis, Muley Azim, angekommen, mit dem Befehl unverzüglich fünfmalhunderttausend Goldzechinen aufzubringen, und dann, funfzig der schönsten Jünglinge in der ganzen Insel auszuwählen; diese, und der Tribut, sollten das Lösegeld unsers Königs seyn. Diesen Morgen brachte mir der Prinz Alfonso diese Nachricht, und zugleich erklärte er mir, daß ich auserwählt sey, mit auf die Liste dieser zum Opfer bestimmten Knaben gesetzt zu werden. Schrecken und Furcht überfiel mich, als ich dies hörte; aber ich war gleich Willens, um dem traurigen Loose, das mir bevorstand, zu entgehen, den Hof zu verlassen, und mich in Prinz Eduards, oder in seines edeln Freundes des Baron von Villars Arme zu werfen, und um Schutz zu flehn. Also entfernte ich mich aus dem Pallast, sobald Alfonso nur fort war, und rettete mich in die Schlupfwinkel dieser Waldung, wo ich mich, den Tag über, verborgen gehal-

gehalten habe. Wie der Abend herankam, dachte ich, daß ich es wagen könnte, mich dem Englischen Lager ohne Gefahr der Entdeckung zu nähern; und ich hatte gerade das Ende des Waldes erreicht, als ich mit Bestürzung den Hufschlag eines Pferdes, und eine menschliche Stimme vernahm. Ich war unschlüssig, ob ich mich wieder in das Dickigt der Waldung verlieren, oder ob ich auf den Reiter zugehen sollte; und ich würde das erstere gewählt haben, wenn nicht ein offener Platz im Gehölz mir erlaubt hätte, das heilige Kreuz auf eurem Schilde zu erblicken: dies verjagte meinen Schrecken, und gab mir den Muth mich hier zu euren Füßen zu werfen."

Ein neuer Strohm von Thränen quoll aus Bertrams Augen; und er sprach den Ritter noch einmal um seinen Schutz an.

Dieser, gerührt durch die kunstlose Erzählung und das unschuldige Wesen des Jünglings, redete ihm Trost ein, und versicherte, er stehe ihm für seine Sicherheit, und werde für sein künftiges Glück Sorge tragen. „Und zugleich, Bertram," fügte er hinzu, „nehme ich dich in meine Dienste, und verspreche dir feyerlich, du sollst nie Gelegenheit finden, es zu bereuen, daß du dir den Ritter Villars zum Freunde gemacht hast."

Ein frohes Lächeln blickte jetzt durch die Thränen des Knaben durch; ehrerbietig küßte er seinem neuen Beschützer die Hand.

„Aber, Knabe,“ fieng Villars wieder an, „kannst du nicht eine Spur entdecken, die uns aus diesem dick verwachsenen Walde führte? Ich kann mich aus diesem Labyrinthe nicht heraus finden; und der Tag neigt sich, — die Nacht möchte uns hier überfallen, wenn wir nicht bald einen Ausweg finden.“

„Herr,“ erwiederte Bertram, „eben jetzt kommen wir an die äußerste Gränze des Waldes; nur noch wenige Schritte, und ihr werdet die weißen Gezelte der Kreuzfahrer erkennen können.“ — Wirklich konnte Villars sich bald überzeugen, daß der Edelknabe wahr geredet hatte; sie kamen jetzt aus der Dunkelheit des Waldes heraus, und sahen das Lager, etwas weiter als eine Viertelmeile, vor sich liegen.

Sobald der Baron hier angelangt war, besuchte er sogleich Eduards Zelt; und hörte, daß dieser schon seit geraumer Zeit von der Jagd wieder zurück sey. Das Abentheuer mit dem Edelknaben hörte der Prinz mit Vergnügen und mit Verwunderung an; und er und seine Gattinn, Eleonora, wetteiferten im Lobe seiner Unschuld, Schönheit und Artigkeit.

Noch an demselben Abend wurden dem ganzen Heer Befehle ertheilt, sich zur Einschiffung am folgenden Tage in Bereitschaft zu halten; denn man wollte den günstigen Wind, der itzt in die Seegel blies, benutzen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Die Flotte der Kreuzfahrer war bald unter Seegel; und da beständig günstige Winde wehten, so konnten sie nach wenigen Wochen im Hafen von Jaffa, an der Küste von Palästina, den Anker auswerfen.

Mannichfaltig waren die Gefühle, die sich, bey Berührung der Küste des geweiheten Landes, im Herzen dieser heiligen Krieger regten; ein Gefolge widersprechender Leidenschaften erhob sich schleunig in ihrem Innern. Thränen der Reue wurden von Gelübden der Rache verdrängt; Gebete zu ihrem Erlöser, von den Verfluchungen ihrer Feinde; und feyerliche Schwüre wurden ausgestoßen, mit Saracenenblut diesen Boden zu überschwemmen, auf welchem der Heiland der Menschheit sein Leben, zu aller Beyspiel, den Uebungen der Demuth, Sanftmuth und Barmherzigkeit gewidmet hatte.

Das Kriegsheer stieg ans Land; und es ward schnell ein Lager aufgeschlagen. Der Prinz bestimmte für Villars ein Zelt, unmittelbar neben dem seinigen, und Bertram erhielt ein kleineres, das für ihn, hinter jenen beyden, aufgerichtet ward. Nichts kam der Dankbarkeit dieses liebenswürdigen jungen Menschen gegen Villars, seinen Beschützer, gleich. Es schien sein einziges Bestreben, dessen Wünschen immer zuvorzukommen. Der Ritter bemerkte diese Bezeugungen der Dankbarkeit bey ihm gar wohl, und schenkte ihm zum Lohn einen sehr großen Antheil

theil seiner Zuneigung: — denn bey edeln Seelen wirkt die Liebe allemal wechselseitig. — Bertram würde seinem Herrn sogar ins Schlachtfeld freudig gefolgt seyn, und gern an seiner Seite gekämpft haben; allein dieser vermochte es nicht über sich, den zarten Jüngling mit in das Gewühl des Krieges zu mischen.

Die Ungläubigen, denen die Annäherung des Kreuzzuges kund geworden war, hatten sich schon lange auf ihren Empfang gerüstet. Sie waren schon in großer Macht, nicht viel über eine Meile vom Ufer gelagert; also fielen allerley kleine Gefechte vor, sobald die Kreuzfahrer gelandet waren.

In allen diesen Treffen glänzte der unbezwingliche Muth des Prinzen Eduard und seines Freundes. Wohin sie auch kamen, immer bezeichneten Niederlagen und Verheerungen ihren Weg; und alle Tapferkeit des Sultan Selim und seines Sohns Abdallah, vermochte nicht den Saraçenen Kraft einzuflößen, um den christlichen Helden zu widerstehn.

Bey einem dieser Gefechte, welche nicht entscheidend waren, auf der Ebene von Joppe, kämpfte Villars mit dem riesenmäßigen Arazim, und schlug ihn zu Boden; sein Bruder Corah näherte sich indeß dem Ritter von hinten, und zielte mit einer mächtigen Keule seinen Kopf zu treffen. In demselben Augenblick trat Eduards Schild dazwischen, fieng mit lautem Getöse den Schlag des gewaltigen

Kol-

Kolben auf, und rettete seinen Freund, indem sein Schwerdt dem Saracenen das Herz durchbohrte, und ihn in den Staub danieder streckte. — Auf der Rückkehr von dem Kampfplatz mußten sie queer über den reißenden Strohm Aroar, der von Frühlingsregengüssen angeschwollen war; an seinem Ufer ward Eduards Pferd auf einmal stutzig, und warf ihn in den wildesten Strudel des Flusses. Von den Thaten des Tages ermüdet, und von der Last seiner Waffenrüstung zu Boden gezogen, würde der Prinz unfehlbar umgekommen seyn, wenn der edelmüthige Ritter sich nicht in den Strohm gestürzt, die Hand des Hülflosen ergriffen, und ihn auf den Bord geschleppt hätte. — Solche gegenseitige Verpflichtungen sind die festesten Banden der Freundschaft. Von diesem Tage an ward die Zuneigung unsers Paars zu einander, von beyden Seiten, wo möglich noch weit stärker und fester gegründet, als sie jemals gewesen war.

Nun fiel eine allgemeine Schlacht vor, worin von beyden feindlichen Heeren mit der hartnäckigsten Wuth gefochten ward; aber als der Tag sich neigte, ward der Kampf zum Vortheil der Christen beendigt. Bey diesem Vorfall widersetzte sich Eduard mit eigener Hand dem Arme des Sultan Selim, brachte ihm nach einem heftigen Streit verschiedene Wunden bey, und nöthigte ihn zur Flucht; und der Prinz Abdallah setzte unterdessen den Muth und die Geschicklichkeit des Ritters in Arbeit, und verließ den

Platz nicht eher, als bis er sich fast von allen seinen Freunden verlassen sah.

Die Sache der Kreuzritter gewann ein sehr glückliches Ansehn. Der Feind war durch das letzte Treffen augenscheinlich geschwächt, und es war vorauszusehen, daß er, bey einem muthigen Angriff auf ihn in seinem Lager, keinen wesentlichen Widerstand würde leisten können. Es ward daher der Plan zu einem nächtlichen Ueberfall gemacht, und alles zu diesem Streich vorbereitet, — als eine unerwartete Begebenheit den Maaßregeln der Engländer eine neue Wendung gab.

An dem Morgen des Tages, dessen Mitternachtsstunde zu der Ausführung jenes Entwurfes bestimmt war, als Eduard, allein in seinem Gezelt, seine gewohnte tägliche Andachtsübung verrichtete, ward ein junger Saracene zu ihm hereingeführt; er war eben aus des Sultans Lager gekommen, und entdeckte, er habe geheime Nachrichten zu bringen, die er nur dem Ohr des Prinzen anvertrauen könnte. Eduards Gefolge mußte sich entfernen; drauf näherte sich ihm der Fremdling, und redete ihn also an: „Gebieter über die Heere der christlichen Krieger! Sultan Selim entbietet dir im Namen unsers heiligen Propheten seinen Gruß. Mit Bestürzung und mit Betrübniß wird er gewahr, daß die Diener des Mahomet der Uebermacht der Europäischen Tapferkeit unterliegen. Daher sind seine Wünsche auf Frieden gerichtet. Er zieht sich, verwun-

det und entkräftet durch die Gewalt deines unüberwindlichen Arms, von dem ungleichen Kampfe zurück, und sendet mich, seinen demüthigen Sklaven, euch Anträge zum Vergleiche zu thun. Dies, o Fürst! waren des Sultans Worte; und so," fuhr er fort, indem er mit seiner Rechten in den Busen fuhr, „so vollstreckt Caled seine Befehle." — In diesem Moment zog er einen kleinen Dolch unter seinem Untergewande hervor, und stieß ihn dem Prinzen in die Seite. Aber die Vorsehung lenkte den Stoß des Meuchelmörders, daß er dem Prinzen nicht tödtlich ward: die Spitze des Stahls glitt ab, und verursachte nur eine tiefe äußerliche Wunde, ohne bis in den Sitz des Lebens zu dringen. Durch seine außerordentliche Leibesstärke sicherte er sich ohne große Schwierigkeit vor einem wiederhohlten Stoß des Saracenen; und zugleich rief er im Augenblick seine Diener. Ihr Erstaunen und ihr Zorn, als sie den Zustand ihres Fürsten erblickten, war unbeschreiblich. Beym Anblick seines blassen, blutenden Körpers bemächtigte sich ihrer anfangs nur die Furcht für sein Leben, und man hörte nichts als Jammergeschrey und Wehklagen; aber als sie sahen, daß die Wunde nicht gefährlich sey, ward plötzlich ihre Betrübniß zur Wuth, und jeder rief laut, der Verbrecher müßte, zum ewigen Beyspiel, ein augenblickliches Opfer ihrer Rache werden.

Allein Eduard, der sich während dieser Zeit von der schnellen Bestürzung, worin er durch den Vor-

fall versetzt war, wieder erhohlt hatte, dämpfte ihren Grimm, und gebot, der junge Saracene sollte gefangen gehalten werden, bis seine Wunde untersucht und verbunden seyn würde.

Nachdem dies geschehen war, wurde Caled wieder vor ihn gebracht, „Treuloser Bube!“ rief er, „lehrt dich so dein Prophet für seine Sache fechten, mit geschmiedeten Lügen und verrätherischem Mord? Und kann der Führer seiner Schaaren, der Sultan Selim, sich vor der Würde der Uebermacht beugen, und zugleich zu feilem Meuchelmorde seine Zuflucht nehmen? — Doch, fürchterliche Rache harrt auf dein Verbrechen; ausgesuchte, unerhörte Martern sollen bald deinem Leben ein Ende machen.“

„Christ!“ erwiederte der Saracene mit einem Lächeln voll Verachtung, „du kennst die Stärke der Seele Caleds wenig, wenn du sie mit Drohungen von Folter oder Tod zu erschüttern meynest. — Unser heiliger Prophet, dessen Name deine Zunge entweiht, hat die Brust eines jeden seiner ächten Bekenner mit Muth gestählt, daß sie nicht unterliegen kann. — Also bilde dir nicht ein, ich fürchtete deine ungeheure Macht. — Von einem Irrthum aber muß ich dich noch befreyen, ehe ich sterbe: — ich schwöre bey Allah, daß Selim der Sultan, an dem Streiche, den Caleds Hand hier ausführen wollte, keinen Antheil hat.“

Eduard ward über Caleds Furchtlosigkeit heftig entrüstet. Es war von seiner Jugend an seine große

Schwachheit gewesen, sich zu leicht einer ungezähmten Wuth zu überlassen, die ihn häufig zu Handlungen der Grausamkeit und Ungerechtigkeit verleitete. Bey diesem Vorfall wollte er wieder seiner Leidenschaft bis zur äußersten Gränze nachgeben. — Auf seinen Befehl ward Caled wieder in Banden gelegt, und ein Blutgerüst, im Angesicht des Heers der Ungläubigen, errichtet. Oeffentlich mußte ein Herold es ausrufen, daß am sechsten Tage, der Verbrecher auf dieser erhöhten Bühne mit der qualvollsten Strafe gezüchtigt werden sollte, die der menschliche Scharfsinn nur aussinnen würde; und zugleich ward dem eine Belohnung verheißen, der die Henker eine neue Art von Martern lehren könnte.

Ehe Villars überzeugt ward, daß die Wunde, die sein Freund empfangen hatte, nichts weniger als ein tödtliches Uebel nach sich ziehen könnte, war er sehr ängstlich für ihn bekümmert. Mit unermüdeter Sorgfalt wachte er bey seinem Lager, und reichte mit eigner Hand ihm jede verordnete Arzeney. Die Sorge für das Kriegsheer fiel nun auf ihn; aber er beschloß nun den Ueberfall des feindlichen Lagers so lange auszusetzen, bis der oberste Heerführer wieder hergestellt seyn würde.

Sehr bald drang das Gerücht von dem geschehenen Vorfall zu Selims Ohr; und am dritten Tage nach dem fehlgeschlagenen Versuch auf Eduards Leben, erschien vor ihm ein Herold des Sultans, durch

den ihm tausend Beutel Goldstücke für Caleds Loslassung geboten wurden. Aber Eduard, der einmal den Tod über ihn verhängt hatte, schlug das Anerbieten wegwerfend aus, und schwur, daß, wenn Selim auch alle Schätze, die er besäße, zu seinen Füßen legen wollte, dies ihn dennoch nicht bestechen würde, die Wollust, an der Bestrafung jenes Meuchelmörders, dafür hinzugeben. Mit diesen Worten entließ er den Abgesandten.

Am folgenden Morgen stieg Villars, nach seiner Gewohnheit, früh zu Pferde, in der Absicht, das feindliche Lager zu recognosciren. Die Hitze des Himmelsstrichs von Palästina zwang ihn, ohne Rüstung zu gehen, wenn er nicht in der Schlacht war; also war er auch jetzt in einem leichten Reitanzuge, mit einem Säbel, queer über die Schulter gehängt. Er war noch nicht weit von seinem Zelt entfernt, als er einen Saracenen von edlem Anstande auf sich zureiten sah. Dieser winkte ihm mit der Hand, stille zu halten; und er, der keine Verrätherey ahndete, hielt, auf sein Zeichen. Kaum aber hatte er sein Roß am Zügel angezogen, so erblickte er den feindlichen Reiter die Senne eines Bogens spannen, der auf ihn gerichtet war, und fast im gleichen Augenblick fühlte er die Spitze eines Pfeils in seiner Brust. Aller Gedanke, dies Bubenstück zu rächen, war umsonst: das Pferd des Türken war hurtig wie der Wind, und trug seinen Reiter mit solcher Schnelligkeit fort, daß er in kurzer Zeit kaum noch zu erkennen war.

Der Ritter versuchte gleich, den Pfeil aus seiner Wunde zu ziehen; und es gelang ihm ohne Mühe, weil er keinen Widerhaken hatte. Auch sah er, daß er nicht sehr tief eingedrungen war, und schmeichelte sich schon, daß der Schaden eben nicht groß seyn würde. Allein, bald war er aus seinem angenehmen Irrthum herausgerissen, als er einen schmalen Streifen Papier rings um den Pfeil gewunden bemerkte, worauf, in arabischen Buchstaben, Worte dieses Inhalts geschrieben standen: „Christ! Die Spitze, die deine Brust durchbohrt, ist in tödtliches Gift getaucht. Ehe die Schatten der Nacht herniedersteigen, wirst du zu deinen Vätern versammelt seyn, wenn du nicht dessen Hülfe suchst, dem unser heiliger Prophet, unter allen Söhnen der Menschen, allein das Geheimniß und die Mittel der Heilung vertraut hat.“

Ein plötzlicher Schrecken fuhr schaudernd über Villars Seele, beym Lesen dieses entsetzlichen Papiers. In einem fernen Lande, und durch Verrätherey und Gift zu fallen, da er in die Laufbahn der Ehre erst eben eingetreten war, und er noch keine Lorbeeren im Schlachtfelde eingeärndtet hatte, die seinen Namen mit Ruhm auf die Nachwelt bringen sollten; — das war der traurigste Gedanke für ihn. Er seufzte tief, in Trostlosigkeit verlohren, und ritt voll Gram nach seinem Zelte zu.

Als

Als die Geschichte vor Eduards Ohren kam, siegte in ihm die Achtung für seinen Freund über alle Bedenklichkeiten der Klugheit; er stand von seinem Lager auf, und suchte den Augenblick seinen Freund. Doch, wie groß war sein Jammer, als er sah, daß das tödtliche Gift schon seine Verwüstungen angefangen hatte. Villars ward schon von dem Erstarren ergriffen, und Symptome der nahen Auflösung offenbarten sich. „O mein Freund!“ rief Eduard untröstlich aus, „so früh wirst du mir entrissen? Muß ich meinen Zwillingsbruder in der Gefahr und im Ruhm, durch treulosen Meuchelmord verlieren? Wollte Gott, Caleds Dolch wäre mir tief ins Herz gedrungen, ehe ich diese trübselige Stunde erlebt hätte! — Aber ihr, eilt!“ rief er seinen Dienern zu; „laßt sogleich im ganzen Lager Selims den lauten Aufruf geschehen, daß, wenn irgend einer dort die Wirkung dieses fürchterlichen Giftes abwenden kann, so wird ihn Eduard mit Reichthum und Gunst, bis zum höchsten Ziel seiner Wünsche, beladen.“

In diesem Augenblicke stürzte Bertram, der indeß auch erfahren hatte, was vorgegangen war, in voller Angst und mit Wehklagen ins Zelt: — „wo ist mein Herr?“ rief er, „mein Beschützer, mein Villars? O wehe! die Hand des Todes ist auf seinen Augenliedern, und er siehet meinen Schmerz nicht. Aber glaube nicht, daß ich so dich verlieren werde! — Das Grab, das Villars Gebeine deckt, wird auch seines treuen Bertrams Asche einschließen.“

Nach

Nach einer kleinen Weile ward er indessen ruhiger; und nun wandte er sich mit diesen Worten zu Eduard: „Herr! laßt mich euch bitten, daß ihr in euer Gezelt zurückkehren möget. Eure Gegenwart hier kann eurem Freunde keine Linderung verschaffen, und könnte euch selber sehr nachtheilig werden. Ich will bey dem Ritter bleiben, bis der Herold von Selims Lager zurückkommt. Vielleicht hat der Himmel Mitleid mit eurer Trauer, und schickt ganz neue Mittel zu seiner Genesung. Seine Augen sind itzt zum Schlummer geschlossen: o möchte die Allmacht, für deren Sache er Schlachten kämpft, ihn zu Leben und Gesundheit erwachen lassen!“

Der Prinz, gerührt von Bertrams Gefühl, und von der anscheinenden Ruhe, womit er seinen Vorschlag äußerte, lobte seine Besorgniß für den Baron, und verließ das Zelt mit seinem Gefolge.

Viertes Kapitel.

Es war schon Mittag vorbey, als Villars, von einem langen, sanften Schlummer erwachend, sich allein fand. Verwunderung und Freude erfüllten ihn, da er sah, daß der vergiftete Pfeil keine andre schlimme Wirkung zurückgelassen hatte, als eine Schwäche und Mattigkeit. Er fieng an zu glauben, daß die Drohung, die das umgewickelte Papier

enthielt, nur um Schrecken zu erregen darauf geschrieben sey, und er erhob sich von seinem Lager mit dem Gedanken, den Prinzen zu besuchen, — als er durch den Eintritt eines Dieners überrascht ward, der ihm die Nachricht brachte, Bertram liege im letzten Todeskampf, und wünsche ihn noch auf die Paar Augenblicke, da seine Besinnung noch nicht völlig zerrüttet wäre, zu sehen.

Villars, über diese Nachricht bestürzt, folgte der Bitte; aber wie sehr wuchs seine Betrübniß, als er den unglücklichen Jüngling sah. Dunkel und eingesunken waren diese Augen, aus denen noch eben erst lauter Sanftmuth und Wohlwollen strahlte. Diese Wangen, die von Tugend und Schönheit glühten, waren bleich und entfärbt. Die Lippen brannten von trockner Fieberhitze; und die blauangelaufene Farbe der Haut verrieth die tödtliche Wirkung eines verborgenen Gifts.

Villars, von tiefer Empfindung bemeistert, brach in einen Strohm von Thränen aus.

„Mein Herr," sagte Bertram mit schwacher Stimme, „weint nicht um mich; — nur ein Paar Stunden noch, und ich bin aus der Welt, und vergessen; — aber, ehe ich sterbe, möcht ich euch gern einen Umstand bekannt machen, den keiner weiß als ich." — Als der Baron durch einen Wink das Gefolge entfernt hatte, redete Bertram weiter: „Edelmüthiger Villars! nichts als die Gewißheit

der baldigen Auflösung ist Ursach, daß ich es wage mich zu erkennen zu geben, — euch zu sagen, — daß der vermeynte Bertram, — Graf Rodolfo's vorgeblicher Sohn, — kein andrer ist, — o! die jungfräuliche Schaam erröthet es zu entdecken, — kein andrer als — die unglückselige Isabella von Parma! — Meine Geschichte, Ritter, ist nur kurz, und der gütige Himmel hat mir Stärke verliehen, sie euch zu vertrauen. — Mit dem Tage, da ihr auf dem Turnier in Sicilien erschient, war alle meine Ruhe und mein Frieden dahin. Ich sah euch, — und liebte: — Die Reize eurer Gestalt, die Feinheit eurer Sitten, und euer ganzes edles Wesen, rührten mein Herz mit einer neuen, mir unbekannten Empfindung. Die Lobpreisungen, die eure Tapferkeit, eure Biederkeit und euer Edelmuth von einem jeden verschwenderisch empfieng, verstärkten nur meine Neigung. Die Hofbelustigungen verlohren ihren Geschmack für mich; die Ehrfurchtsbezeugungen aller meiner Verehrer erregten mir Verdruß; — mein einziger Trost war, daß ich mich im Stillen an eurer Vortrefflichkeit weidete. Ihr verachtetet die abgeschmackten Vergnügungen unsers Hofes, nahmt selten Theil daran; und die Gelegenheiten, den Abgott meines Herzens zu sehen, kamen für mich also sehr sparsam. Auch hinderte mich die Eingeschränktheit, worin die Prinzessinnen, und auch ich, gehalten wurden, irgend ein Merkmal meiner Achtung an euch gelangen zu lassen. Die Zeitung von Karl's Gefangenschaft stürzte mich

in Verzweiflung, weil dadurch alle meine Hoffnung, euch wieder am Hofe zu sehen, zernichtet war. Und zugleich ward es öffentlich bekannt gemacht, daß die Kreuzfahrer in wenigen Tagen abseegeln würden. — O! wie soll ich euch den zerreißenden Schmerz beschreiben, der mich bey dem Gedanken einnahm, ich sollte auf immer von allem, was meiner Seele theuer war, getrennt seyn! — Euer Bild verfolgte mich Tag und Nacht; ich begriff, daß das Daseyn mir nur ein Fluch sey, wenn ich es nicht mit dem innig Geliebten vereint genösse. — Darum wehrte ich mich nicht länger gegen eine Leidenschaft, die zu mächtig war, um sich dämpfen zu lassen; ich gab ihr nach, und faßte den Entschluß, meiner Würde und der Zärtheit meines Geschlechts zu entsagen, um den Gegenstand meiner Liebe, in der Verkleidung von einem Edelknaben, nach dem gelobten Lande zu begleiten. Nun verschaffte ich mir, durch die Hülfe meiner treuen Dienerschaft, alles was zur Ausführung meines Vorhabens nöthig war; und als ein glücklicher Zufall euch in dem Walde von Fontabia mir entgegen führte, durch den mein Weg nach dem Lager gieng, so suchte ich durch die Erzählung, die ihr damals von mir hörtet, und die ich erfunden hatte, euch zum Mitleid zu reizen, und euren Schutz zu gewinnen. — O Villars! und seitdem hab' ich in eurer Gesellschaft, und im Besitz eurer Freundschaft und Zuneigung, im Genusse des vollkommensten Glücks gelebt; und endlich hat die Güte des Himmels mir auch eine Gelegenheit geboten, euch

meine

meine Dankbarkeit zu beweisen. — Als ich von der Wunde vernahm, die ihr diesen Morgen von dem ungläubigen Saracenen empfiengt, und daß der Tod davon euch gewiß sey, — keine Sprache kann den Schmerz aussprechen, der mich befiel. Die Gewalt des Kummers verstörte auf einige Minuten alle meine Besinnungskraft, und bald hätte ich durch mein unmäßiges Jammern und Wehklagen mein Geschlecht verrathen. Wie ich mich nur von dem ersten Schrecken erhohlt hatte, fiel mir sogleich ein Heilmittel, euch zur Genesung zu bringen, ein, wovon ich einst in Sicilien hörte. Ich bat den Prinzen und sein Gefolge, sich zu entfernen; und sie thaten es. Da kam die Zeit, — o! ein herrlicher Augenblick! — daß ich zeigen konnte, ich sey der Freundschaft eines Villars nicht unwerth. — Ihr wart in eine Ohnmacht, die den sichern Tod vorher verkündigte, gesunken, und von der ich gewiß war, euch nicht aufzuwecken. Ich stahl mich also an euer Lager heran, legte meine Lippen an eure Wunde, und, — entsetzt euch nicht, Ritter! — und sog das tödtliche Gift heraus, das schon euer Herz anfallen wollte. — — Lebe wohl, du Theurer! auf ewig lebe wohl! — Ja, ich sterbe, — aber ohne Klage, — denn Villars ist durch mein Opfer gerettet!" —

Ihre Stimme brach: Isabella sank auf das Lager danieder. Ein Gemisch von tausendfachen Empfindungen zerriß Villars Seele. Bewunderung,

rung, Liebe, Dankbarkeit, Schrecken, Kummer, — alle nahmen Besitz von seinem Herzen, und beraubten ihn fast der Vernunft.

Eben trat ein Soldat herein, und kündigte ihm an, es habe sich ein Derwisch gefunden, der in dem Rufe stehe, daß er die Wirkungen des gefährlichsten Giftes vernichten könnte. Dies erheiterte ihn etwas. „Bringt ihn her!" schrie er mit einer Stimme, von Angst und Jammer erstickt. Der Diener kam schnell zurück, brachte eine edle Mannsfigur, in der Tracht der Derwische gekleidet, herein, und gieng.

„Heiliger Mann!" rief Villars ihm zu; sieh diesen leidenden Engel! Ein zerstörendes Gift wüthet in ihren Adern; o rette sie! rette die theure Isabella, und die kostbarsten Geschenke sollen der Lohn deiner gesegneten Kunst seyn!" — „Christ," war des Derwisches Antwort, „der Zustand der Kranken scheint ohne Hoffnung: aber Dared verpfändet seinen Kopf für ihre Genesung, wenn du sein Begehren bewilligst." — „Sage dein Begehren," fiel Villars ihm ungeduldig ein; „was du auch fordern magst, es soll dir gewährt seyn." — „So lasse Caled frey," sprach der Derwisch. —

Villars war bey diesem Worte vom Donner getroffen; die Schrecken der Verzweiflung sammelten sich auf seiner Stirn, und mit dem Schluchzen eines ganz erschütterten Geistes rief er ihm zu: „Unmensch-

menschlicher Dared! was kommst du hieher mit deiner gleisnerischen Wohlthätigkeit, um noch meines Elends zu spotten! Meynst du, ich könnte Freyheit und Leben einem niederträchtigen Mörder erhalten, der meinen Prinz, meinen Herrn, meinen Freund, aus der Welt schaffen wollte? Nein, Derwisch, nein! nimm zurück deine unglückselige Forderung, und empfange statt Caleds Freyheit, alles was Eduards Macht und Güte zu geben vermag."

„Christ!" erwiederte Dared in einem feyerlichen Ton, „ich habe es gesprochen, — und ziehe nicht zurück. Beym großen Allah schwör' ich's! dieses sinkende Auge soll nimmer die Sonne mehr erblicken, wenn nicht der gefangene Caled erlöst wird."

„Und er soll erlöst werden," rief Prinz Eduard, der alles gehört hatte, und itzt eben in das Gezelt hineinstürzte; — „rette nur dies edelmüthige Opfer aus den Schatten des Todes, und du und Caled sollen reich belohnt unser Lager verlassen." — „So schafft den Jüngling hier zu uns her," sagte Dared. — Eduard gab Befehl, daß er sogleich hergeführt werden sollte. — Caled kam, und aller Augen waren auf den Derwisch geheftet; er zog ein keines Fläschchen mit einem purpurfarbigen Trank aus seinem Busen, und goß ihn in Isabellens Mund. In weniger Minuten waren die wunderthätigen Wirkungen dieses Elixirs schon offenbar. Der Lauf

des Blutes, der gestockt schien, begann von neuem; sie zog sichtbar Athem ein; die Rosen ihrer Wangen fiengen allmählig an wieder aufzublühen, und ihre Lippen färbten sich wieder mit ihrer zarten Röthe. In kurzer Zeit zeigten sich alle Merkmale der erneuerten Lebensgeister, und der zurückkehrenden Gesundheit.

„Du siehest, Prinz," sagte der Derwisch, indem er sich zu Eduard wandte, „meine Kunst hat gewirkt. Ehe noch die Sonne ihre heutige Laufbahn beschließt, wird die Kranke völlig hergestellt erwachen. Nun begehr' ich die Erfüllung deines Versprechens."

„So halt' ich mein Wort," antwortete der Prinz dem Derwisch, und stellte ihm Caled dar; „aller Frevel ist vergessen, und Caled ist frey. Ein Paß soll euch zu Selims Lager geleiten, und tausend Goldstücke füg' ich zu der Freylassung eures Freundes noch hinzu."

„Christ," versetzte der Derwisch, „dein Gold bewahre für die, die dessen bedürfen. In der Seele des vermeynten Dared, wohnt kein Gedanke von Eigennutz. Sultan Selim," — fuhr er fort, indem er seinen Mantel abwarf, und sich in der Tracht des Monarchen zeigte, — „Sultan Selim ist hinreichend belohnt, daß er seinen Abdallah wieder erlangt hat." Und mit diesen Worten fiel er seinem Sohne weinend um den Hals.

Eduard

Eduard und Villars staunten, in dem erdichteten Caled den Prinzen Abdallah, und seinen Vater den Sultan unter der Maske des Derwisches zu entdecken. Selim löste ihnen indeß das Räthsel, sobald er zu sich gekommen war, in folgenden Worten:

„Du bist ohne Zweifel verwundert, Prinz, den Heerführer der Saracenen und seinen Sohn, im Lager ihrer Feinde, unter einer geborgten Hülle, und erdichteten Namen zu sehn. Aber höre die Ursache dieser Erscheinung. — Abdallah, der seinen Vater von deinem Arm verwundet, und die Diener Mahomets geschlagen und verjagt sah, wußte kein andres Mittel, den Propheten und seine Sache zu rächen, als deinen Untergang. Um diesen Vorsatz auszuführen, begab er sich, ohne mein Wissen, ins christliche Lager; doch, Allah hatte beschlossen, daß sein Vorhaben scheitern sollte. Sobald das Gerücht von dem Vorfall, und von der grausamen Strafe, wozu mein edler Sohn verurtheilt war, mein Ohr erreicht hatte, so sandte ich einen Herold an dich, und bot Gold für seine Loslassung; aber, wie du weißt, vergeblich. — Was konnte ich da für Mittel ersinnen, um Abdallah zu retten? Die Verzweiflung gab mir Erfindsamkeit. Ich tauchte einen Pfeil in das Gift, das den Namen Rufu führt, und blos dem königlichen Stamme bekannt ist; ein Gift von so zerstörender Natur, daß das Schlachtopfer unwiederbringlich verlohren ist, wenn die fürchterliche Wirkung nicht durch den heilsamen Trank, den ich allein zu mi-

schen weiß, gehoben wird. Den Pfeil umwand ich mit einem Streifen Papier, worauf das drohende Uebel, und zugleich das einzige Heilmittel dawider, geschrieben stand. — Ich ließ des Barons Bewegungen beobachten; ich beschloß, den Busen deines Freundes zu treffen, und meines Sohnes Loslassung zum Bedinge der Heilung zu machen. Mein Bogen verfehlte nicht sein Ziel: dieser Morgen sah meinen Wunsch erfüllt. — Du weißt das Uebrige. — Der Prophet hat die That gebilligt, und mit gutem Erfolge gekrönt."

„Aber ehe ich dein Gezelt verlasse, Prinz, merk' auf die letzten Worte Selims. — Du nennst uns niederträchtige, verrätherische Meuchelmörder; und warum? — Etwa darum weil wir unsern Untergang durch den deinigen vorzubeugen suchen? — Den Haß gegen unsern Beleidiger gebietet uns die Natur. — Wenn uns die kleine giftige Otter sticht, so treten wir grade auf sie zu; aber den wüthenden Tiger, den man nicht offen angreifen kann, muß man durch heimliche List besiegen. — Siehe! unsre Felder liegen verwüstet; unsre Städte zerstört; unsre Heere sind zerstreut; und der Name unsers großen Propheten ist entheiligt; — und nun sage, daß wir unrecht thun, nach deinem Untergang, deinem, der du der Stifter alles dieses Bösen bist, zu streben! — Das gekränkte Recht, und der entweihte Glauben, fordern uns zur Rache, und jagen den Dolch in deine Brust. — — Doch, lieber will Selim den Frieden für jeden andern Preis, als um Menschen-

blut, erkaufen. — Du kennst die ausgebreiteten Besitzungen, Prinz! die ich durch kühne, tapfre Thaten errungen habe: — ich thue Verzicht auf sie, sobald dein Kriegsheer unsre Küste verläßt. — Sultan Selim begnügt sich, seine Herrschaft auf die weiten Ländereyen zu beschränken, die Saladin erwarb, wenn ihm nur in diesen eine ruhige Regierung vergönnt ist."

Eduard, verwundert über die billigen Gesinnungen des Sultans, sah gleich, wie vortheilhaft seine Anerbietungen waren. Und in der That wirkten eben jetzt mehrere Ursachen zusammen, die ihn zur Rückkehr nach seinem Vaterlande ausdrücklich bestimmten. Das herannahende Lebensende seines Vaters, König Heinrichs des Dritten; die schweren Krankheiten unter dem Heere der Kreuzfahrer; und vor allem das üble Befinden seiner geliebten Gemahlinn Eleonora, die ihm, während des Aufenthalts in Palästina, eine Tochter zur Welt gebracht hatte, — das alles erregte schon längst in ihm den Wunsch, irgend einen schicklichen Vorwand zu entdecken, um den Feindseligkeiten mit den Saracenen ein Ende zu machen. Der gegenwärtige Umstand war für ihn der glücklichste, den er nur wünschen konnte. Ohne sich zu bedenken, gieng er also die vom Sultan vorgeschlagenen Bedingungen ein; es ward sogleich ein zehnjähriger Waffenstillstand verabredet; von beyden Seiten wurden Eidschwüre geleistet, ihn zu halten; und man führte Selim und Abdallah mit allen ge-

 büh-

bührenden Ehrenbezeugungen in ihr Lager zurück. —

Zu gleicher Zeit, da Isabella noch in dem sanften Schlummer lag, der eine baldige Herstellung von den Wirkungen des Giftes prophezeite, wurden der Prinzessinn Eleonora die sonderbaren Begebenheiten, die vorgefallen waren, berichtet. Sie horchte mit großem Vergnügen zu; versprach Villars, das edle Mädchen in ihren Schutz zu nehmen, und alle die kleinen Aengstlichkeiten, die wegen der Entdeckung ihres Geschlechts und ihrer wahren Geschichte, natürlich in ihrem zarten Herzen entstehen würden, zu zerstreuen.

Sie erfüllte dies Versprechen ganz. Isabellens Bedenklichkeiten waren bald verjagt, und sie gab den Bitten ihres Geliebten nach, ihre Vermählung nach ihrer Rückkehr in England zu feyern.

Nun war der Schauplatz der Betrübniß ganz in einen Schauplatz der Freude verwandelt; — das Elend des Krieges, in allgemeinen Jubel. Die beyden, sonst feindlichen Lager, wurden durch gegenseitige Zeichen der Freundschaft mit einander verbunden; und aller Haß lag in Vergessenheit begraben.

In kurzer Zeit hatten Eduard und Isabella völlig ihre Gesundheit wieder erlangt; das Heer ward eingeschifft; der Wind blies in die Seegel; und

wenige

wenige Monden brachten die Flotte glücklich nach England.

Fünftes Kapitel.

Bey seiner Rückkunft fand Eduard seinen Vater, Heinrich den Dritten, nicht mehr. Schon war er selbst als sein Thronfolger ausgerufen und allgemein anerkannt.

Der neue Regent hätte nun so gern seinem Freunde Villars den glänzendsten Beweis seiner Achtung für ihn gegeben, und ihm die ersten Staatsgeschäfte übertragen. Allein Villars geizte nicht nach Ruhm und Ehrenstellen; er kannte den Neid und die Scheelsucht, die gewöhnlich die Folgen solcher Gnadenbezeugungen sind, womit ein Regent einen Unterthan auszeichnet; drum wünschte er Eduards Freund als Mensch zu bleiben, und nicht öffentlich sich als seinen Günstling zu zeigen. „Erlaubt mir, Herr!" sagte er, „diese Proben eurer Güte, die ihr mir erzeigen wollt, abzulehnen. Villars macht keine Ansprüche auf Gewalt und hohen Stand. Er besitzt alles in eurer Freundschaft, und in der Liebe seiner theuren Isabella; er verlangt nicht mehr zu seinem Glück."

Der Baron mahnte die schöne Sicilianerinn itzt um die Vollziehung ihres Versprechens, und bald

ward seine Vermählung mit ihr, in der Gegenwart König Eduards und seiner Gemahlinn Eleonora, gefeyert. Diese machte der Neuvermählten ein Geschenk mit einem reichen Schmuck von Edelsteinen, und Eduard schenkte dem Baron einen kleinen, aber angenehmen, Landsitz an den Ufern des Flusses Southampton.

Villars, mit seiner liebenswürdigen Gattinn, sahen Tage, Monate und Jahre in vollem Glück verfließen. Er war Eduards unzertrennlicher Gefährte, im Kriege sowohl als in den Stunden der Erhohlung; und Isabella empfieng immer neue Beweise von der Zuneigung der Königinn. — Zwar versagte der Himmel ihnen während der ersten Jahre, eine Nachkommenschaft, und das brachte bey Villars dann und wann einen leichten Mißmuth hervor; indeß machte es ihn nie lange und ernsthaft traurig.

Endlich ward auch dieses letzte Hinderniß seiner Glückseligkeit gehoben: seine Gemahlinn beschenkte ihn mit einem artigen Knaben, den er, nach seinem königlichen Freunde, Eduard nannte. Drey Jahre darauf gab ihm die Geburt einer Tochter die Gelegenheit, der Königinn dieselbe Höflichkeit zu erweisen; das Kind ward Eleonora getauft.

Nun fand sich Villars auf dem höchsten Gipfel seines Glückes; und einige Jahre hindurch genoß er es ungestört. — Der männlich-sanfte Charakter, das edle Feuer, die uneigennützige Rechtschaffenheit

des Vaters, erbten auf den kleinen Eduard fort; indeß Isabellens reizende Züge, ihre bezaubernde Zärtlichkeit, und ihr einnehmendes Wesen, sich schon in dem kindischen Geschwätz ihrer Eleonore abspiegelten.

Aber ach! — einmal müssen die Stunden der Trauer kommen! und wenn sie auch lange zögern, so ist es nur um desto bitterer zu erscheinen. — Ein heftiges Fieber fiel des Barons geliebte Gattinn an, und am dritten Tage nach dem Anfang ihrer Krankheit — ward sie ihm auf immer entrissen..

Er empfand bey diesem traurigen Vorfall jenes plötzliche Verschwinden aller angenehmen Vorstellungen, jene düstere Leerheit der Seele, die der Ueberlebende fühlt, dem der Tod den Vertrauten seiner Seele geraubt hat. Die erste Zeit stieß er allen Trost von sich; weder die gütige Gesinnung des Königs, noch die Zärtlichkeit seiner Kinder konnte ihm bey diesem Schicksal, das ihm fast seinen Verstand zu rauben drohte, aufheitern.

Der König war um die Gesundheit seines Freundes sehr bekümmert. Um seinen Geist aber von der beständigen Betrachtung seines Unglücks abzuziehen, hielt er es sehr weislich für das beßte Mittel, ihn zum Getümmel der Schlacht zu rufen, und seine Grillen durch Thaten zu verscheuchen.

Villars, der auf die Stimme des Heldenruhms immer rüstig und bereit war, gehorchte dem Auf-

ruf,

ruf, den König auf einem zweyten Feldzuge nach Schottland zu begleiten; und um seinen Sohn, den jungen sechszehnjährigen Eduard, in seinem Beruf, der ihm so werth war, einzuweihen, beschloß er ihn mitzunehmen. Seine Tochter Eleonora übergab er in die Hände der zweyten Gemahlinn des Königs, Margaretha, (denn er hatte einige Jahre vorher die erste verlohren,) und diese nahm sich des guten Mädchens mütterlich an.

Die Geschäftigkeit im Felde hatte bey Villars die Wirkung, die der König gehofft hatte. Der schneidende Schmerz war gemildert; der herbe Gram, der seinen Kopf zu zerrütten drohte, hatte sich in eine sanfte Melancholie aufgelöst, von der sein Gemüth seitdem beständig einen Anstrich behielt.

Bey der Rückkehr der Truppen nach England wünschte Villars sehr, sich vom Hofe zu entfernen, und sich in den Winkel seines Landsitzes in Hampshire zurück zu ziehn, den er durch des Königs Freygebigkeit besaß; aber dieser wollte ihn nicht von sich lassen. Also gab er die Idee für jetzt auf; und nun wandte er allen seinen Fleiß auf den Unterricht seines Sohnes.

Dieser, itzt achtzehn Jahr alt, war ein edler Jüngling, von angenehmen Sitten; sein Geist war stark und unbezwinglich, seine Denkungsart groß und erhaben. Der König hatte ihn außerordentlich lieb gewonnen, und schien sehr zu wünschen, daß

sein

sein Prinz von Wales ihn mit einer gleichen Vorliebe betrachten möchte. Aber die schwache Seele Eduards des Zweyten, schrumpfte vor der blendenden Hoheit und dem Scharfblick in des jungen Villars Geiste, zusammen. Er hatte sich schon einen ihm ähnlicheren Liebling gewählt; er gab sein ganzes Herz einem jungen Gascogner, Peter Gavaston, einem von seinen Dienern, hin.

Der Baron achtete es nicht, da er bemerkte, daß der Prinz die Vertraulichkeit mit seinem Sohne eher vermied als suchte; denn er war nur zu fest überzeugt, daß die Freundschaft eines schwachen, unwürdigen Geschöpfs, so hoch sein Stand auch seyn mag, dem Mann von Ehre und Redlichkeit, doch keine Befriedigung und kein dauerndes Gut gewährt. Da er indessen sehr deutlich voraussah, daß die thörichte Vorliebe des jungen Eduards für Gavaston, in der Zukunft ihm selber viel Verdruß, und dem Volke großen Schaden zuziehen würde; so gab er dem Könige sehr ernstlich den Rath, den jungen Schmeichler zu verbannen, und seinen Sohn anzuweisen, seine übel angebrachte Neigung aufzugeben.

Der König war mit Villars einverstanden, daß ein Schritt dieser Art rathsam sey. Gavaston erhielt den Befehl, das Königreich zu verlassen, und er befolgte ihn augenblicklich, doch ganz gegen den Willen des Prinzen von Wales. Dieser vergab es dem Baron niemals, daß er der Anstifter dieser

Tren-

Trennung zwischen ihm und seinem Günstlinge gewesen war.

Etwa zwey Jahre nach diesem Vorfall ward Villars von einem neuen schweren Schlage des Schicksals getroffen. Sein königlicher Freund und Herr, den er auf einem dritten Feldzuge gegen die Schotten begleitete, verlor, zur allgemeinen Betrübniß der Nation, bey Carlisle das Leben.

Der Kummer unsers Villars war der schweigende eines Mannes, aber darum nicht weniger tief und herzlich. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, seinen Empfindungen, auf seinem einsamen Landsitze, ihren Lauf zu lassen, und den Ueberrest seiner Tage, der Erbauung und den Studien zu widmen; als er eben von dem Nachfolger des entschlafenen Monarchen Befehle empfieng, sogleich das Lager zu verlassen, und sich inskünftige nimmer wieder am Englischen Hofe sehen zu lassen.

Ein unwillkührlicher Seufzer hob seine Brust bey dieser ersten Probe des schneidenden Kontrastes zwischen dem gegenwärtigen Regenten und seinem Vater; in kurzer Zeit aber gewann er seine Gleichmüthigkeit wieder. Nun gieng er alsbald mit seinem Sohne nach London zurück, empfieng die blühende Eleonore aus den Händen ihrer erhabenen Gönnerinn, und verließ, nachdem er alle seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, den Hof mit der festen Absicht, ihn nie wieder zu sehn. — Aber,

noch ehe er abreiste, kamen Botschaften von dem widersinnigen Benehmen des neuen Königes, und von dem Mangel an Achtung, den er für die letzten Verordnungen seines abgeschiedenen Vaters bezeugt habe. Schon hatte er, ihnen zum Trotz, seinen Liebling Gavaston zurück rufen, und das mächtige Heer, womit er, auf Eduards Willen, den Schotten unbedingte Unterwerfung abzwingen sollte, aus einander gehen lassen. Villars hörte diese Nachrichten mit tiefer Theilnahme; und er pries sich glücklich, daß er im Begriff stand, sich von den unglückseligen Scenen zu entfernen, die er als die unvermeidlichen Folgen der Geistlosigkeit, und niedrigen Denkungsart, die hier verbunden waren, voraussah.

Sechstes Kapitel.

Villars war nun in seiner künftigen Residenz angekommem, wo er seine Tage zu beschließen dachte.

Es war ein kleines Kastell, nahe an der Mündung des Flusses Southampton gelegen, und einige tausend Schritt von seinem östlichen Ufer. Wie bey allen Sitzen der Großen in den damaligen Zeiten, kündigte die Bauart an, daß es mit der Absicht auf Vertheidigung im Kriege angelegt sey; denn es war von einem breiten Festungsgraben umgeben,

ben, über welchen nur eine einzige Zugbrücke führte. Es lag auf einem kleinen Hügel; und die oberen Zimmer, die über die Waldungen ringsumher erhoben waren, beherrschten eine große Aussicht auf die ganze benachbarte Landschaft. — Der Zugang zu dem Schlosse gieng durch einen langen Wald von ehrwürdigen Ulmen, der seit jeher von einer Menge von Krähen bewohnt war. — Im Rücken des Schlosses breitete sich, in einiger Entfernung, ein abhängiger grüner Platz aus, und ward im Hintergrunde durch einen Wald von majestätischen Eichen umschlossen, der durch manche zufällige Durchsicht, das ferne Blinken und Schimmern des dahinter laufenden Flusses sehen ließ. — Und etwa eine Viertelmeile weit, nach Mitternacht, stand das Kloster Netley, welches Mönche vom Cistercienser-Orden bewohnten.

Eine Lage, wie diese, war ganz und gar für philosophische Muße und stille Grübeleyen geschaffen; und Villars kam hier mit dem erquickenden Wohlbehagen an, das die Seele, die durch widriges Geschick abgequält ist, empfindet, wenn sie sich der Einsamkeit und Ruhe in die Arme wirft. Es war übrigens nicht seine Meynung, sich in diesem Erhohlungsorte ganz und gar den Betrachtungen aufzuopfern, und die Berufspflichten des Lebens zu verabsäumen. Vielmehr bestimmte er einen Theil seiner Zeit zur Einrichtung seines kleinen Hauswesens, das nur aus zwey weiblichen Bedienten und

seinem

seinem alten Diener Robert, bestand; einen andern Theil zur Erziehung seiner Kinder, und der Rest ward der Andacht und der Vorbereitung auf sein Ende gewidmet.

Als sein Sohn Eduard, (denn nun werden wir ihn immer bey diesem Namen nennen,) sein zwanzigstes Jahr erreicht, sich schon in Waffen hervorgethan, und seinen Verstand geübt und angebaut hatte; so überließ sein Vater ihn größtentheils seiner eigenen Führung, ausgenommen, daß er ihm gelegentlich die Lehren der Religion einzuflößen, und seinen Geist mit der sehr nutzbaren Einsicht zu bereichern suchte, die sich allein aus der langen und aufmerksamen Beobachtung der menschlichen Natur schöpfen läßt.

Ungleich dem großen Haufen der jungen Ritter jener Zeiten, verband Eduard mit aller der kriegerischen Tugend des Zeitalters, die er besaß, zugleich eine Zartheit des Gefühls, und eine Artigkeit im Betragen, die selbst einer mehr verfeinerten Periode als das dreyzehnte Jahrhundert war, zur Ehre gereicht haben würden. Seine große Liebe zu seinem Vater, hatte ihn zum Theilnehmer aller seiner Sorgen gemacht; und dies stimmte seine Seele allmählig zu ernsthaften Betrachtungen, und zog sein Herz zu einer allumfassenden Menschenliebe hin.

Der unauslöschliche Widerwillen, den der regierende Monarch gegen den Baron, wegen seines

Raths an den verstorbenen König, gefaßt hatte, dehnte sich auf alles aus, was ihn umgab; darum hielt Villars es für klug, seine Kinder während seines Aufenthalts in der Burg, ebenfalls dem öffentlichen Leben zu entziehen. Er sah leicht voraus, daß der schwache und ausschweifende Eduard der Zweyte, von seinem schnöden Günstlinge gelenkt, in ein so wildes und unsinniges Regieren fallen würde, daß die stolzen Baronen aufstutzig werden, und über lang oder kurz mit der Lage der öffentlichen Sachen, eine Umwandelung zum Besseren, vorgehen möchte. Und er war gewiß, daß, wenn irgend eine Revolution sich ereignen sollte, seine vortheilhaften Verbindungen mit dem ganzen höhern Adel seinem Sohn eine günstige Aufnahme unter ihnen sichern würde. Unterdessen werde, glaubte er, der junge Eduard seine Zeit nützlich anwenden, wenn er seinen Verstand aufkläre, seinen Geist ausbilde, und sich das geringe Maaß von Kenntnissen erwerbe, das es in dem damaligen Zeitalter gab.

Eleonore, seine Tochter, war itzt siebzehn Jahr alt. Sie war von mittlerer Gestalt, und fein gebildet. Ihr Angesicht, das man weniger schön als ausdrucksvoll nennen mochte, war mit einem Paar blauen Augen geziert, worin Klugheit und Sanftmuth glänzte. Ihre zarte, durchscheinende Farbe der Haut, und ihr blondes, reiches, gekräuseltes Haar, hatte sie von ihrer verstorbenen Mutter geerbt.

Diese Reize des Körpers wurden bey ihr durch die liebenswürdigsten Tugenden erhöht. Leonorens Seele, rein, als käme sie aus den Händen des Schöpfers, kannte keinen Gedanken, wofür die Unschuld erröthen müßte. Der Baron hatte es sich sehr angelegen seyn lassen, seinen Kindern, sobald sie fähig waren, irgend eine feste und bestimmte Idee zu fassen, die strengen Pflichten der Tugend in die Seele zu prägen; er hatte in ihnen jene feinere Empfindsamkeit geweckt und entwickelt, wodurch die Menschen sich vor den untergeordneten Thieren auszeichnen; und vermehrte die Kraft seiner vortrefflichen Lehren, indem er dabey König Eduard und seine Gemahlinn, im herrlichsten Glanze als Muster darstellte.

Obwohl Leonore eine beträchtliche Zeit in dem verderblichen Luftkreise eines Hofes, unter dem Schutze der beyden Gemahlinnen Eduards des Ersten zugebracht hatte, so schützte sie doch ihre zarte Tugend dafür, daß sie sich nicht mit in dem geblendeten Haufen verlor. Ihre Seele war daher von der Befleckung gerettet, die durch Munterkeit, eitlen Glanz, und Zerstreuung nur zu leicht veranlaßt wird; und ihr Vater nahm sie glücklicherweise grade in dem bedenklichen Zeitpunkt des Lebens mit sich aufs einsame Land, in welchem die Leidenschaften sich in ihrer ganzen Macht erheben, und dem Vergnügen einen so bezaubernden Schimmer leihen, daß kaum etwas andres als Entfernung von den Ursachen der

Versuchung, es verhindern kann, daß das bethörte Wesen nicht als Schlachtopfer in ihren gefährlichen Strudel fortgerissen werde.

Als Villars sein kleines Hauswesen eingerichtet hatte, fieng er an, den regelmäßigen Plan, den er sich für seine Beschäftigungen vorgezeichnet hatte, auszuführen, und er fand, daß seine Zeit ihm hinlänglich, und nach Gefallen besetzt war.

Die ungesellige Lebensart, die in jenen Ritterzeiten des Mittelalters herrschte, sicherte ihm vor häufigen Unterbrechungen in seiner Ruhe durch ungelegene Besuche; und die Besitzungen eines damaligen Barons waren wirklich so erstaunlich ausgebreitet, daß ein Lehnsherr von seinem nächsten Nachbar gewöhnlich durch einen Zwischenraum von einigen Meilen getrennt war. Daher mußte eine solche Gemeinschaft, wie sie heutiges Tages ist damals unter dem Adel unbekannt seyn; und ein jeder ansehnlicher Ritter suchte Gesellschaft und Belustigung lieber unter der zahlreichen Menge seiner Dienstleute und Untergebenen, als unter dem Adel, der um ihn herum wohnte.

Der einzige Nachbar, den Villars hatte, war Ritter Hildebrand Warren, Herr der Burg Netley; und mit diesem wünschte er nicht, irgend eine Gemeinschaft zu haben. Sein Sitz lag dreyviertel Meilen von dem Schlosse des Barons entfernt, und seine Ländereyen gehörten zu den ausgebreitetsten in Hampshire.

Mit

Mit Raymund Warren, dem Oheim dieses Ritters, war Villars genau bekannt gewesen; aber verschiedene Jahre vorher, ehe der Baron sich auf seinen ländlichen Aufenthalt zurückzog, hatte Raymund, nach dem Tode seiner Frau, schleunig den Hof verlassen, und sich in die Burg Netley eingeschlossen, wodurch alle Verbindung zwischen beyden Freunden abgebrochen war; und ohngefähr zwey Jahr vor seiner eigenen Entfernung vom Hofe, hatte Villars zu seiner Betrübniß erfahren, daß Raymund und seine Tochter, wenige Tage hinter einander, an einem ansteckenden Fieber gestorben wären.

Der jetzige Herr der Burg Netley, der Neffe des alten Ritter Raymunds, war, während der Abwesenheit des Sohnes seines Oheims, des jungen Raymund Warren, viel mit seinem Oheim umgegangen; und Villars hatte Gelegenheit gehabt, ihn öfters zu sehen, da sie ihren Umgang fortsetzten.

Aber Hildebrand war nicht gemacht, ihm zu gefallen. Ruchlos und ausschweifend bis zum höchsten Grade, wenn er sich außer den Augen seines Aufsehers befand, — zurückgezogen und scheinbar tugendhaft, wenn er vor ihm war, — zeigte sein Charakter eine so abscheuliche Zusammensetzung von Laster, Niederträchtigkeit und heuchlerischer Bosheit, daß die reine Seele des Barons ihn aufs äußerste verachtete und verabscheute.

Durch das plötzliche Absterben des alten Raymunds und seiner Tochter Agnes, und durch das

Verschwinden des jungen Raymunds, von dem es hieß, daß er auswärts ermordet wäre, fielen die weitläuftigen Besitzungen des alten Ritters, an Hildebrand, als den gesetzlichen Erben seines abgeschiedenen Oheims.

Ehe er den Hof verließ, wurde er von dem Prinzen von Wales, der durch seinen Unverstand verleitet ward, seine Gunst und Zuneigung an unwürdige Menschen zu verschwenden, mit mannigfachen Merkmalen der Freundschaft beehrt; und als König hatte er ihn, gleich nach Eduards des Ersten Tode, zu einer Erneuerung ihrer alten Vertraulichkeit, nach Hofe geladen.

Hildebrand hatte dem jungen Könige also seine Ehrfurcht bezeugt, und war mit auffallenden Zeichen der Gnade aufgenommen worden; allein, Gavastons höherer Einfluß auf seinen gekrönten Freund regte allen seinen Neid und seine Bosheit auf; denn die Engigkeit seines Geistes erlaubte ihm nicht, ein ruhiger Zuschauer fremdes Glückes zu seyn. Er ward also mit sich einig, nach Hampshire zurückzukehren; und in diesem Entschlusse ward er um so mehr bestärkt, da der Geist der Willkühr und Herrschaft, der in ihm wohnte, hier, vor den mächtigen Baronen an Eduards Hofe, sich beugen mußte, in dem weiten Bezirk seines Landes Netley aber, ohne Einschränkung, nach Gefallen regieren durfte.

Unter dem Vorgeben also, daß er den Vergnügungen der Jagd, denen er sehr ergeben war, nachzuhän-

zuhängen wünschte, erbat, und empfieng er die Erlaubniß in seine Burg zurückzukehren, — wenige Wochen nachdem Villars sich in seinem Ruhesitz niedergelassen hatte.

Hier lebte Ritter Hildebrand nun ganz in dem rohen Prunk des Zeitalters; umringt von einem zahlreichen Haufen von Untergebenen, die, in Müssiggang und Schwelgerey aufgezogen, eben so ausgelassen und ruchlos als ihr Haupt, und zu jeder Zeit bereit waren, in seinen Händeln für ihn zu kämpfen, und seine Befehle auszurichten, so schändlich und grausam sie auch seyn mochten.

Gegen eine so ausschweifende Rotte wie diese, und wie sie in der That die Burg fast jedes Ritters in dem Mittelalter aufzuweisen hatte, deren Oberhaupt ein Günstling des Monarchen war, konnten die Gesetze in ihrer damaligen schwachen Verfassung, nur eine armselige Schutzwehr abgeben.

In den Zeiten der Finsterniß, ehe der Geist der Menschen genug unterrichtet ist, um zu begreifen, wie nützlich es sey, den gesetzlichen Verordnungen eine unverletzliche Kraft zu ertheilen, werden diese Gebote blos nach Verhältniß der moralischen Denkungsart, der Thätigkeit, und der Einsicht des herrschenden Fürsten, im Ansehn erhalten. Daher geschah es, daß ungeachtet der Bemühungen Eduards des Ersten für eine unpartheyische Rechtspflege, wodurch die gerichtliche Verfassung des Landes so sehr gebes=

gebessert und gereinigt war, dennoch von dem Zeitpunkt an, da der Zepter in die schwache Hand seines Nachfolgers kam, die Gesetze wieder in Verfall und Verachtung geriethen, und Zügellosigkeiten so häufig und abscheulich wurden wie vorher.

Mit einem solchen Nachbar, als wir ihn geschildert haben, wünschte Villars nicht die geringste Verbindung zu haben; und da er nun schon einige Monate auf seiner Burg gehaust hatte, ohne ihn zu sehen, so schmeichelte er sich, daß ihr früherer Umgang nie würde erneuert werden.

Allein eine zufällige Begebenheit zerstörte seine Wünsche.

Siebentes Kapitel.

Leonore, die viel Vergnügen fand, manchmal in Begleitung ihres Bruders, und manchmal ihres Mädchens Beatrice, in dem Walde, der im Rücken der Burg lag, herumzuirren, war eines Tages unvorsichtig genug, ganz allein darin zu wandern.

Es war einer von den lieblichen Herbstmorgen, da die Natur, im Begriff den Schauplatz ihrer Schönheit für dieses Jahr zu schließen, die Schöpfung noch mit ihrem köstlichsten Schmucke ziert. Die Sonne hatte schon den Thau und die Nebel der

Nacht von dem Antlitz des Himmels verjagt, und überzog, indem sie sich mit gedämpftem Glanze erhob, alle Gegenstände mit jenem dämmernden, duftigen Firniß, der ihr nur blos in dieser reizenden Jahreszeit eigen ist. Der hohe Wald glänzte in ihrem Strahl; und die bunten Farben seines Laubes wurden durch ihren Schein frischer und prächtiger. — Die gesangreichen Bewohner des Gehölzes, durch die belebenden Strahlen ermuntert, weckten ihre schon schlummernden Lieder, und begrüßten mit einer allgemeinen, lauten, freudereichen Hymne, das offene, unbewölkte Antlitz dieses großen Trösters der Schöpfung. Die Heerden unschuldiger Schaafe drückten durch lustige Sprünge ihre Dankbarkeit für ihren Abschiedsbesuch aus; und das Vieh, das an ihrer Wärme sich sonnte, brachte ihr seinen stillen Dank. Kein Lüftchen bewegte die Bäume, und die Ruhe der schönen Scene war durch nichts gestört.

Leonore fühlte ihre Empfindung rege, bey dem erfreulichen Anblick des Wohlbehagens aller Kreaturen. Ihr theilnehmendes Gefühl bewog sie zur Sympathie mit den Freuden und dem Elende eines jeden lebendigen Wesens, und niemals befand sie sich glücklicher, als wenn sie alles um sich her, zufrieden und glücklich sah.

„O! ihr lieben Bewohner dieser stillen Dunkelheit,“ rief sie, „wie beneidenswerth ist euer Loos! Keine Leidenschaft stört den Frieden in eurer Brust. Keine quälenden Erinnerungen des Vergangenen,

keine grause Furcht für die Zukunft unterbricht euern gegenwärtigen Genuß. Von der gütigen Hand der Natur geschützt, wandert ihr wohin ihr wollt, von Sorgen nicht beunruhigt, und sicher vor Schrecken und Gefahr.“

Kaum hatte sie aufgehört zu reden, als sie ein entferntes Gebelle von Hunden vernahm. Auf einmal sah sie, daß der Haufen von Hirschen und Rehen, die um sie her gespielt hatten, eine wachsame, beobachtende Stellung annahm. Das Getümmel kam näher; der Schrecken der Thiere um sie her ward immer größer, — sie stürzten endlich in der schrecklichsten Verwirrung davon.

Leonore fieng jetzt an, für ihre eigene Sicherheit zu fürchten; denn sie merkte aus dem Gange des Getöses und der allmähligen Verstärkung des Schalls, daß die Jagd queer durch den Wald gieng, in welchem sie unbedachtsamer Weise, ganz allein umher spazierte. Eilig kehrte sie also um, und gieng mit möglichster Schnelligkeit nach dem Schlosse zu.

Als sie eine kleine Strecke gegangen war, ward das Geräusch fast betäubend; das Gehölz, das nur eben noch vor lauter Tönen des lieblichsten Gesanges wiederhallte, ertönte jetzt von Geheul, Geschrey und Fluchen.

Gleich darauf lief ein Hirsch, ganz erschöpft, queer über den Weg, den sie gieng; ein gemischtes

Ge-

Gewühl von Pferden, Hunden und Jägern verfolgte ihn, und machte mit tausenderley Stimmen ein sehr disharmonisches Geschrey. Dies verwirrte Schauspiel, wovon sie sonst noch niemals Zeuge gewesen war, und das wilde Lärm, jagten ihr großen Schrecken ein; zitternd vor Furcht, mußte sie sich an den Stamm eines großen Baumes halten.

Obwohl alle Jäger Eleonoren im Vorüberreiten stehen sahen, und einen flüchtigen Blick auf sie warfen, so waren sie doch von ihrem Geschäfte zu sehr erhitzt, als daß irgend einer herangekommen wäre, und sich erkundigt hätte, wer sie sey, oder ihr den Beystand geleistet hätte, wonach sie sich in ihrer Verlegenheit und Bestürzung augenscheinlich umsah.

Endlich erschien einer zu Pferde, dessen Kleidung und Schmuck ankündigte, er sey von höherem Range als die übrigen; und sobald er Leonoren erblickte, so wandte er, anstatt den Lauf der andern zu verfolgen, sein Roß, und lenkte in den Weg ein, der zu ihr führte.

Ihre Furcht ward bey der Annäherung dieses Fremden nichts weniger als gemindert; er hatte eine trotzige und vermessene Gebehrde in seinem Wesen, und gar nichts, was Vertrauen oder Zuneigung hätte einflößen können. Er schien etwa vierzig Jahr alt, war von starkem Körper und finsterem Ansehen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn in seiner Miene nicht eine gewisse Wildheit gewesen wäre,

die besonders in den schwarzen, überschattenden Augenbraunen lag, welche in bleibende Runzeln gezogen waren.

Als der Reiter herankam, war Leonore von ihrer Angst so sehr außer Fassung gebracht, daß sie im Begriff stand, vor ihm zu fliehen, ohne zu bedenken, daß, je weiter sie käme, sie sich nur desto mehr von Hause entfernte, und daß es ihr überdies unmöglich sey, einem Manne zu Pferde zu entkommen. Doch, ehe sie noch mit sich einig ward, was zu thun sey, war er schon dicht bey ihr, und von seinem Rosse abgestiegen.

Der Fremde nahm eine so milde Miene an, als ihm nur möglich war, und sagte: „Fräulein, ich fürchte, unsre Jagd hat euch einigen Schrecken eingejagt. Ich sollte freylich eine Entschuldigung darüber machen, daß das Lärm und Gewirr euch in eurer Einsamkeit so sehr gestört hat; aber ich fühl' es, ich kann den Vorfall nicht bedauren, der Hildebrand Warren dazu brachte, so viel Schönheit, als er vorher nie sah, zu bewundern." — Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand, und wollte einen Kuß darauf drücken.

Leonore, über und über roth, daß der Ritter so dreist war, machte sich eilig aus seiner ergreifenden Hand los. Die Würde der beleidigten Jungfräulichkeit, gab ihr einen augenblicklichen Muth, und sie erwiederte mit deutlichem Unwillen: „Es

ziemt sich sehr übel für Hildebrand Warren, einem unbeschützten Weibe so frech zu begegnen. Aber wenn er auch nicht die Ehre und den Edelmuth des ächten Rittergeistes besitzt, der die dem schwächeren Geschlechte schuldige Artigkeit nie aus den Augen verliert, so darf ich doch hoffen, er wird die Achtung nicht vergessen, die des Baron Villars Tochter zu fordern Recht hat."

Diese harte, beleidigende Antwort hatte Hildebrands Stolze eine tiefe Wunde geschlagen; indeß unterdrückte er seine Verwirrung so gut er konnte, und bat um Verzeihung, daß er sich von seinem Feuer so habe übereilen lassen, wozu er blos durch den plötzlichen Anblick einer so entzückenden Gestalt, bey einer so unerwarteten Gelegenheit, hingerissen sey. „Aber vergönnt mir, schönes Fräulein, fuhr er fort, „diese Kränkung eures zarten Gefühls, einigermaaßen wieder gut zu machen. Ich selber will euch nach eurer Burg geleiten, und es soll mir ein erwünschtes Vergnügen sein, dem Baron Villars, meinem alten Freunde, seine liebenswürdige Tochter darzubringen."

Obgleich Leonore, da sie einmal einen großen Widerwillen gegen den Ritter gefaßt hatte, diesen Beweis seiner Höflichkeit gern ausgeschlagen hätte; so wußte sie doch nicht, auf welche Weise sie sein Geleit ablehnen sollte, besonders da er den Grund dabey anführte, daß er zugleich ihrem Vater einen Besuch abstatten wollte, mit dem er, wie sie sich erinnerte,

innerte, ehemals Umgang gehabt hatte. Sie nahm sein Anerbieten also mit einer Miene bescheidener Zurückhaltung an; und so gieng sie, in Begleitung des Ritters, der einem seiner Diener sein Roß gegeben hatte, nach dem Schlosse.

Während des Weges fieng Hildebrand immer von neuem wieder an, wie sehr er sich glücklich schätze, daß ein so günstiger Vorfall ihm Gelegenheit verschafft habe, seinen Umgang mit dem Baron Villars zu erneuern: ein Umgang, der jetzt durch die alles übertreffende Schönheit seiner Tochter, und die wohlbekannte Vortrefflichkeit seines Sohns, ganz neue Reize bekommen würde. Mit solchen Gesprächen, untermischt mit hochfliegenden Lobpreisungen ihres Bruders Eduard, und ihrer eigenen Person, ward Leonore gequält, bis sie an der Burg ankamen. Hier führte sie den Ritter in das Zimmer, in welchem ihr Vater sich aufhielt, und zog sich dann eilig in ihr Gemach zurück, entschlossen, den Anblick dieses Mannes, der bey der ersten Erscheinung einen unauslöschlichen widrigen Eindruck in ihr zurückgelassen hatte, künftig auf immer zu fliehen.

Villars war über den unerwarteten Eintritt des Hildebrand Warren keineswegs erfreut; er hatte ihn schon längst, aus sehr gegründeten Ursachen, gehaßt und verachtet. Seine natürliche Höflichkeit verhinderte ihn indessen, seinen Unwillen durch irgend ein Zeichen merken zu lassen; er hieß ihn mit anscheinender Herzlichkeit in seiner Burg willkommen.

Der Ritter äußerte auf seiner Seite seine unbegränzte Freude über die Erneuerung ihrer ehemaligen Bekanntschaft; brach in begeisterte Lobeserhebungen von Leonorens Reizen aus; und bot dem Baron und seinem Sohne seine Dienste auf vielfältige Weise an. Er sagte, er würde den König leicht zur Aussöhnung mit ihnen beyden vermögen können, wenn es nämlich ihr Wunsch wäre, an den Hof zurückzukehren und ihren vorigen Platz im öffentlichen Leben einzunehmen.

Villars sagte seinem Gaste für seine gefälligen Anerbietungen, vielen Dank, indeß er sie anzunehmen höflich ablehnte, und mit einem schweren Seufzer hinzusetzte: „Für mich, Ritter, hat der Hof längst alle seine Reize verloren. — Diejenige, die allein ihn mir in meinen Augen werth machen konnte, sie ist nicht mehr. Drum will ich nicht den Schauplatz mehr besuchen, der meine Betrübniß nur vermehren würde, indem dort alle Vorstellungen der Glückseligkeit wiederkehren würden, die verschwunden, — auf ewig dahin ist. Auch mein Sohn soll nicht an einen Ort zurückkehren, von welchem er schimpflich verwiesen ist, — wenn er nicht durch die freywillige Aufforderung des unbedachtsamen Monarchen zurückgerufen wird, der die Familie Villars so zu entehren strebte. — Aber," fuhr er fort, um die Unterredung anders zu wenden, „laßt mich die Umstände erfahren, wodurch ich meinen braven Freund, den seligen Raymund Warren,

ver-

verlor, nebst seinem edlen Sohne und seiner liebens-würdigen Tochter. Ich war damals in das Gewühl des Krieges verwickelt, und hatte nicht Muße, genauere Nachforschungen über diese unglücklichen Vorfälle anzustellen, sondern hörte nur durch ein unbestimmtes Gerücht, daß alle drey unerwartet und plötzlich aus der Welt gegangen wären."

Villars wartete einige Augenblicke auf eine Antwort über diese Erkundigung; als er, einen Blick auf Hildebrand werfend, erschrack und erstaunte, eine Todtenblässe über seinem Gesicht ausgebreitet zu sehn; sein ganzes Wesen war von einer heftigen Erschütterung bewegt; eine finstere Falte zog sich über seiner Augenbraune zusammen, und furchtbarer Zorn glühte in seinen Augen. „Ja wohl! wohl!" schrie er mit heftiger, rauher Stimme, „niederträchtig war es, ohne Gleichen. — Und durch dessen Hand, der mit so gütiger Sorgfalt von ihm aufgezogen war. — O! und ein so fürchterlicher, marter-voller Tod! — Gott! mein Gehirn brennt bey dem Gedanken."

Der Baron erstaunte sehr über das verzweiflungsvolle Betragen, das Hildebrand zeigte, und über die heftigen, wilden, abgebrochenen Töne, die er ausstieß; schon wollte er nach der Thür gehen, um seine Diener zu rufen, als der Ritter auf einmal wieder zu sich selber kam, und sich entschuldigte, daß er den Baron so in Schrecken gesetzt habe. — „Ritter," sagte er, „wundert euch nicht über die Bewegungen, die

die die vorübergehende Erwähnung des Verlustes, den ich erlitt, in mir hervorgebracht hat. Die innige Liebe, die ich zu meinen Angehörigen trug, und der schwere Gram, der mich befiel, da sie mir so schnell von der Seite gerissen wurden, erschüttert auch so lange Zeit nach ihrem Tode noch die Fassung meiner Vernunft; meine Empfindung ist noch nicht genug besiegt, um ihre ehrwürdigen Namen nicht noch immer mit einer kleinen Verwirrung des Geistes aussprechen zu hören." Nach diesen Worten rief er seine Diener; er wiederhohlte seinen Wunsch, daß von nun an ein recht häufiger Wechsel von Besuchen zwischen ihm und des Barons Familie Statt finden möchte, beurlaubte sich, und ritt von der Burg weg.

Kurz nachdem Hildebrand fort war, kam Eduard von seinem Morgenspaziergange zurück, und der Baron vertraute ihm sogleich die Nachricht von dem Besuch, den er bekommen hatte, wobey er ihm jedoch die seltsame Scene, die daraus entstanden war, verheelte.

Obgleich der Ritter und der junge Eduard im Alter außerordentlich weit von einander waren, und sie sich daher auch vor dem Tode des alten Raymund nicht kennen gelernt hatten; so hörte der letztere doch sehr gern, daß er nun so glücklich sey, in seiner einsamen Stille zuweilen einen Gesellschafter haben zu können.

Der Trieb zur Geselligkeit ist der menschlichen Natur wirklich so tief eingepflanzt, daß er wohl

zwar unterdrückt, aber doch nie ganz ausgerottet werden kann. — So hatte auch Eduard, so frey von Mißvergnügen er sich auch in der Beschränktheit seines ländlichen Aufenthalts fand, sich zuweilen doch eine kleine Abwechselung in der Gesellschaft gewünscht, auf die er in diesem abgelegenen Landsitze eingeschränkt war. — Uebrigens kannte er den wahren Charakter Hildebrands nicht, (der Baron hatte nie davon zu seinen Kindern gesprochen;) er mußte ihn sich ohne Widerwillen denken; er glaubte in seiner Unbefangenheit alles um ihn her eben so unschuldig und gutes Herzens, als er selber war — Bey solchen Gedanken mußte er sich über die Botschaft seines Vaters nothwendig freuen; und gleich bat er ihn dringend, daß er doch recht bald Gelegenheit nehmen möchte, den Besuch des Ritters zu erwiedern, und sie mit einander bekannt zu machen.

Aber ganz andre Empfindungen bewegten die Seele des Vaters, dem es herzlich leid that, daß ein Zufall den Ritter nach seiner Burg geführt hatte.

Seine Einsicht sagte ihm leicht, daß die zufällige Scene zwischen Leonoren und dem Ritter, bey diesem plötzlich das Herz in Flammen gesetzt haben würde, und daß daraus viele Widerwärtigkeiten, sowohl für seine Tochter als für ihn, entstehen könnten. Er kannte Hildebrand als einen heftigen, zügellosen, und mächtigen Mann, dem es weder an Willen noch an Mitteln fehlte, irgend einen Vorsatz,

satz, der sich in seiner Seele festsetzte, ins Werk zu richten; also hatte er guten Grund zu befürchten, daß, wenn er seine Hand Leonoren anböte und diese sie ausschlüge, er sich kein Gewissen daraus machen würde, seinen Einfluß bey dem Könige zu gebrauchen, um eine Antwort nach Wunsch zu erzwingen; ein Mißbrauch der Uebermacht, der in jenen Tagen gar nicht ungewöhnlich war.

Sein Widerwillen gegen Hildebrand war überdies durch die Umstände während seines Besuchs, sehr gestiegen. Die außerordentliche Bestürzung, ja, die Verwirrung des Verstandes, die ihn ganz außer sich setzte, und die dunkeln Worte, die er hervorbrachte, als von dem Hintritt seiner Verwandten die Rede war, erfüllten Villars mit fürchterlichem Argwohn. Er war klug genug, um zu merken, daß Kummer, auch der ausschweifendste, sich nie durch so heftige Bewegungen offenbart; und konnte nicht anders als fürchten, daß es nicht sowohl die Last des Grams, sondern das Schreckbild der Schuld gewesen sey, das den Ritter in einen so schauerlichen Zustand geworfen hatte.

Doch konnte er jetzt noch nicht genau bestimmen, wie, oder wodurch er seinen Zweifel und Verdacht aufklären, und seine Furcht rechtfertigen möchte; darum beschloß er, jetzt noch ein tiefes Stillschweigen über diese Sache zu beobachten, mit Geduld die Zeit zu erwarten, die ihm einen Schlüssel zur Eröffnung

dieses Geheimnisses geben würde, und unterdessen mit der genauesten Vorsicht über Hildebrands Benehmen zu wachen, um, wo möglich zu verhüten, daß er nicht Dinge begehren möchte, die den Frieden in seiner kleinen Familie stören könnten.

Achtes Kapitel.

Es war nicht lange nach Ritter Hildebrands Erscheinung auf der Burg, als der junge Eduard, von einem schönen, mondhellen Abend gereizt, nach der Gegend des Klosters Netley zu, ganz einsam herum schweifte.

Der Weg nach diesem Kloster war einer seiner Lieblingsspaziergänge, weil die Lage desselben, wie noch itzt die Ruinen sehr deutlich zeigen, ungemein angenehm und mahlerisch war. Auf einem sanften Abhange, der mit einer gelinden Beugung sich zu dem Flusse hinunter zog, einige hundert Schritte von dessen Ufern entfernt, zeigte es sich, in der vollen Pracht der gothischen Architektur. Ein grüner Rasen senkte sich in wellenförmigen Linien von seinen Mauern bis zum Rande des Gewässers hinab, und erlaubte von oben eine unbeschränkte Aussicht auf den herrlichen Strohm. Hohe Waldungen umfaßten das Gebäude auf den andern Seiten, und verschlossen seine stillen Klausner vor der umgebenden Welt.

Hein-

Heinrichs des Dritten Frömmigkeit hatte diesen Ort des Gottesdienstes gestiftet; er hatte einen Abt und zwölf Cisterciensermönche darin gesetzt. Nachher hatte er es dem Ahnherrn des alten Raymund Warren gegeben, und durch diesen fiel es auf Hildebrand Warren.

Fast ein Jahr vor dem Absterben des alten Ritters war der ehrwürdige Abt auf Hildebrands Anstiften abgesetzt, und Vater Peter, eine seiner Creaturen, war in dessen Stelle gekommen. Mit dieser Veränderung geschah in dem ganzen Kloster eine große Umwandelung, — es ward nun ganz mit Leuten besetzt, die dem Dienste ihres gegenwärtigen Patrons und Schutzherren ergeben waren. —

Die Glocke hatte eben acht geschlagen, als Eduard auf diesen reizenden Fleck kam. Der Mond, in voller, unbewölkter Pracht, erhob sich langsam an dem dunkelblauen Firmament, und streute seinen goldenen Schimmer auf den Strohm hinab, dessen gekräuselte Oberfläche von seinen Strahlen flimmerte. Die Nacht war ruhig und still; und nichts unterbrach das Stillschweigen, das rund umher herrschte, als das melancholische Getön ferner Abendglocken, und die feyerlich sich erhebenden Gesänge der Mönche, die itzt grade ihre Vesper hielten.

Endlich war alles still; die Gesänge waren geendigt, das Abendläuten hörte auf, und Eduard war seinen Betrachtungen ungestört überlassen.

Ein heiliger Schauer ergriff seine Seele; denn die ganze Scene war gemacht, um ernste Gedanken einzuflößen. Er trat auf geweihetem Boden; unter seinen Füßen ruhten so manche jetzt in ewigem Schlummer, die einst, gleich ihm, sich der Kraft ihrer Jugend erfreut, und in der Blüthe der Gesundheit geprangt hatten. Hier zeigte sich das prächtige Begräbnißgewölbe des Lehnsherrn; dort, das blos mit Rasen bedeckte Grab seines demüthigen Vasallen; — der trauernde Taxusbaum streckte seine dunkle Schattenmasse den Strahlen des Mondes entgegeen, und die hohen Mauern des Klosters warfen den sanften Schein zurück.

Eduards Einbildungskraft ward durch den Anblick dieses ganzen feyerlichen Gemähldes lebhaft gerührt; und die Phantasie, die, ihrer eignen Willkühr überlassen, immer am geschäftigsten ist, fieng an, die Scene noch mit manchen selbstgeschaffenen Bildern auszuschmücken, — als auf einmal durch eine wahrhafte, aber sehr seltsame Erscheinung, seine Aufmerksamkeit gefesselt wurde. Indem er seine Augen auf die Hinterwand des Klosters warf, die mit Gesträuch dicht überwachsen war, erblickte er, daß aus dem verflochtenen Dickigt sich die Gestalt eines geharnischten Mannes erhob. Es war ein völlig gewaffneter Krieger; er trug eine Lanze in seiner rechten Hand. Nachdem er wenige Schritte nach der andern Seite zu, als wo Eduard stand, fortgegangen war, drehte er sich plötzlich um, starrte

mit

mit seinen hohlen Augen den Jüngling an, und hohlte einen schweren, tiefen Seufzer. — Das Visier seines Helms war aufgezogen, und Eduard konnte sein Angesicht deutlich erkennen. Es zeigte einen alten Mann, elend, bleich, und hager; die Knochen sahen ihm durch die Haut durch; Gram und Mißmuth waren in seinen dürren Zügen gezeichnet.

Eduard, ungewiß, ob die Gestalt blos ein Phantom, oder ein Körper sey, stand auf einige Augenblicke ganz starr und still vor gespannter Erwartung; endlich, als er sich gesammelt hatte, gieng er darauf zu; — aber eben hob der gerüstete Mann seine Lanze, zeigte damit auf die Mauern des Klosters, stieß einen andern schmerzvollen Seufzer aus, und verschwand unmittelbar darauf.

Eduards Inneres war von Bestürzung ergriffen; er konnte nicht länger zweifeln, — was er eben gesehn hatte, war der Schatten eines abgewichenen Sterblichen gewesen; allein zu welchem Zweck er ihm erschienen sey, strebte er vergeblich zu erforschen. Ueber alle Furcht des gemeinen Aberglaubens erhoben, und gewaffnet mit einem reinen Gewissen, wie er war, konnte er über dies Gesicht nicht geängstigt seyn; er schloß vielmehr, daß so eine ungewöhnliche Abweichung von den allgemeinen Gesetzen der Natur, aus Ursachen zugelassen seyn müsse, welche das Walten eines überirdischen Wesens bestätigten; und daher faßte er den Vorsatz sich Mühe zu geben, um

zu erforschen, was für Pflichten die Vorsehung ihm auferlege und dann ihre Vorschriften nach allen seinen Kräften zu erfüllen.

In solche Betrachtungen war er tief versunken, als ein helles weibliches Gekreisch sein Ohr traf; es schien aus dem Innern des Klosters herzukommen. Er horchte aufmerksam: und nach wenigen Sekunden hörte er es von neuem, und lauter, und jammervoller als das erstemal. Jetzt war es ganz offenbar, daß diese Töne der Verzweiflung, von innen aus dem Kloster herkamen. Die Erscheinung fiel ihm mit Macht in sein Gedächtniß zurück; und er mußte glauben, daß zwischen dieser, und dem, was er eben gehört hatte, irgend ein Zusammenhang sey. Er wollte seine Zweifel auf der Stelle lösen, und gieng nach dem Kloster.

In ein Paar Minuten stand er davor: aber alles war mit einem male still. Er hob den schweren Klopfer am äußern Thor in die Höhe, und schlug stark an. Die langen Kreuzgänge und die leeren Gewölbe des Gebäudes schallten wieder, und gaben einen Ton, wie eines fernen Donners. Seine Anfoderung, um offen zu machen, ward nicht beantwortet, obgleich er zwey oder drey Menschenstimmen innerhalb des Thors deutlich vernahm.

Sein Argwohn wuchs; und er ergriff den Klopfer noch einmal, und schlug ihn mit einer Gewalt gegen das Thor, daß die Mauern bebten. Endlich sah ein Mann aus dem oberen Fenster heraus, und

fragte,

fragte, wer unten an der Pforte sey. „Bist du der Pförtner,“ rief Eduard, „so komm herunter und laß mich hinein; ich bin des Baron Villars Sohn, und habe Sachen von Wichtigkeit mit Vater Peter abzumachen.“

„Mein junger Herr,“ war des Mönchs Antwort, „ich bin zwar der Pförtner dieses Klosters; aber da der Abt sich noch nicht lange erst zur Ruhe gelegt hat, und die Brüder in ihre Cellen gegangen sind, so möchte ich den Unwillen meines Herrn auf mich ziehen, wenn ich das Thor zu so später Stunde öffnete.“

„Nun wohl,“ sagte Eduard, „ich verspreche euch, Vater, daß ihr, wenn ihr mir Gelegenheit verschafft, den Vater Peter heute Nacht zu sprechen, nichts zu befürchten haben sollt; ich mache mich verbindlich, euch vor dem Abt zu entschuldigen, und er wird euch die Unordnung gern verzeihen, wenn er erfahren hat, was ich ihm mitzutheilen habe.“ Darauf sagte der Mönch, er wolle den Abt sogleich wecken, und Eduard in das Kloster hereinlassen.

In der Zwischenzeit, ehe der Pförtner das Thor öffnete, konnte Eduard, indem er sein Ohr an das Schlüsselloch hielt, genau das Flüstern unterscheiden, das er schon vorher bemerkt hatte; obwohl es mit so leiser Stimme geschah, daß es ihm unmöglich war, den Gegenstand des Gesprächs herauszubringen.

Die Pforte ward endlich aufgeschlossen, und Eduard hineingelassen.

Sobald er in den äußern Hof gekommen war, erblickte er den Abt, der sich ihm in einem nachlässigen Nachtanzuge näherte. Er schien ungefähr in einem Alter von vierzig Jahren, war gesund und stark; etwas fett; mit einem blühend rothen Gesicht, und einem Auge, das keinen Hang zu irgend einer Ertödtung des Fleisches verrieth.

„Mein Sohn," rief er Eduard zu, „ich habe mich von meinem Lager erhoben, um euren Willen zu vernehmen, da Bruder Franz, der Pförtner, mich eben benachrichtigt hat, daß der junge Ritter Villars mir eine Botschaft von Wichtigkeit zu bringen habe." Mit diesen Worten nöthigte er ihn in den Speisesaal, und hieß ihn sich bey der ausgehenden Gluth eines großen Kaminfeuers niedersetzen.

„Ehrwürdiger Herr," fieng Eduard an, „ich bin besorgt, daß ich die Ruhe eures Klosters gestört habe; aber mich hat das jammervolle Schreyen einer weiblichen Stimme hieher gerufen, das am Eingange, aus dem Innern eurer Mauern her, zweymal ganz deutlich zu hören war."

„Heilige Jungfrau!" rief der Abt aus, „was sprichst du? — Ein Weib innerhalb dieser heiligen Mauern? — Hüte dich, Sohn! daß du unserm geweiheten Orden keine Makel anhängst, indem du, selbst nur auf diese versteckte Art, eine so unge-

ungeheure Beleidigung aussprichst. — Nein! wer in den Cellen von Kloster Netley wohnt, hat långst dem zweyten Geschlecht entsagt; — dem Dienste ihres Schöpfers ergeben, bringen die Brüder ihre Tage mit Gebeten und mit Fasten, ihre Nächte in Vigilien und kårglichem Schlummer zu. Jedes Geschäft im Kloster wird von einem frommen Bruder verrichtet; und unsere Kreuzgånge sind, so lange als diese Mauern stehn, von keinem weiblichen Fuße betreten. — Indeß will ich nicht daran zweifeln, mein Sohn, daß dein Ohr seltsame und wunderbare Töne vernommen hat; ich selber habe dergleichen öfter gehört, wenn ich manchmal, da der Tag sich neigte, in der Nähe des Klosters umherwanderte. Ja, böse Gesichte kreuzten oft vor meinen Augen vorůber; allein das alles sind Tåuschungen des Feindes unsrer Seligkeit, der durch solche Mittel unsre Seelen wankend zu machen, und uns in Ungewißheit und Verzweiflung zu stůrzen sucht."

Obgleich Eduards Argwohn durch des Abts Reden nicht zernichtet war, so stellte er sich, da er merkte, daß er durch Aeußerung seiner Unglåubigkeit doch nichts erfahren würde, als sey er beruhigt durch die Erklårung, daß seine Einbildungskraft ihm ein Blendwerk vorgemacht habe. — Er entschuldigte sich also wieder, daß er die Ruhe des heiligen Orts zu so ungelegener Zeit gestört habe, und wollte eben fortgehen; aber Vater Peter nahm ihn nach einer kleinen Pause bey der Hand, und sagte: „Nein, halt!

halt! mein Sohn, noch einen Augenblick! Um euch desto sicherer zu überzeugen, daß eure Phantasie euch einen Streich gespielt habe, so sollt ihr mich durch alle Gemächer unsers Gebäubes begleiten, um zu sehen, ob die Mönche von Netley Weiber innerhalb ihren Mauern beherbergen. — Der Himmel vergebe die Lästerung!"

Mit diesen Worten nahm er eine Kerze in die Hand, und führte Eduard zuerst in dem Refektorium herum, in welchem die Ordensbrüder sich versammeln, um ihr Mahl in feyerlichem Stillschweigen zu verzehren. Alsdann durchstrichen sie die hochgewölbten Kreuzgänge, die von ihren Schritten wiedertönten, und durch ihre Finsterniß die Einsamkeit noch schreckenvoller machten. Sie giengen in die Celle eines jeden Bruders: sie fanden sie auf einer bloßen Decke liegend, und mit einem härenen Gewande zugedeckt. Von da kamen sie in die geräumige Kirche, deren hohe Fenster mit reichbemahltem Glase blinkten, und deren buntes Gewölbe mit allen phantastischen Zierrathen des Gothischen Geschmackes ausgeschmückt war. Hier brannten die Wachskerzen, und erwarteten die Mönche, die mit dem Schlage zwölf sich überall vom Lager erhoben, und die Mitternachtsmesse hielten.

Eduard sah diese mannigfaltigen Bilder der Thorheit und des Aberglaubens der Menschen mit Bedauern und Verachtung an. „Sonderbar," dachte er, „daß der Mensch, so verkehrt, unnöthige

Plage

Plage auf sich häuft, und für den Zweck, wofür er geschaffen wurde, so blind ist! Kann denn die freywillige Selbstzüchtigung mit jenen schmerzhaften Kasteyungen, jenen widernatürlichen Bußübungen, im Auge des allgütigen Wesens Wohlgefallen finden, das sich nur der Glückseligkeit seiner Geschöpfe freut? Oder kann der leere Prunk dieser einsamen Andacht die Vernachlässigung der geselligen Menschenpflichten ersetzen, die wir gebohren sind uns gegenseitig zu leisten? — Wahrlich nicht. Nur thätige Menschenliebe, und gesellige Tugend finden Beyfall vor Gott; und kein Leben kann ihm angenehm seyn, das für seine Geschöpfe nicht wohlthätig ist."

Als alle Theile des Gebäudes durchstrichen waren, führte Vater Peter den jungen Eduard an die Pforte; dieser schien vollkommen befriedigt, daß das, was er gehört habe, nicht aus dem Kloster hergekommen seyn könne; dann gab der Abt ihm seinen Segen, und sagte ihm Lebewohl

Langsam gieng Eduard nun nach seiner väterlichen Burg zu, und sann tief über die Begebenheiten dieses Abends nach. Alle Kunst des Abts hatte ihm den Argwohn nicht benehmen können, daß in dem Kloster ein furchtbares Geheimniß verborgen seyn müsse, das noch zu enthüllen sey. — Er hatte bemerkt, daß der Pförtner beym Aufriegeln des Thors eine große Verwirrung gezeigt hatte; und daß eben so auf des Abts Gesicht sich manchmal die Schaamröthe eines bösen Gewissens verbreitete. Wie er aber sein Mißtrauen

zur

zur Gewißheit bringen könne, wußte er nicht. — Inzwischen zweifelte er nicht, daß dieselbe Vorsehung, von deren Mitwirkung er schon Proben gehabt hatte, sein Nachforschen leiten werde; und daher beschloß er zu warten, bis sich ihm eine Gelegenheit darbieten würde, das Geheimniß zu entdecken. —

Bey seiner Ankunft auf der Burg, fand Eduard seine Familie in einiger Besorgniß seinetwegen; denn es war beynahe Mitternacht, und er war fast noch nie so lange weggeblieben. Er ward gewahr, daß seine Schwester geweint hatte, und auch sein Vater schien mehr niedergeschlagen als gewöhnlich; aber da er ihre Bewegung, der Furcht wegen seines Außenbleibens zuschrieb, so untersuchte er den Grund ihrer Bekümmerniß nicht genauer, sondern sagte ihnen eine zärtliche gute Nacht, und gieng sich zur Ruhe zu legen.

Aber voll von den Dingen, die ihm begegnet waren, konnte er lange Zeit nicht Schlaf und Ruhe finden; zuletzt, da er von allem Sinnen und Grübeln ganz erschöpft war, fiel er in einen tiefen Schlummer.

Nun nahm die Phantasie ihr Reich ungetheilt ein; sie brachte tausend fremdartige, grillenhafte Bilder ihm vor die Seele; und endlich erschuf sie ihm folgendes ordentliches und zusammenhängendes Traumgesicht.

Es

Es kam ihm vor, als irrte er wieder beym Lichte der vollen Scheibe des Mondes, auf dem grünen Platze vor dem Kloster Netley umher; als er auf einmal seinen Namen mehrmals in einem tiefen, klagenden Ton aussprechen hörte. Er sah nach dem Gesträuch, von wo der Ton herkam, und erblickte dieselbe geharnischte Figur, die er vorher gesehen hatte. Sie winkte ihm, sich zu nähern. Er that also nach dieser Richtung einige Schritte; als er aber nicht mehr weit von dem Geist entfernt war, bewegte dieser seine Lanze, zeigte damit auf die Mauern, und sagte: „In den Gewölben des Klosters Netley muß Eduard seine Glückseligkeit suchen," — und gleich nach diesen Worten verschwand er.

Nun dünkte sich Eduard auf die Mauern zuzugehen, und er war bald heran, als er zwischen den Dornbüschen eine Fallthüre entdeckte, die weit offen stand, und durch welche ein schwacher Strahl von Licht schimmerte. Er ward eine lange Treppe gewahr, die hinunter führte; diese stieg er ohne Zaudern hinab, und bald fand er sich in einem finsteren, dumpfigen Orte, der von einer dunkeln Lampe, die am andern Ende vom Gewölbe herabhieng, eine geringe Erleuchtung erhielt.

Nun gieng er, wie er sich einbildete, nach diesem Flecke zu. Als er dahin kam, sah er ein großes, gewölbtes, unterirdisches Gemach, doch ohne eine sichtbare Oeffnung, die das Tageslicht hätte hereinlassen können. Es war so weit, und die Lampe brannte so

finster, daß ihn dünkte, er könne nicht unterscheiden, was in dieser Höhle sey. Er wollte daher schon zurückkehren, als er aus dem entferntesten Winkel ein tiefes Stöhnen hörte. Dies erregte seine Neugier, er nahm die Lampe ab, und, nicht ganz ohne ein kleines Zittern, begann er das Gewölbe zu durchsuchen. — Als er an das andre Ende gekommen war, glänzte der Schein seiner Lampe von einer Waffenrüstung wieder; und er erblickte die Gestalt eines gerüsteten Ritters auf dem Boden ausgestreckt, ganz ohne Leben und Bewegung. Oben an der Mauer hieng sein Schild und seine Lanze. Wie er sich mit seiner Lampe niederbückte, um die Züge in dem abgewandten Gesichte des Kriegers zu betrachten, fiel plötzlich der Schild von seinem Platze herunter, und löschte sein Licht aus, so daß er in völliger Finsterniß war.

Nun führte seine Einbildung ihn durch verschiedene dunkle und verwirrte Gänge, bis er endlich an eine starke Pforte gelangte, die in der Mitte ein eisernes Gitter hatte. Er sah hindurch, und glaubte, eine Celle, von einer einzelnen Kerze erleuchtet, zu erblicken, worin eine schöne Jungfrau sich ihm zeigte, die vor einem, auf dem Tische stehenden kleinen Krucifix, auf den Knieen lag. Um ihre Andacht nicht zu stören, blieb er eine Zeitlang stehen, und verlor sich in dem entzückenden Anschauen ihrer Reize. Ein Geklirr von Schwerdtern in dem daran stoßenden Gemach, riß ihn auf. Er eilte

dahin,

dahin, und sah einen herrlich erleuchteten Saal, der aber von Blute floß; in dem einen Winkel sah er einen Ritter, der seinen Geist aufgab; und in dem andern eine Figur, in ein geistliches Gewand eingewickelt, und mit einer Kutte auf dem Haupte, von Blute ströhmend und leblos. — Jetzt vernahm er ein verwirrtes Geräusch des Jauchzens und Frohlockens; ein Haufen von Rittern und Weibern kam in den Saal hinein, unter denen sich auch sein Vater, der Baron befand, und dieser rief ihm mit so lauter Stimme, daß sie sein Traumgesicht vernichtete, und die Banden seines Schlafes löste.

Eduard fand, als er seine Augen aufschloß, daß sein Vater wirklich ihn geweckt hatte, weil er wollte, daß er aufstehn und ihm sogleich in sein Zimmer folgen sollte. Also kleidete der Jüngling sich ohne Zögern an, und warf dabey die sonderbaren Bilder seines Traums in seinen Gedanken hin und her. Er betete zu dem obersten Regierer aller Dinge, ihn mit hinlänglicher Kraft und Stärke gegen jede Prüfung zu waffnen, die es seiner Vorsehung gefallen möchte ihm aufzuerlegen; und verfügte sich alsdann voll Heiterkeit und Vertrauen nach dem Gemache seines Vaters.

Neuntes Kapitel.

Als Eduard in das Zimmer trat, fand er seinen Vater mit schnellen und unregelmäßigen Schritten umhergehen, wodurch er eine ungewöhnliche Verwirrung und Beängstigung verrieth. Seine gefalteten Augenbraunen bezeichneten Sorge und Nachdenken; und Züge tiefer Melancholie lagen in seinem ganzen Gesichte.

„Himmel!" rief der Jüngling, über diese ungewohnte Erscheinung bestürzt, aus: „was für ein Unglück sollte sich zugetragen haben, das meinen theuren Vater in solche Verwirrung gestürzt hat? Sagt mir, Herr, ich beschwöre euch, was die Quelle eures Mißmuths ist; Eduard möchte ihn vielleicht lindern, oder ganz wegschaffen können." — „Darum, mein Sohn," erwiederte der Vater, „störte ich so früh deine Ruhe. Es haben sich sehr traurige Umstände ereignet, obwohl es freylich nur das ist, was meine Furcht vorhersagte; ich halte es indeß für nöthig, daß du damit bekannt gemacht wirst."

„Seit jenem unglücklichen Tage, da ein Zufall die Erneuerung meines Umganges mit Hildebrand Warren veranlaßte, drangest du beständig in mich, daß ich dir seine Bekanntschaft verschaffen möchte. Bis itzt widerstand ich deinen Bitten, und gewiß, ich hatte beschlossen, ihnen auch künftighin immer zu widerstehen; denn ich wußte, daß der Ritter

deine

deine Freundschaft nicht verdiene, und argwohnte, daß er ein hinterlistiger, falscher und unbarmherziger Bösewicht sey. — Du scheinst erstaunt über das, was ich sage; aber damit es nicht scheinen möge, ich spräche ein zu strenges Urtheil aus, oder hätte einen grundlosen Argwohn gefaßt, so will ich dir die Ursachen aus einander setzen, die mich zu einer so schlimmen Meynung bewegen."

Nun fieng der Baron an, seinem Sohne von Hildebrands Charakter in der Jugend, zu erzählen, von seiner Ruchlosigkeit und Lasterhaftigkeit; dann unterrichtete er ihn von den Umständen bey seinem Besuch, und besonders dem Aufstutzen des bösen Gewissens, das er bey seinen Erkundigungen nach dem Schicksal und Tode Raymunds und seiner Kinder, gezeigt habe.

„Nun urtheile," fuhr der Vater fort, „ob ich nicht Recht that, alles zu versuchen, um jede weitere Verbindung mit so einem niedrigen Charakter zu verhindern. Ja ich hatte beschlossen, daß ich ihm nicht nahe kommen, und dir nicht erlauben wollte, seinen Umgang zu suchen; ich bildete mir ein, daß dieser Anschein von Vernachlässigung von unsrer Seite, seinen Stolz, den er in überflüssigem Maaße besitzt, anfachen, und ihn dahin bringen würde, uns als seiner weiteren Bekanntschaft unwerth zu betrachten. — Aber, ach! alle meine Vorsicht ist vergebens gewesen. — Gestern Abends warst du kaum vom Schlosse weg, so kam Robert,

 und

und kündigte Hildebrands Ankunft an; er war mit einigem Gefolge am Thor. Leonore bat mich um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen; sie fühle, versicherte sie mich, daß sich ein unauslöschlicher Widerwillen gegen den Ritter in ihrem Innern festgesetzt habe, und daß sie in seiner Gesellschaft elend seyn würde. Sie gieng also auf ihr Zimmer; und in dem folgenden Augenblick trat Hildebrand herein."

„Er entschuldigte, daß er zu so unzeitiger Stunde an die Burg angepocht habe, und setzte hinzu, er habe einen Hirsch lange und fruchtlos verfolgt, der ihn mehrere Stunden in Athem gesetzt hätte, und endlich entsprungen wäre; und da er auf dem Rückwege nach seiner Behausung, beym Schlosse hier vorübergeritten sey, so sey es ihm unmöglich gewesen nach Hause zu reiten, ohne sich bey dem Baron nach dem Befinden seiner Familie zu erkundigen. — „„Und außerdem, Ritter,"" fuhr er fort, „„wünschte ich sehr, daß ich das Vergnügen haben könnte, mich mit euch über eine Sache zu unterreden, die mir sehr nahe am Herzen liegt. — Ihr werdet verstehen, was ich meyne: ich wollte mit euch wegen eurer schönen Tochter, der bezaubernden Leonore, sprechen, an der, ich fühl' es, meine ganze Glückseligkeit hängt. — Ja, Herr, ich gestehe es euch frey, von dem Augenblick an, da es mir vergönnt ward, diese Göttinn zum erstenmal zu erblicken, ist ihr Bild nie aus meinem Herzen gegangen;

gen; alle meine Gedanken haben nur bey ihr allein gewohnt; und es ist der Gipfel meines Ehrgeizes, sie zum Weibe Ritter Hildebrands zu machen.““

„„Es ist euch nicht unbekannt, Baron, wie weitläuftig meine Besitzungen sind, und wie ausgebreitet mein Einfluß bey dem regierenden Monarchen ist, und darum werdet ihr hoffentlich alles thun, um mir mein Ansuchen zu gewähren; denn diese Gewährung ist der sicherste Weg, eurer verfallnen Familie wieder Glanz zu verschaffen, und euch und eure Kinder wieder zu der hohen Stuffe zu erheben, von der ihr herabgesunken seyd.““

„„Ich spreche übrigens zu euch mit dieser Freyheit und Offenheit, weil ich meyne, ihr habt zu viel Verstand, und kennt die Welt zu gut, um nicht einzusehen, wie nothwendig es sey, euren Sohn und eure Tochter aus der Dunkelheit, worin sie ihr Leben verzehren, zu reißen; wenn es nämlich nicht euer Wille ist, daß die Eurigen in dieser Einöde ganz verschmachten sollen. — Leonore wird, wenn sie mit mir vereinigt ist, in den vornehmen Cirkel kommen, wo ihre Vollkommenheiten erst recht glänzen werden; und euer Sohn wird, wenn er Hildebrand Warrens Freund ist, bald die Gunst unsers Fürsten erlangen, und zu Rang und Würden emporsteigen.““

„„Hätte ich mein Begehren um eure Tochter bey dem Könige angebracht, wie wohl manche ge-

 than

than hätten, um dem demüthigen Ansuchen auszuweichen; so wißt ihr gar wohl, Herr, daß meiner Forderung augenblicklich gewillfahret seyn würde. Allein ich wünschte die schöne Leonore lieber meinen eigenen Bemühungen verdanken zu können; lieber, ihre freye Einwilligung zu besitzen, als eine gezwungene Unterwerfung, durch das strenge Gebot der königlichen Gewalt hervorgebracht.‟“ —

„Es war mir schwer,” fuhr Villars zu seinem Sohne fort, „den Unwillen und die Verachtung zu unterdrücken, wovon meine Seele bey dieser Rede Hildebrands erfüllt war, worin Stolz, Unverschämtheit, Niederträchtigkeit, und Mangel an Gefühl vereinigt lag. Doch hatte ich die Fassung, zu verbergen, was in mir vorgieng. Ein Augenblick Nachdenken überführte mich von der Nothwendigkeit, den Bösewicht durch Nachgeben hinzuhalten; denn seine letzten Worte, die eine versteckte Drohung enthalten sollten, machten mich gewiß, daß er keinen Plan würde unversucht lassen, um seine Wünsche erfüllt zu sehen.”

„Ich sagte ihm daher Dank für die Dienstgefälligkeit, die er meiner Familie zu erzeigen gesonnen wäre; zugleich aber gab ich zu verstehen, daß ich den Willen meiner Tochter in einer für ihr Glück so wichtigen Angelegenheit, als die Wahl eines Gatten sey, nicht zu binden suchen würde. In Ehesachen, Ritter, sprach ich, ist es immer meine Meynung gewesen, meine Kinder ihrem eigenen Ur-

Urtheile zu überlassen. Von keiner Vermählung läßt sich ein günstiger Erfolg hoffen, wobey mit der Hand nicht zu gleicher Zeit das Herz freywillig hingegeben wird; und Gott behüte, daß ich mein Kind bereden sollte, ihr Herz wegzugeben, wo ihre volle Neigung sie nicht hinführte. Ueberfluß allein, Ritter, ist nicht hinreichend, den Ehestand gesegnet zu machen; mag die Kette der Ehe auch von Gold seyn, — die, welche sie tragen, werden sie nur desto drückender und schmerzhafter empfinden. Indessen verweigre ich es euch gar nicht, Ritter, eure Bitte um Leonorens Hand bey ihr selber anzubringen. Ich darf glauben, daß ihre Neigung noch unversagt ist; schenkt sie sie euch, so zweifelt nicht an meiner Bereitwilligkeit, euer Glück vollkommen zu machen. Sollte sie aber lieber die Gesellschafterinn ihres schwach werdenden Vaters bleiben, als an Hildebrand Warrens Reichthum und Glanz Theil haben wollen; so bin ich versichert, seine Ehre und sein edler Sinn halten ihn dann von allen weiteren Beunruhigungen um diese Sache ab." —

„Hildebrand biß sich die Lippen bey meinen letzten Worten; nach einer kleinen Pause fieng er an: „„Wohl, Herr; ich danke euch für die Offenheit, womit ihr zu mir geredet habt, und für eure freye Erlaubniß, mich um die Liebe der reizenden Leonore selbst bewerben zu dürfen. — Allein ich bin um eine Gelegenheit in Sorgen, da ich mein Herz ihr zu Füßen legen könnte. — Bis jetzt habe weder

weder ihr, Herr, noch hat euer Sohn oder eure Tochter die Burg Netley mit einem Besuche beehrt. Ich habe vor, übermorgen dort ein Turnier zu halten, an welchem alle benachbarte Ritter eingeladen sind zu erscheinen. — Sagt, soll das Schauspiel durch die Gegenwart meiner geliebten Leonore, und ihres Vaters und ihres Bruders, gekrönt seyn?"" — Da ich nicht wußte, wie ich eine so offenbare Einladung ausschlagen sollte, so gab ich mein Jawort; und Hildebrand, der sich über meine Einwilligung sehr froh bezeugte, nahm Abschied und ritt fort."

„So bald er weg war," fuhr der Baron fort, „ließ ich Leonoren aus ihrer Kammer zu mir kommen, und offenbarte ihr, was zwischen mir und dem Ritter vorgegangen war. — Ihre Betrübniß, wie du denken kannst, überschritt alle Gränzen. Hildebrands rauhe Sitten, sein wildes Ansehen, und die große Verschiedenheit der Jahre, waren Schwierigkeiten, über welche ein Mädchen, so gefühlvoll und gutgesinnt wie deine Schwester, sich nicht hinwegsetzen konnte. Sie brach in einen gewaltsamen Strohm von Thränen aus, und rief: „„Nimmer, nimmer, mein theuerster Vater, kann ich einwilligen, Ritter Hildebrands Weib zu seyn! Meine Seele verabscheut ihn; und eher wollte ich meine Tage in Mangel und Elend hinbringen, als mit ihm an allem, was Reichthum und Macht geben kann, Theil haben. — O nein! laßt mich die Gefährtinn meines alten Vaters bleiben, wie bis-

bisher; und gemeinschaftlich mit Eduard, durch unermüdete Sorgfalt, eure Sorgen zu lindern, und euch in euren alten Tagen beyzustehen streben. — Laßt nur dies Leonorens Arbeit, dies ihren Stolz und ihre Glückseligkeit seyn." " —

„Ich beruhigte deine jammernde Schwester, und versicherte sie, daß, so lange ich das Leben hätte, und sie zu vertheidigen vermöchte, sie niemals wider ihre Neigung von meiner Seite gerissen werden sollte. Zugleich aber deutete ich ihr an, da Hildebrand Warren große Gewalt besitze, und sein Vorhaben durchsetzen könnte, indem er des Königs Arm für sein Sache gewönne, so müßten wir bis auf einen gewissen Grad nothwendig eine Verstellung beobachten; und so viel Mühe es ihr auch kosten möchte, ihren Haß gegen ihn zu verstecken, so würde sie doch klug handeln, ihm wenigstens mit Artigkeit und Höflichkeit zu begegnen. Dieses Benehmen, mein Kind, (setzte ich hinzu,) läßt uns wenigstens Zeit gewinnen, und vielleicht ein Mittel finden, uns vor seinen künftigen Verfolgungen zu schützen. Bey allen diesen Dingen aber laß uns nur gutes Muthes bleiben, so lange wir noch unter der Führung einer alles-lenkenden Vorsehung stehen, die jedes zum Besten kehrt, und ihre Hand nicht von uns abziehen wird, wenn wir fortfahren es zu verdienen."

„Mit solchen Reden versuchte ich es nun vorige Nacht, deine Schwester zu trösten, mein Sohn; obwohl, der Himmel weiß es, mein eigenes Gemüth

müth sehr weit von Ruhe und Gleichmuth entfernt war. — Ich sehe voraus, daß Hildebrands ungestüme Leidenschaft, und seine gewaltige Heftigkeit, keinen langen Aufschub ertragen wird; und wenn Leonore ihm einmal den geringsten Grund geben sollte, zu argwöhnen, daß er nicht der Gegenstand ihrer Achtung sey, so zweifle ich nicht, er wird sich augenblicklich mit des Königs Befehl waffnen, und sie wider ihren Willen, mit Gewalt, wie ein Schlachtopfer zum Altar schleppen." —

„So lange das Blut der Villars in meinen Adern rinnt, nicht!" schrie Eduard. „Ritter Hildebrand soll die Spitze dieses tüchtigen Schwerdts empfinden, ehe er den Frieden Leonorens zerstört."

„Ach mein Sohn!" versetzte der Vater, „was kann wohl unser Widerstand ausrichten? Du siehst ja diesen gewaltthätigen Herrscher, mit einer Menge Vasallen umgeben, und mit dem Schutz des Königes im Bund. Dein und deines Vaters Arm würde allein und ohne Beystand, gegen die so mächtig gerüstete Bosheit, sehr wenig vermögen. — Nein, Eduard; es ist nothwendig, daß wir mit vorsichtiger Klugheit, nicht mit ohnmächtiger Gewalt, zu Werke gehn. Wir wollen bey dem Turnier, das er hält, erscheinen; ohne Zweifel will er dabey deiner Schwester seine Kunst und Gewandheit in diesen kriegerischen Uebungen zeigen. Ich habe sie angewiesen, so viel als möglich ihren Widerwillen gegen Hildebrands Gunstbezeugungen zu verbergen; dadurch

wird

wird er getäuscht werden, und glauben, daß er ihr nicht ganz und gar mißfalle. Das wird seine Entwürfe vielleicht ein wenig in die Länge ziehen; und wir benutzen dann die Zwischenzeit zu unserm Vortheil."

„Im ganzen Lande geht das Gerücht, daß die Baronen, unzufrieden mit des Königs unseliger Vorliebe für jenen Gavaston, und mit seinen unzähligen andern Schwächen, sich zusammen verbunden haben, um diesen Günstling zu stürzen, und die zerrüttete Regierung wieder in Ordnung zu bringen. Die Anführer dieser Verschwörung sind meine vertrauten Freunde: Humphry von Bohun, Graf von Hereford, — Aymer von Valence, Graf von Pembroke, — und Thomas, Graf von Lancaster. — Ich habe Maaßregeln getroffen, mich von der Gewißheit dieser Sache zu unterrichten; und bin, wenn es sich wirklich so verhält, entschlossen, sogleich den Schutz dieser mächtigen Verbindung anzuflehen. — Sollte es aber nur ein grundloses Mährchen seyn, so müssen wir, fürchte ich, — uns fertig machen, unsern stillen Aufenthalt zu verlassen, insgeheim nach der Gegend, wo ich gebohren bin, hinwandern, und Leonoren dort vor den niederträchtigen Absichten des allzumächtigen Hildebrands zu sichern suchen." —

Der Baron hatte etwas zu thun, ehe er Eduard von der Nothwendigkeit überzeugen konnte, solche vorsichtige Maaßregeln zu ergreifen. Seine edle

edle Seele entbrannte in Grimm bey dem Gedanken einer so frechen Gewaltthätigkeit, — besonders wenn er dachte, daß sie ein ihm so theures Wesen, als seine Schwester, treffen sollte. Da er indessen gewohnt war, sich allemal unbedingt unter die Meynung seines Vaters zu fügen, so schickte er sich endlich darin, sein Betragen ganz nach dessen Vorschriften einzurichten, gegen den Ritter einen Anschein von Höflichkeit zu beobachten, und geduldig zu erwarten, daß sein Vater über seine Nachforschungen in Ansehung des Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten, befriedigende Antwort erhielte.

Eduard hielt es nun für nöthig, seinen Vater auch von den wunderbaren Vorfällen, die ihm am vorigen Abend begegnet waren, und von dem seltsamen Traumgesicht, das diese Begebenheiten veranlaßt hatten, zu erzählen; ohne auch der bedenklichen Zeichen zu vergessen, die er an dem Vater Peter und dem Pförtner des Klosters bemerkt hatte.

Der Baron ward bey dieser Erzählung von großem Erstaunen ergriffen; und nach einer kleinen Pause sprach er: „Der Finger der Vorsicht, lieber Sohn, zeigt sich offenbar genug in den Begebenheiten, die du mir berichtet hast, um sie unter unsre ernsthafte Betrachtung zu ziehen; für die Ausschweifungen einer glühenden Phantasie, für Ausgeburten erhitzter Einbildungskraft können wir sie nicht ansehen. Gewiß hat der Himmel die Absicht, jetzt ein fürchterliches, blutiges Geheimniß zu enthüllen,

und

und dich hat er zum Werkzeuge ausersehen, es ans Licht zu bringen. Es ist mir kein Zweifel übrig, daß in dem Kloster ein Geheimniß von schrecklicher Art verborgen liegt; und eben so gewiß ist es mir, daß Hildebrand auf eine oder die andre Weise damit zusammenhängt. — Freylich, da das Kloster unter seinem unmittelbaren Schutze steht, und die Ordensbrüder zuverlässig auf ihrer Hut sind, nicht einen Schritt zu thun, wodurch sie ihre Meutereyen verrathen könnten, so wird es keine geringe Mühe kosten, die Bestätigung unsers Argwohns herauszubringen. — Aber ich will die Sache in meinem Gemüth überlegen, und einen Plan auszugrübeln suchen, der uns zur Aufdeckung der versteckten Wahrheit führt." —

Eben jetzt rief das Läuten der Glocke das Haus zur Morgenandacht zusammen, die alle Tage in dem großen Saal des Schlosses gehalten wurde. Vater und Sohn verfügten sich dahin: der eine, mit mehr Fassung des Geistes als er vor dieser Unterredung gehabt hatte; der andre, entbrannt von aller Ungeduld jugendlicher Neugier, das Geheimniß im Kloster Netley aufzuspüren.

Zehntes Kapitel.

Der Morgen kam, an welchem der Baron Villars mit seinen Kindern zu Ritter Hildebrand Warrens

Tur-

Turnier ziehen sollte; und der Besuch war allen dreyen gleich widerwärtig.

Villars verabscheute insgeheim den Ritter, ohne jedoch so unvorsichtig zu seyn, sein inneres Gefühl durch äußere Zeichen kenntlich zu machen, um ihn nicht zu reizen, einen Streich seiner ungerechten Macht auszuüben. — Leonoren waren seine Gunstbezeugungen im höchsten Grade zuwider, und doch war sie durch das Gebot ihres Vaters genöthigt, ihm mit Höflichkeit zu begegnen. — Eduard glühte vor Zorn; that sich aber allen Zwang an, die Bewegungen, die in seinem Innern vorgiengen, zu verbergen, und einen Anstrich von Zufriedenheit und Ruhe in seinem Wesen anzunehmen.

Mit diesen mannigfachen Empfindungen langte des Barons Familie auf der Burg Netley an. Es war ein weitläuftiges, prachtvolles Gebäude, aber abgelegen und düster: es lag in dem Mittelpunkte einer großen Waldung, und war von dem hohen, ehrwürdigen Gehölze eng umschlossen. — Der Saal war sehr hoch und geräumig, und mit Kriegsrüstungen, und mit Beute von der Jagd ausgeziert. — Als das Schloß noch dem letzten Besitzer gehörte, war dieser Saal fast täglich mit Hungrigen und Dürftigen angefüllt, und er erschallte oft von den lieblichen Harfentönen des Barden; — jetzt, — trieb eine ungestüme Leibwache den Darbenden von der Thürschwelle fort, und dem wandernden Barden

ward

ward nicht erlaubt, seine Romanze im Schlosse zu singen. —

Ritter Hildebrand nahm seine Gäste mit jener Miene selbstbewußter Hoheit auf, die der Besitz so außerordentlicher Schätze, gemeinen und ausgearteten Gemüthern zu geben pflegt. Gegen Leonoren milderte er zwar seinen Stolz ein wenig; doch zeigte er ihr seine große Dienerzahl, und machte sie auf die Pracht seines Schlosses, und auf seine ausgedehnten Besitzungen aufmerksam, um auf solche Weise seiner Eitelkeit zu schmeicheln, indem er sie auf den Gedanken hinzustoßen suchte, wie wohl es ihr werde, und wie glücklich sie sich preisen könne, einen so reichen und mächtigen Anbeter als ihn, zu haben. Allein er hatte die Kränkung, zu bemerken, daß alle seine Bemühungen, wenigstens einen Anschein von Aufmerksamkeit und Achtung in seiner Schönen zu erregen, vergeblich waren: Leonore war bey seinen Artigkeiten entweder ganz unempfindlich, oder sie erwiederte sie mit einer solchen Kälte und Zurückhaltung, die ihn überzeugte, er habe bis jetzt in ihrer Gunst noch keine Fortschritte gemacht. — Hildebrands Hochmuth war durch die Gleichgültigkeit, die des Barons Tochter bewies, höchlich beleidigt; doch ließ er sich nicht merken, was er dachte, sondern ordnete an, daß das Turnier beginnen sollte.

Nun wurde die Gesellschaft, die gröstentheils aus des Ritters Dienstleuten, und außerdem aus einigen wenigen von dem benachbarten Adel und der Ritterschaft bestand, nach der Hinterseite der

Burg

Burg geführt, wo Schranken für die Kämpfer errichtet, und Sitze zur Bequemlichkeit der Zuschauer angebracht waren.

Der Baron lehnte es, in Rücksicht seiner hohen Jahre, ab, an den Kampfspielen Theil zu nehmen. Auch Eduard entschuldigte sich, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, daß er nicht mit in die Schranken treten könne; eigentlich aber darum, weil er befürchtete, der Zorn, der in seinem Herzen wühlte, möchte vor der Zeit herausbrechen, wenn er im Kampfe mit Hildebrand begriffen wäre; denn dieser hatte bekannt gemacht, daß er mit allen Mitstreitern kämpfen würde.

Hildebrand übergab nun Leonoren eine seidene Scherpe von himmelblauer Farbe, womit sie, als Königinn des Kampfspiels, den glücklichen Helden zieren sollte, der am Schlusse als Sieger den Platz behaupten würde. Dann ward, zum Angriff, in die Trompeten gestoßen; und das Turnier begann.

Es war unmöglich, der Geschicklichkeit Hildebrands seinen Beyfall zu versagen; er zeigte sich als einen vollkommenen Meister in der Kunst. Auch gaben sein riesenmäßiger Körper, und seine ungewöhnliche Stärke ihm einen Vortheil bey diesen kriegerischen Uebungen; so daß sein Gegner ihm immer nur durch die äußerste Gewandheit gleich zu kommen hoffen konnte. Er hob einen Ritter nach dem andern, der in die Schranken trat, vom Pferde, und fügte

zu

zu der Schande der Besiegung noch manche bittere, höhnische Worte, und boshafte Anmerkungen über ihr widriges Glück hinzu.

Als kein andrer Gegner mehr erschien, ward Hildebrand für den Sieger erklärt. Schon hatte er sich dem Sitze Leonorens genähert, um aus ihrer schönen Hand den Preis seiner Tapferkeit hinzunehmen, — als die Leibwache der Burg herzukam und rief: „Herr! ein fremder Ritter, der eben jetzt zufällig dieses Weges kam, erheischt die Rechte der Gastfreundschaft von euch, da er von dem Turnier hörte, das ihr haltet, und begehrt, daß ihm vergönnt werde, mit euch eine Lanze zu brechen." — „Wahrlich!" sagte Ritter Hildebrand, „es wird mir viel Freude machen, zu der Zahl der heut Besiegten noch einen Namen hinzu zu schreiben."

In wenigen Minuten kam einer von der Leibwache zurück, und führte den fremden Ritter herein. Es war eine lange, wohlgebildete Figur, in einer vollen schwarzen Rüstung, und auf einem schwarzen Rosse sitzend. Auf seinem Helme winkte ein großer, purpurrother Federbusch. In seiner Rechten hielt er eine schwere Lanze, und auf der Linken trug er ein starkes Schild, mit dem Zeichen eines blutigen Dolches, und darunter die Aufschrift: Gerechte Rache.

Bey seinem Eintritt machte er der Gesellschaft eine anständige Verbeugung, bezeugte Eleonoren seine tiefe Ehrfurcht, und nahm seinen Platz in den Schranken ein. Ritter Hildebrand bestieg sein Roß

von neuem, und die Trompeten ertönten noch einmal zum Angriff. Die Streiter rannten mit großer Wuth an einander; Beyder Lanzen zerbrachen von dem Stoß, und keiner war aus seinem Sitz gekommen.

Man brachte ihnen neue Waffen, und sie schickten sich zu einem zweyten Angriff an. Bey diesem war Hildebrand nicht ganz so glücklich wie vorhin: die Kraft von des Fremden Stoß rückte ihn ganz aus seinem Sattel, und hätte ihn sicher auf den Boden niedergestreckt, wenn er nicht durch einen plötzlichen Sprung seines Pferdes wieder in die gehörige Lage gekommen wäre.

Schaam und Wuth ergriffen ihn. Im Angesichte seiner Gebieterinn, und im Augenblicke des Sieges, so überwältigt zu werden, dies schlug seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeiz eine so tiefe Wunde, daß er seine Kränkung nicht verheelen konnte. „Fremdling!" schrie er mit einer von Leidenschaft gepreßten Stimme, „dem Zufall mögt ihr Dank sagen für den kleinen Vortheil, den ihr bey dem letzten Angriff über mich gewonnen habt. Der folgende wird euch Anlaß zum Bedauern geben, daß ihr wagtet, es mit Hildebrand Warren aufnehmen zu wollen." Der Fremde antwortete mit nichts als einem leichten Kopfschütteln.

Jeder sammelte nun alle seine Kräfte zu einem Angriff, der, wie Beyde wollten, entscheidend seyn sollte. Hildebrand, fast rasend vor Wuth, bot alle seine Kraft und seine Kunst auf, und fuhr ergrimmt

auf

auf seinen Gegner los. Dieser traf mit gleicher Gewalt auf ihn. Es war ein entsetzlicher Stoß. Hildebrands Lanze ward in der Mitte zersplittert, aber des Fremden Lanze drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, er verlor seinen Sitz, die Zügel entgiengen seiner Hand, und er fiel mit gefährlichem Krachen auf den Boden.

Da er von dem Fall ganz sinnlos, und ohne sich zu regen, da lag, eilten seine Diener herzu, um ihm Beystand zu leisten; unterdessen nahte der fremde Ritter dem Sitze Eleonorens, um den Preis des Sieges zu empfangen. Als er vor ihr war, stieg er vom Pferde ab, ließ sich auf ein Knie nieder, und bat in zierlichen Worten um die Scherfe aus ihren Händen, damit er sie in Zukunft als ein Zeichen tragen möchte, daß er ihr Ritter sey. Bey diesen Worten zog er das Visier seines Helmes auf, und zeigte ein schönes, männliches Gesicht, in welchem das deutliche Bild einer großen, edlen Seele stand. — Eleonore warf, mit einem züchtigen Erröthen, das ihre Reize noch erhöhte, die Scherfe kreuzweis um seine Schultern, bezeugte ihm zugleich freundlich ihren Beyfall wegen seiner Geschicklichkeit, und wünschte ihm Glück zu dem Lohne, womit sein Sieg gekrönt sey. Er erhob sich wieder, machte eine zweyte anständige Verbeugung, und entfernte sich.

Ritter Hildebrand hatte sich unterdessen von dem Stoß, den er bekommen hatte, erhohlt, aber nur, um neue Kränkungen zu erfahren. Er er-

kundigte sich eifrig nach dem sieghaften Ritter, und hörte zu seinem großen Aerger und Verdruß, daß er schon fort sey. Als er aber gar vernahm, daß Eleonorens Hand ihn mit der seidenen Scherfe geziert hatte, so stieg seine Wuth auf den höchsten Gipfel. Er ward von den Martern der Eifersucht gepeinigt, und sein Argwohn raunte ihm gleich ins Ohr, daß der Krieger, mit dem er im Turnier gekämpft habe, kein anderer, als ein begünstigter Liebhaber Leonorens sey. Nun war es ihm erklärlich, daß sie auf seine Gefälligkeiten gar nicht geachtet hatte; ja, auch der Kaltsinn, womit der Baron seine Anerbietungen aufgenommen hatte, war ihm nicht mehr ein Räthsel. Er glaubte, sicher habe der Ritter von einem oder dem andern von ihnen die heutige Ergötzlichkeit erfahren, und sey bewagen worden, dabey zu erscheinen, in der Absicht, ihm seinen Lorbeer zu entreissen, und den Ruhm des Tages davon zu tragen.

So unwahrscheinlich auch alle diese Voraussetzungen waren, so gab ihnen doch die Farbe der Eifersucht einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit; und da der Argwohn einmal in seine Brust gekommen war, so nahm er ihn wie unbestrittene Wahrheit darin auf. Ein sehnliches Verlangen nach Rache, (welche die unzertrennliche Gefährtinn der Eifersucht, dieser Krankheit des Gemüthes, ist,) setzte sich in seiner Seele fest. Leonore, die noch eben als Fürstinn in seinem Herzen geherrscht hatte, ward ihm ein Gegenstand seines tödtlichen Hasses; — seine

— seine Gedanken giengen mit grausamen und blutdürstigen Vorsätzen schwanger.

Er trat zu des Barons Tochter heran, und redete sie mit leiser Stimme in diesen Worten an: „Fräulein, euer Liebling that recht, die Burg zu verlassen, ehe ich Gelegenheit hatte, ihm recht eigentlich Dank für seinen Besuch zu sagen; er möchte sonst Ursach gehabt haben, die Stunde zu bereuen, da er sich in diese Mauern herein drang. Aber, wenn er auch nun entronnen ist, — er soll sich des guten Erfolges seiner Verwegenheit nicht lange rühmen können; Hildebrand Warren wird nicht so unbestraft beschimpft." — Indem er dies sagte, warf er mit gerunzelten Augenbraunen einen Blick voll Grimm und Rache auf Villars und seine Kinder, und gieng dann, ohne weitere Umstände, in das Schloß. —

Der Baron konnte auf dem Rückwege sich nicht enthalten, über die sonderbaren Begebenheiten dieses Tages und über Hildebrands unerklärliche Wuth, nachzudenken. Er hatte den Inhalt seiner drohenden Worte zu Leonoren gehört, wußte aber gar nicht zu begreifen, welche besondere Bewegungen in seinem Gemüthe seinen Gesinnungen gegen sie so plötzlich eine andre Wendung gegeben haben möchten.

Der wahre Grund seines Benehmens war so toll und abgeschmackt, daß der Baron mit seinen Gedanken gar nicht darauf fiel. Da er aber des Ritters heftige Leidenschaften, und die Schändlichkeit seines Charakters kannte, so fühlte er nothwendig

eine große Besorgniß wegen der Folgen der bisherigen Begebenheiten; und darum faßte er den Entschluß, sich und seine Familie gleich gegen seine Macht und seine Ränke dadurch zu waffnen, daß er sich den Schutz der verbündeten Baronen erbitten wollte.

Leonorens Seele war nicht weniger beunruhigt, als die ihres Vaters; aber um einer andern Ursach willen. Der fremde Ritter hatte durch seine angenehme Gestalt, sein anziehendes Gesicht, sein einnehmendes Betragen, und seine ganze edle Aufführung, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und Gefühle in ihr aufgeregt, die sie nie zuvor empfunden hatte. So oft als ihr Vater seiner erwähnte, überzog eine schleunige Röthe ihre Wangen; ein ungewohntes Zittern ergriff ihren Körper; und obgleich dieser Gegenstand sie mehr beschäftigte, als jeder andere, so war es ihr doch nicht möglich, eine Unterredung über ihn anzufangen. Bald ward ihre Furcht für sein Leben rege, wenn Hildebrand entdecken sollte, wer es gewesen sey; bald verfiel sie in ein tiefes Nachsinnen darüber, daß er wahrscheinlich wohl schon weit weg seyn, und sie ihn nie wiedersehen würde.

Auch Eduard fühlte sich sehr nach dem Fremden hingezogen. Er hatte sein edles Gesicht gesehen, da er das Visier zurückschlug, (den Baron hatte sein Platz daran verhindert,) und hatte darin die Züge eines unbezwinglichen Geistes, mit Gram kämpfend, wahrgenommen. Er schenkte ihm sogleich

gleich sein Mitleiden und seine Achtung, und war begierig, die besondern Umstände seiner Geschichte zu wissen, die vermuthlich reich an merkwürdigen Vorfällen seyn mußte.

Diese Gedanken konnten indeß seine Seele nicht so viel beschäftigen, um sie von der Betrachtung der außerordentlichen Dinge, die ihm selbst begegnet waren, abzuziehen. Er verweilte beständig mit seinen Gedanken darauf, sann hin und her, erdachte und verwarf tausend Plane, wie er seine Ungewißheit befriedigen, und das Geheimniß, das in dem Kloster Netley steckte, enthüllen wollte. Einer fiel ihm endlich ein, der ihm ausführbar, und seinem Endzweck ganz entsprechend schien.

„Herr," sagte er zu seinem Vater, „ich habe während unsers Weges eifrig nachgedacht, um ein Mittel auszufinden, das geheimnißvolle Betragen des Abts, und die frevelhaften Dinge, die, wie nur allzu augenscheinlich ist, sein Kloster verschließt, ans Licht zu ziehn. Ein Plan hat sich mir endlich dargeboten, der leicht ausgeführt werden kann, und der, ich verspreche es mir, mit gutem Erfolge belohnt werden wird. Die Sitte der Zeit erlaubt, wie ihr wißt, den Mönchen das Vergnügen der Bardenkunst zu genießen, und der wandernde Barde wird immer sehr freundlich von ihnen empfangen. Sie halten sie in den höchsten Ehren, und setzen das uneingeschränkteste Vertrauen in sie."

„Nun habe ich vor, morgendes Tages mich selbst in der Tracht dieser Leute zu kleiden, und,

meine Harfe in der Hand, die Brüder um eine Erquickung, und um eine Nacht Ruhe in dem Kloster zu bitten. Daß ich hereingelassen werde, ist kein Zweifel, und meine Verkleidung, und meine Geschicklichkeit auf dem Instrumente werden alle Entdeckung des Betrugs verhüten. — Sobald nun die Mönche zur Ruhe gegangen sind, und alles still im Kloster ist, so fange ich meine Nachforschungen an, und störe mit der äußersten Sorgfalt jeden Winkel durch. Ist irgend eine böse That da versteckt, die die Vorsehung die Absicht hat kund zu machen, so wird der allweise Regierer der menschlichen Dinge mir vielleicht den Schlüssel verleihen, wodurch ich sie finden und hervorziehen kann."

Villars hörte seinem Sohne sehr aufmerksam zu; der Plan hatte, als sehr vernünftig, seinen ganzen Beyfall; er bestätigte ihn sogleich durch seine Einwilligung; und man verabredete, daß Eduard ihn am folgenden Nachmittage ausführen sollte.

Ende des ersten Buchs.

Das

Das Kloster Netley.

Zweytes Buch.

Das Kloster Netley.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Mit dem ersten Strahl des Morgens stand der junge Villars auf, und rüstete sich zur Ausführung seines Plans. Die einzige Schwierigkeit war, sich durch die Verkleidung so zu verstellen, daß weder Vater Peter noch der Pförtner des Klosters ihn erkennen möchte. Da sie ihn indeß nur einmal, nämlich an dem Abend, da er das Kloster besuchte, gesehen hatten, so würden sie, glaubte er, seine Gestalt nicht so genau beobachtet haben, um ihn in der Tracht eines wandernden Barden wieder zu kennen. Er verkleidete sich, und wollte gleich am Anfange des Nachmittags seine Rolle spielen.

Seine Kleidung bestand aus einem langen, weiten Gewande, von hellgrüner Farbe, um den Hals mit einer silbernen Spange befestigt. Um den Leib

hatte

hatte er einen purpurrothen Gürtel. Seinen Hals umgab eine silberne Kette, woran ein kleines Schildchen von demselben Metalle hieng, auf welchem das Wappen der Bardengesellschaft, für deren Mitglied er sich ausgeben wollte, erhoben dargestellt war. Von seinem Gürtel hieng auf der einen Seite der Schlüssel seiner Harfe, auf der andern, ein kleiner mit Silber gezierter Dolch herab. Sein üppiger Haarwuchs ward unter eine enge Kappe versteckt, die ihm tief auf die Stirn gieng. Die Harfe, über seine linke Schulter gehängt, hatte er vor sich; und ein Pilgrimsstab mußte seine Schritte sichern.

Als er sich in dieser Verkleidung seinem Vater zeigte, bestätigte ihm dieser, daß er schwerlich entdeckt werden würde, durch seine Verwunderung, die er über das seltsam veränderte Ansehen bezeigte, das sein Sohn in dieser Tracht erhalten hatte. Er war völlig überzeugt, daß er sich ohne Gefahr ins Kloster wagen dürfe; drum gab er ihm seinen Segen, und entließ ihn mit den Worten: „Gehe, mein Sohn; Gott gebe dir Glück auf den Weg. Möge er dein Leiter und Beschützer bey diesem Unternehmen seyn, und dich mit Kraft und mit Klugheit ausrüsten, seine unerforschlichen weisen Gebote ganz zu erfüllen." Eduard schickte ein stilles Gebet mit eben der Bitte zum Himmel, und gieng froh, und erhitzt von seinem Vorhaben, voll Selbstvertrauen von der Burg fort. —

Leonore war an dem Morgen nach der Feyerlichkeit auf der Burg Netley, früh aufgestanden. Ihr Gemüth war von tausend Sorgen geängstigt, die sie in ihrem gewöhnlichen sanften Schlafe störten. Das Bild des Fremden schwebte ihr beständig vor der Seele; und wann sie sich auch Mühe gab sich vorzupredigen, wie thöricht es von ihr sey, mit ihren Gedanken immer auf einen Menschen zu haften, den sie vielleicht nie wiedersehen würde, so sagte ihr Herz ihr doch insgeheim, daß das Andenken an ihn viel zu fest in ihrer Seele sey, als daß alle Gründe der Vernunft es verlöschen oder herausreissen könnten. Dann kamen ihr wieder Hildebrands Drohungen in den Sinn, und erfüllten sie mit einer Furcht, die durch die Erinnerung, wie er sie mit seinen gehässigen Zärtlichkeiten immer verfolgt habe, noch vergrößert ward. Das Benehmen ihres Vaters und ihres Bruders war ihr etwas geheimnißvolles; sie mußte nothwendig bemerken, daß sie in besondrer Unruhe und Bewegung waren, und ihr Schrecken sowohl als ihre Neugier war geweckt, als sie ihren Bruder in jener neuen, wunderbaren, und ihr unerklärlichen Verkleidung erblickte.

Je mehr sie über alle diese Dinge nachgrübelte, desto mehr wuchs ihre Unbehaglichkeit. Sie wünschte nur eine Gelegenheit, alle ihre Besorgnisse einmal in ein fremdes Herz auszuschütten, um so das ihrige etwas zu erleichtern. Indeß, Eduard war fort, und ihr Vater hatte sich in sein Zimmer verschlossen.

Also

Also entschloß sie sich, ihre Unruhe der getreuen Beatrice mitzutheilen, und bat sie deshalb, mit ihr einen Spaziergang durch den hinter dem Schlosse liegenden Wald zu machen. Sie giengen zusammen dahin, und verloren sich bald tief in das heilige Dunkel der Bäume.

Villars hatte sich in sein Gemach zurückgezogen, um seinen Gedanken nachzuhängen, und seinen trübsinnigen Grübeleyen freyen Lauf zu lassen. Es war grade der Jahrestag, an welchem seine theure Hälfte ihm von der Seite gerissen war: obgleich nun schon mehrere Jahre seit diesem grausamen Schicksal verstrichen waren, so blieb die Erinnerung doch immer frisch in seiner Seele. Die Zeit hatte freylich den Stachel des Grams abgestumpft; aber ganz konnte er nie aus seinem Herzen herausgerissen werden. Seit dem Tode seiner Gattinn war es immer seine Gewohnheit gewesen, an dem Tag ihrer Auflösung sich ganz dem einsamen Kummer, und der Betrachtung seiner eigenen Sterblichkeit zu widmen; und auf seinen Befehl durfte ihn in solchen Fällen keiner in seiner Einsamkeit stören. Darum wollte auch seine Tochter Leonore ihn nicht unterbrechen, da sie fand, daß er sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte; denn sie vermuthete wohl, daß er sich absichtlich zurückgezogen habe, und sie hielt seinen Kummer für zu heilig, um ihn darin zu stören.

Villars brachte aber diese Stunden der Einsamkeit keinesweges mit vergeblichen Thränen und trostlosen Ausrufungen zu. Einiges muß man bey solchen traurigen Gelegenheiten der Schwäche der menschlichen Natur nachgeben; aber der Sturm der Betrübniß war nur vorübergehend; bald kam die Vernunft und nahm ihren Platz wieder ein, und der Aufruhr der Seele löste sich in Hingebung und Beruhigung auf. Gottesfurcht leistete ihm ihren treuen Beystand, und richtete seine Blicke auf jene selige Zeiten, da er die theure Verstorbene wiedersehen würde, und wiedersehen, um nie mehr von ihr getrennt zu werden. Religion erhob sein Gemüth zu inniger Dankbarkeit gegen die Gnade des Himmels, daß sie ihm seine Kinder, als Stützen seines hinfälligen Alters, bewahrt habe. In Eduards Tugenden sah er seine heißesten Wünsche erfüllt; und in seiner blühenden Leonore erfreute er sich aller der liebenswürdigen Eigenschaften, die ihre Mutter so fest an sein Herz gefesselt hatten.

In solche Betrachtungen verloren, rief er aus: „O heiliger Schatten meiner abgeschiedenen Isabella! wenn irgend dein ätherischer Geist mit seinen Gedanken sich noch in irdische Dinge mischen mag, o so muß gewiß dein Blick mit Wohlgefallen auf deine edle Nachkommenschaft ruhn! auf Eduard, den braven und guten; und Leonoren, aus deren Geist alle deine Tugenden strahlen. Wer weiß, ob

du nicht jetzt noch sie umschwebst, und ihr Wohl zu deiner angenehmsten Sorge machst!"

Kaum hatte Villars diese Worte geendigt, als er durch das Geschrey einer weiblichen Stimme im Saale, aufgeschreckt ward. Ein; war Beatricens Stimme. Ein weissagender Schauer überlief plötzlich sein Gemüth; er stürzte aus dem Zimmer, um die Ursach des Jammers zu wissen. Er fand sie in Ohnmacht gesunken; doch eben erhohlte sie sich, und Villars rief ihr zu: „Wo ist mein Kind, meine Leonore?" Beatrice war noch so heftig erschüttert, daß sie ihm nicht zu antworten vermochte. Villars, ganz bestürzt, fragte noch einmal: „Wo ist meine Tochter? Sprich! ist sie in Sicherheit?" — „Ach Herr!" schluchzte Beatrice, „sie ist verloren, — sie ist auf immer dahin!" „Gütiger Gott!" versetzte Villars, „was sagst du? Wer hat mir mein liebes Kind geraubt? Welch schreckliches Unglück hat meine Leonore von ihres Vaters Brust gerissen, und mein altes Herz zerspaltet?" — „Lieber Herr," antwortete Beatrice, „ich will mich zu sammeln suchen, und euch die Umstände von dem leidigen Schicksal erzählen, das meine theure Gebieterinn betroffen hat; aber, o wehe! ich fürchte, ich sehe sie in meinem Leben nicht wieder!" — „Geschwind denn," sagte Villars.

„Herr," fieng Beatrice an, „eben diesen Nachmittag wollte das Fräulein, daß ich sie auf einem Spaziergange durch jenen Wald dort, begleiten

sollte.

sollte. Ich gehorchte, und wir wanderten eine ziemliche Zeitlang immer weiter von der Burg weg; unser Gespräch, worin wir uns vertieften, und die schöne Gegend um uns her, machten, daß wir gar nicht bemerkten, wie weit wir schon gegangen wären. Endlich meynte eure Tochter, daß es wohl gut sey umzukehren. Aber kaum hatten wir unsern Rückweg angetreten, als das Geräusch von Reitern uns stutzig machte; und wie wir uns umsahen, wurden wir zwey häßlich gestaltete Männer, als Diener gekleidet, auf schwarzen Rossen, gewahr. Sie ritten grade auf uns zu, da sie uns erblickten; und der eine, der auf das Fräulein ein unverwandtes Auge hatte, rief mit einem fürchterlichen Fluch: das ist die, die wir suchen! Nun schwangen sich beyde vom Pferde, der eine ergriff meine Gebieterinn, und der andre mich. Wir waren außer uns vor Schrecken, und erfüllten den ganzen Wald mit unserm Schreyen; aber die Unmenschen beraubten uns bald des Mittels um Hülfe zu rufen, indem sie uns den Mund verstopften. Dann banden sie uns beyden die Hände auf dem Rücken fest. Hierauf faßte der eine, der zuerst gesprochen hatte, meine theure Gebieterinn in seinen Arm, und hob sie auf das Roß, worauf er selber wieder aufstieg, und in schnellem Trabe davon ritt. Der andre Bösewicht, wie er meine Hände fest genug gebunden zu haben glaubte, zog noch ein Strick aus seinem Wamms hervor, legte es mir um den Leib, und band mich an einen Baum. Ihr seyd eine Freundinn vom

Walde, rief er, da könnt ihr die Gegend mit Muße betrachten! Dann stieß er seinem Pferde in die Seite, und jagte seinem Gefährten nach."

„Ich glaube, der Schmerz und die Angst gaben mir ungewöhnliche Stärke, denn als ich eine kleine Weile meine Kräfte angestrengt hatte, so waren die Knoten, die meine Hände umschlungen hatten, gelöst, und ich hatte endlich beyde frey. Nun warf ich fort, womit sie mir den Mund verstopft hatten, machte mich von dem Seile los, und lief, so rasch ich konnte, nach dem Schlosse zurück, um euch, Herr, die jammervolle Geschichte zu hinterbringen. Der Himmel weiß, wohin die Räuber meine unglückliche Gebieterinn geschleppt haben; indeß der Weg, den sie nahmen, war der, welcher nach der Burg Netley führt."

Ein heftiger Strohm von Thränen stürzte von neuem aus Beatricens Augen, und sie war nicht im Stande, von dem trübseligen Vorfalle weiter zu sprechen. Aus ihren letzten Worten indeß konnte Villars ahnden, wie unaussprechlich unglücklich er sey. Es kam ihm den Augenblick in den Sinn, daß Ritter Hildebrand Warren der Urheber dieser Gewaltthätigkeit gewesen sey. Sein niederträchtiges Gemüth überhaupt, sein Betragen auf dem Turnier, und die dunkeln Drohungen, die er dort ausgestoßen hatte, alle diese Umstände bestätigten seinen Argwohn zur Gewißheit. „Abscheulicher Bösewicht!" rief er mit einer von Wuth gepreßten Stimme, „aus

meinen

meinen Armen die Stütze meines sinkenden Alters zu reißen! mir den einzigen Trost meiner Leiden zu rauben! — Fluch über dich! Du bist der Räuber meines Glücks! Die schwärzeste Rache des Himmels folge dir auf dem Fuße nach, und schnelle Strafe lohne dir deine höllische Verrätherey. — Aber," fuhr er fort, „daß ich nicht die Zeit mit fruchtlosen Verwünschungen verschwende; ich will den Schändlichen aufsuchen, und will meine Tochter von der Entehrung erretten. Wenn auch mein Arm nicht mehr die alte Stärke besitzt; — der Himmel wird ihn vielleicht mit wunderbarer Kraft bewaffnen, und mich tüchtig machen, meine Leonore mir wieder zu schaffen; denn er kann ja solchen Frevel nicht gleichgültig ansehn. Und wenn er es auch anders beschlossen haben sollte, — nun so wird es meinem Gemüthe doch immer ein Trost seyn, für meine Tochter mein Blut zu vergießen. — Robert!" rief der Baron nun seinem alten Diener zu, den das laute Wehklagen in den Saal geführt hatte, — „Robert, du wirst deinen Herrn in dieser Zeit der Angst nicht verlassen: — bringe meine Rüstung; laß uns eilen, mein unglückseliges Kind zu befreyen. Wollte Gott, daß Eduard hier wäre, uns bey der Unternehmung beyzustehn."

Robert gehorchte dem Befehl, und gieng, um den Willen des Barons zu erfüllen. Er hätte seinem Herrn so gerne vorgestellt, wie übel angewandt der Versuch seyn werde, das Fräulein mit Gewalt

zu erlösen; allein er merkte wohl, daß der Schmerz bey seinem Herrn zu heftig war, als daß er auf die Rathschläge der kalten Ueberlegung hätte hören können. Er wußte, daß des Ritter Hildebrand Warrens zahlreiche Dienerschaft, alle seine und des Barons Bemühungen vereiteln würde; und er sah die Gefahr voraus, irgend feindselige Angriffe gegen eine so unverhältnißmäßig stärkere Macht zu versuchen. Doch, Robert war Diener aus wahrer Zuneigung, nicht aus Zwang; er liebte seinen Herrn, und zögerte also auch nicht, seine Befehle auszuführen, so sehr es auch wahrscheinlich war, daß der Ausgang zu ihrer beyder Schaden ausfallen würde.

In kurzer Zeit waren Villars und sein Diener gehörig gerüstet, und zogen gegen die Burg Ritter Hildebrands aus. Als sie durch den Wald ritten, wohin Villars mit seiner theuren Leonore so oft spazieren gegangen war, brachte jeder Baum, jeder offene Platz, ihr Bild in seine Erinnerung zurück. Die Thränen liefen ihm über die Wangen herunter, und sein Herz war von zerreißenden Gefühlen erschüttert; indeß seine geschäftige Einbildung ihm seine Tochter in jeder kleinen Aeußerung ihrer kindlichen Liebe vormahlte, wie sie ihn mit ihren Reden liebkosete, oder mit Zärtlichkeit auf seine Worte horchte. Sein Gemüth war von dem schmerzlichsten Kummer aufgelöst. Er befand sich, ehe er es sich versehn hatte, an der äußersten Gränze der Waldung,

dung, — als er durch das Schreyen Roberts aufgeschreckt ward, der, ganz außer sich, rief: „Seht, Herr! seht, Fräulein Leonore!"

Villars blickte auf, — aber ach! welche Worte können die Bewegungen in seinem Busen schildern, als er, in einer kleinen Entfernung, seine Tochter, und einen gewaffneten Ritter, beyde zu Fuß, auf sich zu gehen sah. In dem Uebermaaß seiner ausschweifenden Freude, warf er sich vom Pferde, und stand vor dem geliebten Gegenstande, den er suchte, fast eher als sie seine Annäherung bemerkte. Ein Schrey des Entzückens war das einzige Zeichen, das Leonore beym Wiedererkennen ihres Vaters von sich gab; sie stürzte auf ihn zu, und sank besinnungslos in seine Arme.

Villars war zu voll von widerstreitenden Empfindungen, um fähig zu seyn, ihr in ihrer Ohnmacht Hülfe zu leisten. Der Ritter nahm seinen Helm ab, eilte zu einem nahen Bach, schöpfte ein wenig Wasser daraus, und brachte sie dadurch bald wieder zum Leben und zur Besinnung zurück.

Die ersten Augenblicke nachdem sie sich erhohlt hatte, wurden von beyden, dem Vater und der Tochter, mit wechselseitigen Freudensbezeugungen hingebracht; und es währte einige Zeit, ehe jener sich genug sammeln konnte, um auf Leonorens Gefährten seine Aufmerksamkeit zu richten. Endlich wandte er sich zu ihm, und war im Begriff ihn zu fragen,

 durch

durch was für außerordentliche Mittel er seine Tochter von der ihr drohenden Gefahr errettet habe, — als er an der Farbe seiner Waffenrüstung, dem Zeichen auf seinem Schilde, und der himmelblauen Scherfe, die er trug, erkannte, daß der junge Ritter, der vor ihm stand, kein andrer sey, als der tapfere Fremdling, der auf Hildebrand Warrens Turnier sich durch seine Bravheit und Geschicklichkeit so sehr ausgezeichnet hatte. — „Ritter," sagte der Baron, „vergebt mir, daß ich so lange gezögert habe, euch meinen warmen Dank auszudrücken, daß ihr mich von neuem in den Besitz dieses Kleinods meiner Seele gesetzt habt; denn ich zweifle nicht, daß ich eurem Edelmuthe die Wiedererlangung meines Kindes schuldig bin. Auf der Burg Netley habt ihr euch meine Bewunderung und Achtung erworben; — nehmt jetzt meine Dankbarkeit und Freundschaft an, die arme Vergeltung für einen Dienst, der mir ewig werth seyn wird. — Aber kommt, Herr Ritter, laßt uns zu meiner Behausung gehen, und unterrichtet mich auf dem Wege von den besonderen Umständen dieses unerwarteten Vorfalls."

Der junge Mann bezeigte seine Erkenntlichkeit für des Barons Freundschaft; er versicherte ihn, daß er das innigste Vergnügen fühle, das Fräulein Eleonore von der Gewaltthätigkeit errettet, und sie ihrem Vater zurückgegeben zu haben. Da er sie aber jetzt unter sehr sicheren Schutz abgeliefert, und er noch Geschäfte von der größten Wichtigkeit auszurichten

richten habe, die keinen Aufschub litten, so müsse er sich beurlauben. Wenn es indeß dem Himmel gefallen würde, ihm in dem Unternehmen, das er vorhätte, einen glücklichen Ausgang zu verleihen, so würde er bald persönlich dem Baron auf dessen Burg seine Ehrfurcht bezeugen.

Da Villars sah, daß es vergeblich seyn würde, noch weiter in den fremden Ritter zu dringen, daß er ihn und Leonoren zu seiner Wohnung begleiten möchte; so wiederhohlte er noch einmal, was seine dankbare Gesinnung ihm eingab, drückte ihm mit Wärme die Hand, und sagte ihm Lebewohl. Der Fremdling nahm von der Gesellschaft einen zärtlichen Abschied, wandte sich um, und gieng eilig nach der Gränze des Waldes zu.

Sobald er fort war, waren die ersten Fragen des Barons, wie seine Tochter den Bösewichtern, die sie und Beatrice überfallen hatten, entkommen wäre. Er sagte ihr, welche Umstände er schon genauer erfahren habe, theilte ihr zugleich seinen Verdacht mit, wer der wahre Urheber dieser Niederträchtigkeit seyn müsse, und bat sie, von dem Moment, da sie von ihrer Begleiterinn getrennt worden wäre, mit der Erzählung fortzufahren.

„Ich war," erwiederte Leonore, „durch die plötzliche und fürchterliche Erscheinung der Reiter, und durch ihre Drohungen und ihre ungestüme Begegnung, so in Schrecken gesetzt, daß ich, da mich der

eine festgebunden, und auf sein Pferd gehoben hatte, auf einige Minuten alle meine Besinnung verlor, und in eine Ohnmacht fiel. Wie ich wieder zu mir kam, merkte ich, daß wir schon aus dem Walde heraus, und auf dem Wege waren, der nach Ritter Hildebrand Warrens Burg zuführt. Da fiel mir mit einemmal meine wahre Lage auf die Seele; ich erkannte mich für das Schlachtopfer eines Bösewichts, dessen lasterhaftes Gemüth eines jeden Bubenstücks fähig ist, und der durch seine Gewalt die Erlaubniß hat, ein jedes ungestraft zu vollführen. Das Mitleid oder nur die Aufmerksamkeit des Reiters, der mich fortführte, durch Bitten oder Versprechungen zu reizen, war mir unmöglich gemacht; denn er hatte die Vorsicht gebraucht, mich stumm zu machen, indem er meinen Mund verstopft hatte. Der Ritt gieng so schnell, daß ich wohl denken konnte, ich würde in sehr kurzer Zeit an dem Orte meiner unglückseligen Bestimmung seyn. — Und, großer Gott! mit welcher Angst pochte mein Herz, wie zerrissen von Verzweiflung war mein ganzes Inneres, als ich den andern Bösewicht, der uns nachgekommen war, seinem Gefährten zurufen hörte: nun wäre keine Gefahr mehr zu befürchten, er hätte meiner Begleiterinn das Sprechen verboten, und ihr Fräulein würde bald sicher im Schloß Netley wohnen." —

„Ich erhob meine thränenden Augen gen Himmel, und flehte im Stillen den Schutz des Allerhöchsten

sten an, dessen Arm allein, wie ich dachte, mich jetzt vom Untergange retten könnte. Der Helfer der Unglücklichen erhörte mein Gebet. Es erschien in dem Augenblick ein Ritter zu Pferde, aus einem kleinen Buschwerk zur Rechten am Wege. Die Hoffnung der Erlösung gab mir übernatürliche Stärke. Ich machte meinen rechten Arm von dem Strick, womit er gebunden war, los, stieß das Instrument, womit man mir den Mund verschlossen hatte, weg, und that einen lauten, durchdringenden Schrey."

„Dieser Ton des Jammers erregte des Fremden Aufmerksamkeit; den Augenblick wandte er sein Roß auf uns zu. Mein Entführer trug gleich dem andern Reiter auf, voranzureiten, und, wenn es möglich wäre, den Ritter zu bereden, uns nicht im Laufe in den Weg zu kommen, wenn er sich aber widersetzlich zeigte, ohne weitere Umstände auf ihn los zu gehn. Zugleich gab er mir mit den fürchterlichsten Eidschwüren die Versicherung, daß es mir, wenn ich noch weiter fort schreyen wollte, in seines Herrn Behausung übel ergehen würde."

„Allein ich achtete nicht auf seine Drohungen, und verdoppelte mein Rufen um Hülfe gegen den fremden Ritter, der, wie ich nun entdeckte, derselbe war, der Hildebrand Warren auf dem Turnier überwunden hatte. In wenigen Minuten hatte er den Menschen erreicht, der voran geritten war. Sie redeten nur einen Augenblick mit einander. Gleich zogen sie ihre Schwerdter, und fielen einander wild

an; doch, nach einem kurzen Gefecht hieb der Fremde den Gegner nieder. — Sobald mein Führer das Schicksal seines Gefährten sah, löste er, weil er ein gleiches befürchtete, den Riem, womit er mich an den Sattel gebunden hatte, los, und spornte das Pferd mit solcher Wuth, daß das Thier einen plötzlichen Sprung that, und mich mit Heftigkeit auf die Erde warf. — Ich war betäubt von dem Fall; aber die Sorgfalt meines Befreyers, der indeß vom Pferde gestiegen war, brachte mich bald wieder zu mir selbst; und wie ich mich erhohlt hatte, freute ich mich, daß ich den schlechten Menschen, der leben geblieben war, schon ganz aus dem Gesichte verloren hatte."

„Der Ritter bemühte sich durch alle mögliche Mittel die heftige Bewegung, die eine so schnelle Folge von seltsamen Vorfällen in meinem Gemüth verursacht hatte, zu dämpfen. Er beschwor mich, daß ich mich doch überzeugen sollte, ich sey nun in vollkommener Sicherheit; er würde mich mit Gefahr seines Lebens beschützen, und sich dieser Pflicht nicht eher entsagen, als bis er mich den Armen meines verehrten Vaters wieder übergeben hätte. — Dies hatte er mir grade versprochen, als ich glücklicherweise auf euch so unerwartet traf, und von dieser Seite nun alle meine Sorgen verjagt waren." —

Villars hörte die Erzählung seiner Tochter mit gemischten Empfindungen von Schrecken, Verwunderung, Freude und Dankbarkeit an. Sein Auge

zum

zum Himmel erhoben, schickte er ein frommes Dankgebet zu dem großen Regierer menschlicher Dinge hinauf, für die unerwartete Errettung seines Kindes; dann, nach einer kleinen Pause, sprach er zu ihr:

„Leonore! ich habe bey mir selber die sonderbaren Begebenheiten, die dich heute betroffen haben, und die wahrscheinlichen Folgen davon, überlegt. Der Vorfall selbst hat sich, dem Himmel sey Dank, glücklich geendigt; aber die Folgen, fürchte ich, bringen uns allen Gefahr. Ritter Hildebrand, der Anstifter dieses Angriffs auf den Frieden meines Hauses, wird durch diesen mißlungenen Streich nicht von weiteren Versuchen abgeschreckt seyn. Ich kenne sein boshaftes, sein steinhartes Herz; ich kenne nur zu gut seine Gewalt, der wir durchaus nicht im Stande sind, zu widerstehen. Ich kann mir sehr wohl denken, daß er jetzt schon über seinen fehlgeschlagenen Plan nachdenkt, und woher er mißlang; ja, wer weiß, ob er nicht schon einen neuen Entwurf ausgesonnen hat, noch schrecklicher als der erste, und noch sicherer in der Ausführung."

„So bleibt uns denn nichts übrig, Kind, als völlig von England zu entfliehen. Meine Nachforschungen nach dem Bunde, den die Baronen, wie es hieß, gegen die lasterhafte Regierung des königlichen Günstlings geschlossen haben sollten, sind bis jetzt ohne Wirkung gewesen; also ist alle meine Hoffnung, daß ich durch ihren Schutz gesichert seyn würde,

würde, worauf ich insgeheim gerechnet hatte, zerschlagen. In meiner Heimath, glaube ich doch immer, werde ich einige Bekannte finden, einige übrig gebliebene Freunde unsrer Familie, die dem gesunkenen Zweige ihres Stammes Beystand leisten werden. Und wenn ich auch unbekannt und vergessen wäre, so würde ich doch lieber auf einem Fleck, wo unser häuslicher Frieden nicht gestört wird, in eine ruhige, und zufriedene Dürftigkeit versinken, als hier in aller Wohlhabenheit leben, und dabey den Ränken eines mächtigen Bösewichts ausgesetzt seyn. — Kind, in der morgenden Nacht laß uns von hier fort. Sorge du dafür, alles zusammen zu suchen, was uns in unsrer Einsamkeit dienlich seyn kann; ich und Eduard werden indeß ein Fahrzeug bestellen, das uns an die Küste der Normandie bringen soll."

Leonore empfand bey ihres Vaters Reden ein gemischtes Gefühl von Freude und Schmerz. Der Gewalt des erbitterten Hildebrand Warren zu entgehen, konnte ihr nicht anders als sehr angenehm seyn. Aber, wenn sie bedachte, daß, indem sie diese Gegend verließ, zu gleicher Zeit alle Hoffnung dahin war, ihren Befreyer jemals wieder zu sehen, — ihn, dem sie ihr jungfräuliches Herz hingegeben hatte, an den sie durch die stärksten Banden der Liebe und Dankbarkeit gefesselt war, — dann empfand sie den schmerzlichen Kummer, der ein Herz voll aufrichtiger Zuneigung, bey der Aussicht auf

eine ewige Trennung von dem Gegenstande seiner Leidenschaft, fühlen muß.

Doch, kindlicher Gehorsam war der Seele Leonorens zu fest eingepflanzt. Sie erkannte mit Achtung für die Gedanken ihres Vaters, daß sein Plan zweckmäßig sey; und mit einem gut erkünstelten Schein von Freude, versuchte sie, während ihres übrigen Weges nach der Burg, seine trübe Laune zu zerstreuen.

Zweytes Kapitel.

Jetzt wird es nöthig seyn, zu Eduard zurück zu kehren, und ihn auf seiner Unternehmung in dem Kloster zu begleiten.

Um desto sicherer vor dem Ertappen des Betruges zu seyn, hatte er sich vorgenommen das heilige Haus nicht eher als gegen Abend zu besuchen; und er brachte also den größten Theil des Nachmittages mit einem angenehmen Spaziergange in den dicken Wäldern zu, die rings herum lagen. Von Hoffnung, Furcht, Erwartung und Neugier gespannt, sah der Jüngling die Zeit sehr langsam verstreichen; — endlich erblickte er den röthlichen Schimmer der untersinkenden Sonne, welcher durch die Oeffnungen im Gehölz durchspielte, und er verließ die Wildniß, und gieng nach dem Kloster zu.

Zweymal hob er den schweren Klopfer am Thor auf, ehe er das Herz fassen konnte, anzupochen. Das Bewußtseyn eines Betruges, und der Gedanke an die verstellte Rolle, die er zu spielen vorhatte, raubte ihm einen Theil des Selbstvertrauens, welches die Würde der Unschuld einflößet. Sobald er aber an die Lauterkeit seiner Absichten, und an die außerordentlichen Begebenheiten dachte, die ihm aufgestoßen waren, und die ihn zu dem Abentheuer, das er ausführen wollte, zu nöthigen schienen; so erlangte er seine gewohnte Fassung wieder, hob die Hand zum drittenmale, und donnerte laut an die Pforte.

Gleich war einer der Brüder bereit, öffnete das Thor, und fragte nach seinem Begehr. — „Guter Mann," versetzte der Jüngling, „ich bin, wie ihr seht, ein wandernder Barde. Ich wollte nach der Burg des Ritters Hildebrand Warren, habe mich hier in dem Labyrinthe dieser Waldung verirrt, und bin zufällig auf euer Kloster gestoßen. Da sich die Finsternisse der Nacht verbreiten, so spreche ich die Gastfreundlichkeit eures Ordens an, um Erquickung in meinem erschöpften Zustande, und um ein Lager zur Ruhe." — „Bruder," war des Mönchs Antwort, „unser Herr Abt wird sicher sehr erfreut über eure Ankunft seyn; es ist lange, daß man in unserm einsamen Aufenthalte nicht die lieblichen Töne einer Barden-Harfe vernahm." — Mit diesen Worten nahm er den Jüngling bey der Hand, und führte ihn in den Speisesaal, wo er den Abt sitzend fand.

Die-

Dieser empfieng ihn ungemein freundschaftlich, und hieß ihn, ohne daß er im mindesten die Verkleidung zu argwohnen schien, herzlich willkommen.

Die Musik eines Barden, der zufälligerweise einmal kam, war fast die einzige Art von Ergötzlichkeit, die den Klosterbrüdern in jenen Zeiten erlaubt war; und da dies eine angenehme Unterbrechung in der betrübten Einförmigkeit ihres dumpfen, trockenen Lebens war, so wurden dergleichen Leute, wenn sie von Zeit zu Zeit einmal kamen, immer mit großer Freude aufgenommen.

Es währte nicht lange, so ward Eduard ersucht, eine Probe seiner Kunst zum Besten zu geben; und er erfüllte diese Bitte sogleich, zum allgemeinen Vergnügen der ganzen Gesellschaft, welche sehr aufmerksam zuhörte. Der Abt, Vater Peter, war vorzüglich befriedigt. Er war ein ziemlich geistloser Mann, und seine Entfernung aus der Welt war auch blos eine Folge von eigennützigen Bewegungsgründen gewesen. Gottlosigkeit und Hang zur Ausschweifung lag im Grunde seiner Seele; allein er besaß nicht hinlängliche Reichthümer, um seinen Neigungen fröhnen zu können, und sah dabey leicht ein, daß er weit bessere Gelegenheit haben würde sich zu pflegen, wenn er in einen Stand träte, der, nach den Umständen des damaligen Zeitalters, ihm Ueberfluß, Müssiggang, und seinem Körper Ruhe und Sicherheit versprach. In Ritter Hildebrand Warren fand er einen Schutzherrn, ganz nach seinem Geschmack;

und als Abt von Netley, als Haupt einer Gesellschaft von Mönchen, die völlig seinem Dienste ergeben waren, hatte er Gelegenheiten genug gehabt, fast jedes Laster, das nur irgend die menschliche Natur schänden kann, zu vollführen.

Die Ausschweifungen der Tafel gehörten mit zu den Neigungen dieses verderbten Abts. Durch die Volks-Balladen, die Eduard abgesungen hatte, waren seine Lebensgeister in einen ungewöhnlichen Fluß gebracht, und, seinem Beyspiel zufolge, giengen die Becher tapfer herum. Dies gab unserm verkleideten Jünglinge frischen Muth. Er entschuldigte sich, an ihrem fleißigen Trinken nicht Theil nehmen zu können; und die Klosterbrüder machten sich nicht wenig über seine Enthaltsamkeit lustig.

Endlich kam die Mitternacht heran. Eduard freute sich, zu hören, daß der ganz berauschte Abt, mit lallender Stimme, einem Layen-Bruder auftrug, daß er den Barden in sein Gemach führen solle. Er gieng dahin, setzte sich aufs Bett, und nahm sich vor, geduldig abzuwarten, bis das ganze Kloster in Schlaf begraben liegen würde, ehe er seine Nachsuchung anfienge. Man kann sich leicht denken, daß diese erwartungsvolle Zwischenzeit nicht ohne Aengstlichkeit hingieng. Das Fremde seiner Lage, die Ungewißheit des Ausgangs, die Gefahr entdeckt zu werden, alles vereinigte sich, seinen Geist zu beunruhigen; und die Glocke des Klosters schlug Eins, ehe er sich zur Ausführung seines Vorhabens gehörig

sammeln konnte. Endlich sprang er von seinem Lager auf, nahm die Kerze in die linke, den Dolch in die rechte Hand, und verließ leise sein Gemach.

Da er nicht wußte, nach welchem besondern Ort er seine Schritte hin richten sollte, so folgte er der Wendung des Ganges, der grade auf sein Zimmer zustieß. Dieser führte ihn die Schlafgemächer der Mönche vorbey; daher er sich sehr in Acht nehmen mußte, nicht durch den Laut seiner Tritte die schlafenden Brüder aufzuwecken. Er war am Ende des Ganges, und kam nun an die Kreuzgänge, welche der Wind mit einem melancholischen Getöse durchblies. Eduard bedachte sich einen Augenblick, ob er auch durch diese grauerlichen Gewölbe wandern, oder sich blos auf das Hauptgebäude einschränken sollte; und schon stand er im Begriffe wieder umzukehren, als plötzlich ein Geräusch, wie von einer aufgehenden Pforte, am äußersten Ende des Kreuzganges, seine Neugier erregte, und ihn vorwärts zu gehen antrieb.

Der Wind war so heftig, daß er nur mit Mühe seine Kerze vor dem Ausgehen schützen konnte. Behutsam näherte er sich dem Ort, wo das Geräusch hergekommen war, und er bemerkte bald, daß eine kleine Thür, die man nicht verschlossen hatte, von einem plötzlichen Luftzug aufgestoßen war.

Durch die Oeffnung zeigte sich ihm ein langer, enger Gang; allein seine Lichtkerze brannte so dun-

kel, daß er unmöglich erkennen konnte, wo er hin führte. Er faßte den Vorsatz, ihn bis ans Ende durchzuspüren, und gieng also hinein. Aber kaum hatte er ein Paar Schritte gethan, als ein zweyter Windstoß die Pforte wieder zuwarf, sein Licht aus- wehte, und ihn der finstersten Nacht überließ.

Schauder überfiel ihn auf einen Augenblick, da er an die kleine Pforte fühlte, und merkte, daß das Schloß zugesprungen, und er unvermeidlich in diesem Gange eingeschlossen war. — Die gewisse Aussicht auf irgend eine bedrohende Gefahr, ohne daß man die Art der Gefahr oder ihre Ursach vorhersehen kann, ist die allerfürchterlichste Erschütterung der Seele; die Einbildungskraft, durch keine bestimmte Idee beschränkt, schweift wild durch alle Regionen des Schrecklichen, und mahlt sich Schreckbilder, wie sie nur allein in einem phantastischen Gehirn ihr Daseyn haben. — Eduard ward indeß, da er ein gutes Gewissen im Busen fühlte, ruhiger in seinem Inneren, schickte mit einem Seufzer sein Gebet zum Himmel, und war entschlossen, weiter fortzugehn. Er fühlte immer mit der Hand an der Mauer, und gieng vorsichtig weiter; nur ärgerte ihn der unglück- liche Zufall, der ihn des Lichts, und zugleich auch wohl aller Gelegenheit, fernere genaue Untersuchun- gen anzustellen, beraubt hatte.

So gieng er in dem Gange langsam, Schritt vor Schritt eine Zeitlang fort. Auf einmal ward

sein

sein Ohr von dem Ton einer leisen Musik von Instrumenten, eingenommen. Aufmerksam horchte der Jüngling hin; in wenigen Minuten wurden die Töne wiederhohlt, und von einer weiblichen Stimme, in entzückend-sanften Accenten, und mit einem hinsterbenden Laute, begleitet.

Erstaunen und freudige Begier fesselten ihn an den Fleck, wo er stand; er horchte von neuem mit Aufmerksamkeit hin, und zum dritten mal drang die Melodie des vereinigten Spiels und Gesanges in sein Ohr, und löste sich wieder so wie vorher in Stille auf. Nun fiel ihm der Traum mit allen seinen Umständen, auf die Seele; er zweifelte nicht, daß er der Entdeckung des Geheimnisses, das ihn so lange gequält hatte, nahe sey, und gieng, mit Herzklopfen vor banger Erwartung, wieder weiter vor.

Es war nun wieder stille Finsterniß um ihn her; er schritt weiter, — aber jetzt ward er durch etwas aufgehalten, was ihn so stark an den Fuß stieß, daß er beynahe gefallen wäre. Da er sich bückte, um zu wissen, was es seyn möchte, fand er, daß es eine große, mächtige Fallthür war, die sich von der Länge der Zeit, oder von dem Wetter, so geworfen hatte, daß sie gar nicht mehr ganz zugemacht werden konnte. Er versuchte sie aufzumachen, wiewohl eine Zeitlang vergeblich.

Endlich, da er alle seine Kräfte zusammennahm, gelang es ihm, die schwere, gewaltige Thür

aufzuheben; und gleich entdeckte er, durch einen schwachen Lichtschimmer, der durch die Oeffnung ströhmte, eine steinerne Treppe, welche zu einem andern Gange hinunter führte. Er stieg ohne Zaudern die Stuffen hinab, und kaum war er unten angekommen, so vernahm er zu seiner Freude von neuem die liebliche Melodie, die er vorhin gehört hatte, die aber itzt in volleren und helleren Tönen zu seinem Ohre ströhmte.

Am Ende des Ganges bemerkte er eine kleine Pforte, mit einem eisernen Gitter in der Mitte: durch dieses war das dämmernde Licht gefallen, wodurch Eduard die Treppe hinunter geführt war. Mit leisen Tritten näherte er sich; von wunderbaren Empfindungen angefüllt klopfte sein Herz. Aber wie groß war sein Erstaunen und Entzücken, da, indem er durch das eiserne Gitter sah, sich ihm die bezaubernde weibliche Gestalt wirklich zeigte, die seine Einbildungskraft ihm in seinem nächtlichen Gesichte dargestellt hatte.

Einen Augenblick wußte er nicht, ob er mit seinen Augen sähe; er müsse, glaubte er, das Spiel einer kranken Phantasie seyn. Doch bald gewann er seine Besinnung wieder, und war im Stande, die Scene, die er sah, mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten.

Das Gemach oder die Zelle, wozu die Pforte mit dem Gitter führte, schien ein viereckiger Raum

von

von etwa zwölf Fuß, oben gewölbt, und ohne irgend eine Oeffnung, durch die das Tageslicht fallen könnte. In dem einen Winkel war eine andre kleine Thür zu sehn, die wahrscheinlich zu einem inneren Gemache gieng. Nichts als ein Tisch und ein Stuhl war in der Zelle, beyde von sehr plumper Arbeit; und auf jenem stand ein elfenbeinernes Krucifix und eine brennende Wachskerze. Dem Ganzen war bald anzusehen, daß dies Gemach ein unterirdisches Gefängniß sey. Was indessen Eduards Augen vorzüglich anzog, war die reizende weibliche Figur, die die einzige Bewohnerinn dieses düstern Aufenthaltes zu seyn schien. Sie saß an dem Tisch und hielt eine Laute, deren Saiten sie auf die angenehmste Weise schlug, und ein Abendlied an die heilige Jungfrau dazu sang. Sie schien etwa neunzehn Jahr alt; ihr Körper war von mittlerer Größe, aber in dem zierlichsten Ebenmaaße gebaut. Ihre liebenswürdige Gesichtsbildug war offen und unschuldig; die Farbe ihrer Haut, von blendender Weiße; ihr schwarzes Auge, feurig und geistreich. Ein Reichthum von dunkelbraunen Locken fiel nachlässig auf ihre Schultern, und stach herrlich gegen den schneeweißen Busen ab, den die Hand der Natur mit aller Liebe und Sorgfalt gebildet hatte.

Eduard ruhte mit seinen Blicken auf diesem göttlichen Bilde, ohne daß er die Kraft hatte, sich zu regen; in seine Brust kam ein ihm bis jetzt ganz unbekanntes Gefühl, — diejenige unbeschreibliche Leidenschaft, die durch den Zusammenfluß der gan-

zen feineren Sinnlichkeit in unserm Wesen entsteht. — Ganz in dem entzückenden Anschauen verloren, hätte er vielleicht noch länger dieses unnütze Stillschweigen beobachtet, wenn nicht ein Schrey von dem Fräulein, die von ungefähr ihre Augen aufschlug, und durch die Erscheinung des fremden Gesichts am Gitter erschreckt ward, ihn herausgerissen hätte. Eduard, betroffen über ihre Bestürzung, die er wider Willen verursacht hatte, suchte sie sogleich zu beruhigen. „Holdseliges Muster aller Vollkommenheit," redete er sie an, „hegt um meinetwillen keine Furcht in eurem Herzen. Ihr seht in mir den Sohn des Baron Villars, der die Unschuld beschützt, und dem Kummer zu Hülfe eilt. — Der Himmel hat mich hergesandt, um das Werkzeug eurer Erlösung zu seyn, und mit Freuden will ich mein Blut bey dem glorreichen Abentheuer verspritzen."

Er sprach diese Worte mit aller Wärme und Kraft der Wahrhaftigkeit; auch stand das holde Fräulein nicht an, ihnen sogleich zu glauben. Nur Bewußtseyn der Schuld kann Argwohn eingeben; und da ihre Seele völlig unbefleckt war, so konnte sie auch nicht das geringste Mißtrauen fassen. „Edelmüthiger Jüngling," erwiederte sie, „verzeiht den unwillkührlichen Ausbruch des Erstaunens, den eure unerwartete Erscheinung mir abnöthigte. — Ach! wie lange habe ich dies Gitter immer mit Schrecken und Entsetzen angesehen, denn jedes Gesicht, das sich meinen Augen dadurch zeigte, war das Gesicht

eines

eines tödtlichen Feindes. Mit unaussprechlicher dankbarer Gesinnung nehme ich das großmüthige Anerbieten eurer Hülfe an; auch wird der junge Villars finden, daß ich seiner Bekanntschaft und seines Mitleidens nicht ganz unwürdig bin. — Aber," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ich fürchte, euer Versuch wird vergeblich seyn, denn die Pforte, die mich in diesen fürchterlichen Kerker einschließt, ist mit einem so starken Schlosse versehen, daß auch unser beyder Stärke vereinigt sie nicht wird aufsprengen können."

Eduard untersuchte die Pforte, und verzweifelte fast, als er daran ein gewaltiges Schloß fand, dessen Riegel in den steinernen Pfeiler zur Seite eingriff. Eine Zeitlang versuchte er mit aller Mühe, und auf mancherley Weise, den Riegel zurück zu ziehen; aber umsonst. Endlich kam sein Dolch ihm ins Gedächtniß. Er steckte ihn in die Höhlung, in welche der Riegel hineingieng, und drängte diesen mit aller Gewalt zurück, so daß er aufflog, und die Pforte sich klirrend öffnete.

Eduard trat nun in das Gemach ein, gieng an das Fräulein heran, versicherte sie von neuem, in den ehrerbietigsten Ausdrücken seiner aufrichtigen Gesinnungen, und daß er den festen Entschluß gefaßt habe, sie auf Gefahr seines Lebens zu retten. „Aber kommt, schönes Fräulein," fuhr er fort, „laßt uns ohne Zögern aus diesem finstern Orte fliehen; das ganze Kloster liegt jetzt noch im Schlaf,

— wir können jetzt unbemerkt diesen Mauern entkommen." — Mannigfaltige Empfindungen bewegten das Gemüth der Jungfrau; sie war nicht fähig zu antworten, — sie gab dem jungen Villars, mit der wahren Zuversicht der Tugend, ihre Hand, und verließ das Gemach, wo sie eingesperrt gewesen war.

Mit dem Lichte, das Eduard vom Tische nahm, gieng er den Weg, den er gekommen war, mit ihr zurück; und sie kamen an die Thür, die durch die Heftigkeit des Windes zugeworfen war. Beym Schein des Lichtes, und mit Hülfe seines Dolches, gelang es dem Jüngling bald, das Schloß zu öffnen; er kam wieder durch die Kreuzgänge, — und sie standen bald vor dem großen Thor des Klosters. Hier aber fand sich eine Schwierigkeit, an die er nicht gedacht hatte: Schloß und Riegel waren an diesem Thore so groß und stark, daß er vergeblich den Versuch machte, es auf die schon zweymal glücklich angewandte Art, aufzusprengen; — überdies durfte er nicht außerordentliche Gewalt brauchen, um ja die schlafenden Brüder nicht aufzuwecken. In dieser peinlichen Lage warf seine schöne Begleiterinn ihr Auge von ungefähr auf die Mauer rechter Hand vom Thore, entdeckte eine kleine Höhlung, und fand, als sie zusah, daß die Schlüssel drein lagen: sie wurden, damit der Pförtner sie bey der Hand hätte, gewöhnlich dorthin gelegt. Gleich zeigte sie Eduard die erfreuliche Entdeckung; er riß die Schlüssel herunter, er schloß auf, das Klosterthor war ohne Geräusch geöffnet, und er führte die Erlöste ins Freye hin-

hinaus. Er schloß das Thor wieder zu, und verbarg die Schlüssel unter einen Stein, damit die Mönche, wenn ein Lärm entstände, ihnen doch nicht sogleich nachsetzen könnten.

Das Fräulein war während dieser entscheidenden Augenblicke in der äußersten Angst; und ihr Herz ward heftig von der Furcht bewegt, daß sie ertappt werden würden, ehe sie völlig in Sicherheit wären, und man sie wieder in den grausenvollen Kerker, den sie eben verlassen hatte, einmauren würde; und ihre Bekümmerniß ward noch größer durch den Gedanken, daß der junge Villars, dessen Gestalt und Wesen schon einen sehr angenehmen Eindruck auf ihren Geist gemacht hatte, im Fall der Entdeckung, die größeste Gefahr liefe. Eduard bemühte sich, sobald sie aus den Mauern des Klosters heraus waren, sie zu beruhigen, und sie zu überzeugen, daß sie völlig sicher und in Schutz sey. Er bemerkte, daß seines Vaters Behausung gar nicht sehr weit von dem Kloster entfernt war; dahin wollte er sie bringen, und sie bald den Personen vorstellen, die künftig dort für ihr Wohl Sorge tragen sollten.

„Aber," sagte er zu ihr, „ich muß euch bitten, schöne, duldende Jungfrau, mir umständlich zu erzählen, wie ihr in den furchtbaren Aufenthalt gekommen seyd, aus welchem, mir das Glück beschieden war, euch zu retten. Welcher verstockte Bösewicht, welches grausame Ungeheuer konnte diese himmlische Unschuld so schändlich behandeln?" — „Verzeiht mir, edler Jüngling," erwiederte sie, „wenn

ich nicht jetzt eure Bitte erfülle. — Meine Geschichte ist lang und trübselig; auch bin ich in dieser Erschütterung meines Gemüths jetzt nicht gefaßt, alle die betrübten Vorfälle euch herzuerzählen. — Morgen sollt ihr alles hören; dann wird auch der Baron Villars, euer Vater, der, wie ich zuverläßig weiß, an meiner Erzählung vielen Antheil nehmen wird, meine Schicksale erfahren."

Eduard nahm also gleich seine Bitte zurück, lenkte das Gespräch auf gleichgültige Dinge, und brachte die Zeit angenehm zu, bis er das Fräulein glücklich auf die Burg seines Vaters brachte. Hier rief er die Diener zusammen, und ließ durch Beatricen seine Schwester wecken, um gleich die schöne Fremde Leonoren zu empfehlen. Dann sagte er ihnen gute Nacht, und gieng in sein Zimmer.

Drittes Kapitel.

Eduards Seele war mit den Begebenheiten der Nacht so ganz beschäftigt, daß durchaus kein Schlaf in seine Augen kommen wollte. — Hoffnung und Furcht stiegen wechselsweise in seinem Busen auf, wenn er an die Jungfrau dachte, die er aus dem Kloster befreyt hatte, und an der nun in seinen Augen seine ganze zukünftige Glückseligkeit hieng. Von so vielen Empfindungen bewegt, verließ er früh am

Mor-

Morgen sein Lager, und gieng in das Zimmer seines Vaters, um diesen mit seinen Abentheuern bekannt zu machen.

Villars, voll von dem Gedanken, sich alsbald nach Frankreich zurückzuziehen, und besorgt um das Ausbleiben seines Sohnes, war schon aufgestanden. Er war also sehr froh, als er ihn mit einem Gesicht voll Zufriedenheit über sein glückliches Unternehmen, kommen sah. Die Erzählung des Sohnes machte ihn staunen; und nicht weniger bestürzt war Eduard, als er von dem frechen Angriff hörte, den Hildebrand Warren auf die Ehre seiner Familie gethan hatte, und von dem darauf gegründeten Entschlusse seines Vaters, noch diese Nacht England zu verlassen. — Auf einen Augenblick hatte er den Gedanken, sogleich zu Ritter Hildebrands Burg zu eilen, und ihn zu einem Zweykampf aufzufordern, um seine wiederhohlten hinterlistigen Angriffe zu bestrafen. Sein Vater zeigte ihm indessen bald das Gefährliche und Thörichte dieses Plans, und versicherte, daß er zur Ruhe und Sicherheit seiner Familie, eine Entfernung von ihrem jetzigen Aufenthalte, wenn auch nur auf eine Zeitlang, für das einzige Mittel halte. Eduard gab seinem Vater Beyfall, und begleitete ihn zu dem Zimmer, wo sie zu frühstücken pflegten.

Es währte eine Weile, ehe Leonore und die schöne Fremde herein kamen. Endlich gieng die Thür auf, und die Fremde trat herein, mit einem Schleyer verhüllt, der ihr ganzes Gesicht bedeckte.

Villars stand auf, um sie zu bewillkommen, und ihr seinen Schutz und seine Gastfreundschaft im Schlosse anzubieten. Wie er sich ihr genähert hatte, warf die Jungfrau ihren Schleyer zurück, sank auf die Kniee, und brach in Thränen aus. „Rettet mich, Villars!" rief sie aus, „rettet mich vor Hildebrand Warrens Arglist! er ist der Feind meiner Ruhe! Eure edle Tochter hat mir schon von seinen Niederträchtigkeiten gegen sie erzählt, und daß ihr entschlossen seyd, sogleich zu entfliehen, wohin seine teuflische Bosheit nicht reichen kann. — O erlaubt, daß eine Hülflose, die euren Schutz anspricht, euch auf eurer Flucht begleite! überlaßt die unglückselige Agnes Warren nicht der unbarmherzigen Wuth ihres unmenschlichen Blutsverwandten!"

„Gnädiger Gott!" rief der Baron, „du bist die Tochter meines vielbetrauerten Freundes, des braven Raymund? — Ja, — ich erkenne seine Züge verschönert in diesem Gesicht, aus dem alle seine Tugenden hervorleuchten. — Aber steht auf, schöne Jungfrau, und glaubt mir, daß, so lange Villars athmet, Agnes Warren einen Vater haben soll. — Doch verzeiht meiner Neugier, daß mich sehr verlangt, zu wissen, durch welche seltsame Abentheuer ich zu der Freude komme, meines Freundes Tochter bey mir zu sehen, da das Gerücht schon vor zwey Jahren ihren Tod aussprengte. Die Nachricht von eures Vaters Absterben sagte zugleich, daß auch ihr ein Opfer des Todes geworden wäret."

„Ach!"

„Ach!" erwiederte Agnes mit einem tiefen Seufzer, „dies Gerücht war eine schändliche Lüge, von dem unmenschlichen Hildebrand ausgesprengt. — Wollte Gott, mein theurer Vater wäre durch eine schnelle Krankheit weggerafft, so hätte er nicht die bittern Schmerzen gefühlt, die ihm ein langsames Verschmachten, ein schrecklicher Hungertod verursachte. — Großer Gott! warum leb' ich noch, die fürchterliche Geschichte zu erzählen! zu sagen, wie diese Augen meinen Vater bläß und bleich, ausgemergelt und hinschmachtend sahen, ohne daß ich im Stande war ihm zu helfen. — Ja, auch noch der letzte trübe Blick ist meiner Seele gegenwärtig; — sein letzter, matter Seufzer tönt noch immer in mein Ohr. — — Und auch du, Raymund, mein theurer Bruder, mein Beschützer! — der Grausame hat dir längst deine Rechte geraubt, und seine Rache mit deinem Blute vollendet!" —

Ein Strohm von Thränen quoll aus den Augen der Jungfrau bey diesem Rückblick auf die betrübten Schicksale ihrer Angehörigen; — sie schwieg einige Augenblicke; — dann fuhr sie fort: „Aber vergebt, Herr, diesen Zoll, den ich meinem Kummer bringen muß. — Ich habe dem edelmüthigen Jünglinge, der mich aus dem Kerker erlöst hat, alle Umstände meiner Geschichte zu erzählen versprochen. Findet ihr euch geneigt, Herr, eine Geschichte des Jammers zu hören, so will ich die traurige Arbeit versuchen." — Villars sowohl als sein Sohn und seine Tochter,

deren Neugier gleich gespannt war, drangen alle in das Fräulein, ihr Versprechen zu erfüllen; und sie fieng folgendermaaßen an:

„Ihr werdet euch erinnern, Baron Villars, daß mein Vater vor mehreren Jahren, nach dem Absterben meiner Mutter, deren Verlust er unaufhörlich beweinte, sich von dem Hofe nach seinem Schloß in Hampshire zurückzog. — Er nahm mich und seinen Neffen Hildebrand, den einzig übriggebliebenen Sohn eines älteren Bruders, mit sich; und diesem Hildebrand vertraute er die Hauptführung der Herrschaft in seinen ausgebreiteten Besitzungen, weil er selber durch die Gewalt seines Kummers, sich zu Arbeit und Geschäften unfähig gemacht fühlte. — Ich war damals kaum zehn Jahr alt. Meinen Bruder Raymund, (der acht oder neun Jahr älter war, als ich,) hatte kurz vor unsrer Entfernung vom Hofe, Graf Guy von Flandern, ein weitläuftiger Verwandter meiner verstorbenen Mutter, zu sich herüber genommen, und sich anheischig gemacht, für sein künftiges Glück zu sorgen."

„Da mein Vater viel in der Einsamkeit seinem Gram nachhieng, so war es natürlich, daß Hildebrand und ich häufig zusammen waren. Ich konnte ihn von jeher nicht recht leiden, denn, so jung ich auch war, so hatte ich doch Klugheit genug, um die abscheuliche Zusammensetzung von Bosheit und Heucheley in seinem Charakter wahrzunehmen; ich ward von Widerwillen und Verachtung gegen ihn erfüllt,

und

und alle seine Bemühungen, sich meine Achtung zu erwerben, konnten mir nie eine Empfindung der Zuneigung zu ihm einflößen."

„Je mehr ich heran wuchs, desto eifriger verdoppelte er seine Gunstbezeugungen, und da ich nicht argwöhnte, daß Eigennutz die Triebfeder seiner Handlungen wäre, so glaubte ich, die allgemeine Pflicht der Dankbarkeit fordre wenigstens eine Erwiederung seiner Höflichkeit von meiner Seite. Ich war also etwas weniger verschlossen und zurückhaltend gegen ihn, als ich bisher mit Vorsatz gewesen war; ich zeigte mehr Offenheit und Freymüthigkeit in meinem Umgange mit ihm, als sonst. — Ach! es währte nicht lange, so hatte ich Ursache, diese Veränderung meines Betragens zu bereuen. Was ich als bloße Aeußerung freundlicher Höflichkeit angesehen wissen wollte, nahm Hildebrand aus Mißverstand für Zeichen der Achtung, und fieng an, sich jetzt wirklich einzubilden, ich sey völlig in ihn verliebt; — und dieser Mißverstand bewog ihn zu einem vertraulichen Wesen gegen mich, das mir äußerst zuwider war. — Aber mein Haß stieg aufs höchste, als er sich endlich in den unzweydeutigsten Ausdrücken erklärte, er habe längst die besondere Zuneigung und Vorliebe bemerkt, womit ich ihm begegnet, er fühle eine gleiche Leidenschaft in sich, und sey bereit, sein Glück mit dem meinigen zu verknüpfen, wenn ich ihm den Besitz meiner Hand zugestehen wollte."

„Seine stolze Verwegenheit erfüllte mich mit Erstaunen, und machte mich auf einige Augenblicke unfähig zu antworten. — Denn in der That war es mir, obwohl ich seinen Charakter kannte, doch niemals eingefallen, daß er den seltsamen Gedanken sollte fassen können, sich durch das Band der Ehe mit mir zu verbinden. — Ich war eben in mein sechszehntes Jahr getreten; und er war bald vierzig. — Unsre Blutsverwandschaft hob überdies alle Möglichkeit einer ehelichen Verbindung auf; auch hieng er ganz von der Güte meines Vaters ab, und hatte nicht die Mittel, sich besonders niederzulassen."

„Sobald ich mich von meiner Bestürzung erhohlt hatte, sagte ich ihm: „„Vetter! eure beleidigenden Absichten in Ansehung meiner, und eure Undankbarkeit gegen Ritter Raymund, ziehen euch zugleich meinen Haß und meine Verachtung zu. — Ihr habt meine Offenheit, so wie seinen Edelmuth gemißbraucht. — Es ist Zeit, daß er es erfährt, daß er eine Schlange in seinem Busen genährt, die sein Wohlwollen damit vergilt, daß sie ihn auf der empfindlichsten Seite zu verwunden sucht." " — Ich beobachtete, daß meine Worte auf Hildebrand sehr heftig wirkten; allein ich wartete seine Antwort nicht ab, sondern gieng gleich zu meinem Vater in sein Zimmer, um ihn von allem, was vorgegangen war, zu unterrichten."

„Raymund hörte meine Nachricht mit großem Mißvergnügen und Erstaunen an, und ließ sogleich seinen

seinen Neffen zu sich rufen. Sie schlossen sich ein, und blieben eine Zeitlang im Zimmer zusammen; endlich sagte mir ein Diener, ich solle in den Saal kommen. Ich kam, und fand beyde, Hildebrand und meinen Vater: den einen mit einem recht demüthigen Gesicht, den andern, wie es schien, weniger verstört, als wie ich ihn verlassen hatte."

„„Ich habe dich rufen lasse, mein Kind,"" sagte mein Vater Raymund, „„damit du Hildebrands Vertheidigung hören sollst, wegen seiner frechen, sträflichen Anträge, die er dir gemacht hat. — Seine Beleidigung gegen mich habe ich ihm vergeben, in Rücksicht auf die Liebe, die ich zu seinem Vater trug, und auf sein feyerliches Versprechen, sie nie zu wiederhohlen. — Ob auch du ihm seine Unverschämtheit verzeihen kannst, muß ganz dir selber überlassen bleiben, weil es dich vorzüglich angeht. — Bist du mit seinen Versicherungen zufrieden, daß er sich ins künftige mit Anstand und Achtung aufführen wolle, so will ich ihn wieder als ein Glied meiner Familie betrachten; wo nicht, so muß er nothwendig den Augenblick von der Burg Netley fort.""

„Ich hätte mich nun freuen sollen, daß mein Vater mit diesen Worten das Urtheil der Verbannung über Hildebrand aussprach, denn er war mir nun noch verhaßter als ehemals geworden; allein wie ich bedachte, daß sein Schicksal jetzt von meinem Ausspruche abhängen sollte, so ward ich bey dem Gedan-

ken gerührt, daß mein Nebenmensch, mein Anverwandter, durch den entscheidenden Ausspruch meines Mundes, zur Dürftigkeit, und vielleicht zum äußersten Elende verdammt seyn würde. — Ohne also lange zu überlegen, antwortete ich, daß ich an der Aufrichtigkeit von meines Vetters Versprechungen nicht zweifelte, also das Vergangene vergessen, und mit ihm wieder auf eben dem freundschaftlichen Fuß wie vorher, umgehen wollte. — Hildebrand bedankte sich sehr demüthig für meine Güte und Gelindigkeit, und mischte seinen Dank mit manchen heuchlerischen Thränen, die meinen Vater zwar betrogen, und ihn glauben machten, daß Hildebrand sein Vergehen ernstlich bereue, — die mir aber die überzeugendsten Beweise seiner gemeinen, niedrigen, und entarteten Seele gaben."

„Meines Vetters Betragen war seit der Zeit ganz verändert; gegen mich bezeigte er in seinem Umgange die größte Ehrerbietung, und gegen meinen Vater die ausgezeichnetste Achtung. — In der That ward ich oft auf Verdacht geführt, auf Mißtrauen gegen seine Aufrichtigkeit, und auf die Furcht, daß diese glänzende Außenseite, böse, eigennützige Absichten verdecken möchte. Aber daß er einen solchen Abgrund von Bosheit in sich habe, konnte ich mir doch nicht träumen lassen. — Raymund dagegen, der mit Hildebrands Betragen sehr zufrieden war, weil er meynte, es sey die Folge seines eigenen Nachdenkens über seine Thorheiten, verstärkte sein Zutrauen

zu

zu ihm, und da er aus Schwachheit und wegen seiner Melancholie keine Lust mehr hatte, sich mit Arbeiten abzugeben, so übertrug er ihm die unbeschränkte Verwaltung aller seiner Geschäfte. — Ach! wie abscheulich hat er diese Gutherzigkeit gemißbraucht!" —

„In kurzer Zeit gab Hildebrand, vermöge seiner Gewalt, allen Dienern, unter dem Vorwand, daß er eine Verbindung, ihren Herrn zu betrügen, unter ihnen entdeckt habe, ihren Abschied. Unter diesen Verwiesenen war auch das gute Mädchen, das mich bedient hatte, und Gilbert Nowil, unser getreuer Haushofmeister. — Da mir jener Schritt nun einen sehr unerwarteten Schreck machte, so wagte ich es, meinem Vetter Gegenvorstellungen darüber zu machen; allein ich konnte ihn von seinem Vorsatz nicht abbringen. Er sagte mir, die Beweise ihrer Schuld lägen am Tage, Raymund sey dadurch überzeugt, und habe ihre Entlassung aus dem Dienste befohlen."

„Nicht ohne Thränen nahm ich von meiner treuen Franciska, und von dem ehrwürdigen Gilbert Abschied. Die guten Geschöpfe waren eben so gerührt bey dieser Trennungsscene: mein Mädchen hieng sich mit verzweifelndem Schmerz an mich, und der Haushofmeister drückte mir mit Ehrerbietung die Hand, gab mir seinen Seegen, und setzte in prophetischem Geiste hinzu: „„Fräulein, seyd auf eurer Hut; ihr seyd von Gefahren umgeben; —

nehmt euch vor Ritter Raymunds Neffen in Acht; — Gott gebe nur, daß mein junger Herr bald wieder nach England zurück kommt, damit er von euch und eurem Vater das Uebel abwenden möge, das, wie mein Geist mir sagt, euch bevorsteht.““ — Mit den Worten gieng er von mir fort, und die Thränen liefen ihm strohmweise die runzlichten Wangen herunter.“

„Hildebrand besetzte die Dienerstellen gleich wieder, und brachte einen Troß von boshaft aussehenden Schelmen in unser Haus. Schon ihre Gesichter waren mir verhaßt, und wie ich ihren ganzen Charakter, ihre unmenschlichen Empfindungen und ihre schlechte Sitten kennen lernte, wurden sie mir immer widerwärtiger. Blos gegen meinen Vetter schienen sie einige Achtung zu bezeigen; auch konnte ich wohl merken, daß sie mit ihm sehr bekannt gewesen seyn mußten, ehe sie Diener in unserer Burg geworden waren. Ohne eigentlich genau zu wissen, was ich zu befürchten hätte, war ich doch in beständiger Angst; mein Gemüth ward von trüben Vorbedeutungen der Leiden, die mir drohten, beunruhigt. — Mein Vater, ganz seinem Kummer ergeben, der eher zu wachsen als abzunehmen schien, verschloß sich, so viel er konnte, vor menschlicher Gesellschaft, so daß ich gar keine Gelegenheit hatte, ihm irgend meine Ahndungen und meine Furcht mitzutheilen. — Auch war eine lange Zeit vergangen, ohne daß mein Bruder etwas von sich hatte hören

lassen

lassen. Ich glaubte gewiß, er sey in einer Schlacht umgekommen; und Hildebrand gab sich alle mögliche Mühe, mich in diesem Glauben zu bestärken. — So war ich ganz ohne Freund und ohne Beschützer, — von einer Dienerschaft umringt, die ich nie anders als mit Widerwillen und Abscheu ansehen konnte."

„Indeß ich nun in dieser widrigen Lage fortlebte, wollte Hildebrand unter den Mönchen des Klosters Netley, das, wie ihr wißt, unter meines Vaters Schutze stand, allerhand Meutereyen entdeckt haben. Er gab vor, Oswald, der Abt, habe das Gebäude sehr verfallen, und unter den Mönchen mancherley Mißbräuche einreißen lassen; er bat also meinen Vater, daß er ihm die Macht geben möchte, diese Mönche ihrer Stellen zu entsetzen, und das Kloster mit würdigeren Ordensbrüdern zu versehen. Seine Reden wurden sogleich geglaubt, und er erhielt die erbetene Gewalt, durch welche er auch sogleich den Abt Oswald und seine ganz schuldlose Brüderschaft aus Netley verjagte, und den jetzigen ruchlosen Abt, Vater Peter, und zwölf Mönche seines Gelichters, in das Kloster rief. Zugleich ließ er eine Menge Arbeitsleute in dem Gebäude anstellen, um, wie er vorgab, die nöthigen Ausbesserungen zu besorgen; — aber in der That waren sie damit beschäftigt, die unterirdischen Gemächer einzurichten, die zum Marterplatze für mich und meinen unglücklichen Vater bestimmt waren."

„Je größeren Einfluß Hildebrand allmählig auf den alten Raymund bekam, desto kälter und gleichgültiger benahm er sich gegen mich; und zuweilen schien er sogar Winke auf die Geschichte fallen zu lassen, durch die er mich so sehr beleidigt hatte. Obgleich ich mich nun jetzt mehr in der Macht des schlechten Menschen fühlte, als damals, da er mich durch seine ersten Anträge beschimpfte; so konnte ich es doch nicht ertragen, daß er dergleichen wieder von neuem anfieng. Ich gab ihm also zu verstehen, daß, wenn er dieselbe Rolle noch einmal wiederhohlen würde, ich sogleich meinem Vater den Bruch seines Versprechens vorhalten, und auf diese Weise zuverlässig seinen ferneren Verfolgungen vorbeugen würde. — Wirklich hatte ich auch im Stillen beschlossen, diese Drohung auszuführen, und ich wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit dazu. — Ach! dem Himmel gefiel es nicht, und gewiß doch aus weisen Ursachen, daß meine Absicht erreicht werden sollte; er vereitelte sie auf folgende Art."

„Eines Abends hatte ich mich früh in mein Zimmer zurückgezogen, und dachte in meiner Einsamkeit und Stille über das Drückende, ja Gefährliche meiner Lage nach. — Durch lauter unangenehme Vorstellungen endlich ganz ermüdet, griff ich nach meiner Laute, um die überdrüßigen Stunden zu verkürzen, da ich doch gar keinen Schlaf in meinen Augen fühlte. — Eine kleine Weile hatte ich gespielt, — als ein Geräusch und Getümmel in einem entfernten

Theile der Burg, meine Aufmerksamkeit anzog. — Ich hörte deutlich ein Jammergeschrey, das, wie mich dünkte, von meinem Vater herkam. — Ich öffnete die Thür, und horchte; — aber nun hörte ich nichts weiter, als ein unverständliches Murmeln verschiedener Stimmen, das sich allmählig verlor. — Ich gieng weiter, und rief die Diener laut; — kein einziger antwortete auf mein Rufen."

„Wie ich wieder in mein Zimmer trat, heftete sich mein Auge unwillkührlich auf ein großes Bildniß Ritter Raymunds, das der Thür gegenüber hieng. — Das Gesicht schien mir verändert; das Ansehn von blühender Gesundheit, das es sonst gehabt hatte, hatte sich in ein hageres, abgehärmtes, melancholisches Wesen verwandelt. — Zitternd vor Schrecken trat ich näher hinzu; — das Auge schien mir voll Thränen, — ein tiefer Seufzer schien mir aus dem Bilde hervorzuathmen. — Ein wunderbarer Schauder ergriff mich, — ich rannte gegen die Thür, und wollte sie aufmachen, — aber alle meine Kräfte waren umsonst, — sie war auswendig verriegelt."

„Außer mir vor Angst, (ich wußte nicht, worüber,) machte ich ein lautes Gekreisch, und fiel auf den Boden nieder. — Nach wenigen Minuten gieng die Thür auf, — zwey Männer traten herein, die Gesichter mit Visieren bedeckt. — Steht auf, Jungfrau, sagte der erste, ihr sollt mit uns gehn. — Mit diesen Worten griff er mich hart an, und warf mir einen langen Schleyer über den Kopf, worin

er mich ganz einzuhüllen suchte. Ich sträubte mich mit aller Gewalt, und erfüllte die ganze Burg mit meinem Schreyen. — O mein Vater! rette mich! (schrie ich,) rette deiner Tochter Leben und Ehre! — Kümmert euch nicht um den alten Mann, antwortete der spottende Bösewicht mit einer höhnischen Miene; er ist schon im Sichern, und kann eben jetzt in der That nicht hören." —

„Plötzlich kam mir das fürchterliche Bild eines hingeschlachteten Vaters vor die Seele; — meine Natur konnte es nicht überstehen. — Die Schatten des Todes kamen mir vor die Augen, und ich verlor alle meine Besinnung." —

Viertes Kapitel.

„Es mußte eine beträchtliche Zeit vergangen seyn, ehe ich mich wieder erhohlte; denn als ich zu mir selber gekommen war, fand ich mich in einer unterirdischen Zelle, wo man mich während meiner Ohnmacht hingeschleppt hatte. Ein Mann, wie ein Geistlicher gekleidet, stand vor mir, und hielt einen Becher mit Wasser in der Hand, womit er mich wieder zum Leben zu bringen gesucht hatte."

„Auf einige Augenblicke war ich so verwirrt durch die Begebenheiten, die sich mir ereignet hatten, und durch das Fremde der Scene, worin ich mich

befand,

befand, daß ich nicht wußte, ob nicht ein böser Traum meinen Kopf verrückt hätte; doch die Stimme eines Mönchs ließ mich bald merken, an was für einem Ort ich mich befände. — „„Fräulein,““ sagte er, „„ich freue mich, daß ihr euch von eurer unnützen Furcht erhohlt habt. — Seyd nicht bange; — glücklich bey der Achtung und dem Schutze meines Herrn, Ritter Hildebrands, werdet ihr bald mit der Eingeschlossenheit eures Aufenthaltes ausgesöhnt seyn, und die Ruhe des Klosters Netley nicht zu verlassen wünschen.““ — Nach diesen Worten trat er aus meinem Gemach, verschloß die Pforte, und gieng.“

„Mich dünkt, ich höre die furchtbaren Worte, die er ausgesprochen hatte, noch jetzt in meinem Ohre tönen: — was mußte ich nun nicht damals empfinden, als ich sie wirklich aussprechen hörte! — Die verrätherische Bosheit meines Vetters war nun offenbar, — sein geheimnißvolles Betragen enträthselt, — seine teuflischen Absichten lagen nur zu klar am Tage. — Ich war bey mir fest überzeugt, daß er meinen Vater schon hingeopfert habe; — ich fühlte, daß ich ganz und gar in seinen Händen sey. — Der Gedanke machte mich rasend. — In den ersten wilden Augenblicken der Verzweiflung, rannte ich gegen die Thür, und versuchte meine schwachen Kräfte daran, das Schloß aufzusprengen. — Die unterirdischen Gänge schallten von meinem Geschrey, — und keiner kam mir zu Hülfe.“

„Aber eine so heftige Wuth zerstört sich bald selber: — nicht lange, so war meine Kraft hin, — ich sank erschöpft auf einen Stuhl. Nun erhob ich mich mit meinen Gedanken zum Himmel, und suchte Trost bey dem Wesen, das ihn in den Stunden der Betrübniß allein zu geben vermag. — Mein Gemüth gewann festes Vertrauen und Stärke, durch dieses Gebet an den Vater aller Geschöpfe. — Die Finsterniß meines Kerkers verlor sich mir nach und nach; und ein Strahl der Hoffnung, ein Schimmer von dem hellen Lichte der Liebe, fiel ich meinen Geist." —

„In dem Moment hörte ich Fußtritte; — das Schloß der Pforte flog auf, und Hildebrand trat herein. — Doch ich war vorbereitet auf den verabscheuungswürdigen Anblick; die heilige Religion unterstützte mich, so daß ich meine ruhige Fassung behielt. — „„Ihr werdet sehr erstaunt und erschrocken seyn,"" sagte er, „„daß ihr so unerwartet, und auf eine so gewaltsame Art, von der Burg Netley an diesen Ort hergebracht seyd. Glaubt mir, nichts würde Ritter Hildebrand dahin gebracht haben, so harte Maaßregeln zu ergreifen, wäre er nicht überzeugt gewesen, daß dies das einzige Mittel war, sich den Abgott seines Herzens zu erhalten.""

„„Ja, schönes Mädchen, seit lange schon hab' ich euch, bis zum Wahnwitz, geliebt, und hatte immer die Pein zu ertragen, daß ich eine Leidenschaft, die meine ganze Seele verzehrte, verheimlichen

mußte.

mußte. — Ihr werdet euch wohl erinnern, Agnes, wie ich euch die Neigungen meines Herzens offenbarte, und daß eure Verachtung, und der Zorn eures Vaters, der Lohn für meine inbrünstige Liebe war. Die hochmüthigen Verweise des alten Raymunds forderten von meiner beleidigten Ehre nachdrückliche Rache; und nur die Hoffnung, daß ich durch ihn mir einst den Weg zum Besitze seiner Tochter bahnen würde, konnte eurem tobenden Vater das Leben erhalten. — Jetzt ist die Zeit gekommen: — ihr beyde seyd in den Mauern von Kloster Netley, — ihr beyde steht ganz in meiner Willkühr. — Eure Sicherheit und euer Glück hängt blos von euch beyden selber ab. — Sobald Agnes Hildebrands Bitten Gehör giebt, so steht alles gut; — weist sie aber seine Liebe verächtlich von sich, so mag sie die schlimmen Folgen dieses unverdienten Hohns sich selber zuschreiben. — Ich werde mich auf drey Tage von dem Kloster entfernen, Fräulein, damit ihr reiflich über das nachdenken könnt, was ich gesagt habe; und wenn diese Bedenkzeit um ist, so werde ich wieder erscheinen, um euren Entschluß zu vernehmen. In der Zwischenzeit, denke ich, werdet ihr euch mit eurem Aufenthalte vertragen lernen; ihr findet hier, was zu eurer Nothdurft und Bequemlichkeit dient. In dem anstoßenden Gemach ist ein Lager für eure Ruhe, und auch die Laute, womit ihr mir so oft meine geheimen Sorgen gelindert habt. Auch hat Vater Peter den strengsten Befehl, euch mit allen Bedürfnissen zu versehen, die ihr wünscht.“ “ —

„Hilde-

„Hildebrand wartete nicht meine Antwort ab, sondern verließ das Gemach sogleich, und verschloß beym Weggehen sorgfältig die Thür.“

„Ihr könnt leicht denken, Herr, daß dieser Auftritt nicht gemacht war, mein Gemüth aufzurichten; wirklich war ich davon in solche Bewegung gebracht, daß ich während des übrigen Theils der Nacht durchaus nicht in Ruhe kommen konnte. Ich wandte diese schlaflosen Stunden dazu an, Hildebrands Reden zu überdenken, und mich zu besinnen, wie ich ihn nach dem Verlauf der drey Tage empfangen wollte. Manchmal hatte ich Lust, mich gegen ihn zu verstellen, und eine Liebe, die ich im Innern nicht fühlte, zum Schein anzunehmen, um durch diesen Kunstgriff wenigstens eine kleine Zeit zu gewinnen. Allein ich ließ diesen Gedanken fahren, sobald ich die hinterlistige Klugheit Hildebrands bedachte, der in der Kunst der Verstellung selbst viel zu erfahren war, als daß ihn ein andrer durch solche Mittel hätte betrügen können. Ueberdies empörte sich meine Seele bey dem Gedanken an Heucheley; von meiner frühsten Jugend auf hatte ich gelernt, Falschheit in jeder Gestalt zu verachten. — Für meine eigene Person fürchtete ich nun in der That nicht mehr so sehr, denn ich hoffte, meine härteste Strafe würde lebenslängliche Einsperrung seyn; aber wenn ich an meinen theuren Vater dachte, von dessen Schicksal ich nicht das geringste wußte, so war ich voller Kummer und Betrübniß. Und doch war ich außer Stande,

meine Neugier hierüber zu befriedigen und meine Furcht zu beruhigen; heiße Gebete zum Himmel waren das einzige, was ich für sein Wohl, und zu meinem Troste, thun konnte."

„Während der drey Tage, daß Hildebrand abwesend war, stellte ich mehrere Versuche an, durch Vater Peter, den einzigen Menschen, welchen ich sah, einige Erkundigung von meinem Vater einzuziehen; aber der Abt beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen über diesen Punkt, und war nur in Lobeserhebungen meines Vetters beredt, die er immerfort in mein Ohr tönen ließ."

„Der vierte Tag erschien endlich, und Hildebrand trat am Abend in mein Gemach ein. Er schien etwas heiterer als gewöhnlich, welches, wie ich bald bemerkte, blos daher kam, daß er einen Rausch hatte; er kam mit einem freyen, vertraulichen Wesen an mich heran, und ergriff meine Hand. — „„Nun, schönes Mädchen,?"" schrie er, „„ist Hildebrands Glück gemacht? Wird Agnes endlich die abgeschmackten Vorurtheile über das eingebildete Gut, das mürrische Graubärte Tugend nennen, verachten, und in das Glück ihres getreuen Sklaven und Anbeters einwilligen? — Sprich, reizender Engel; oder laß mich die holde Röthe, die auf deinen Wangen glüht, für das stumme Ja der blöden Schaamhaftigkeit halten.""

„Der

„Der ganze Geist meines Vaters erhob meine Brust bey dieser unleidlichen Schmach. Ich vergaß, daß ich allein und unbeschützt war; ich fuhr auf Hildebrand los, der auf einem Knie zu meinen Füßen lag, stieß ihn von mir, und rief aus: Fort mit dir, du treuloses Ungeheuer! und wisse zu deiner Beschämung, daß meine Seele dich verabscheut und verachtet. — Meynst du, daß Agnes Warren das geringste Gefühl von Liebe für einen Bösewicht, so niederträchtig, so unbarmherzig, so unmenschlich wie du bist, empfinden kann? Nein, eher wollte ich sterben, als dir nur einen Augenblick Veranlassung geben, etwas zu glauben, das für die Würde meiner Tugend so entehrend ist!"

„Hildebrand war bestürzt, und konnte nicht sogleich antworten; aber seine Augenbraunen zogen sich zusammen, und Wuth sprühte aus seinen Blicken. — „„Genug!““ rief er endlich mit der Stimme eines Teufels; „„deine Worte haben meinen wankenden Entschluß befestigt; — und meine Rache soll ausgezeichnet seyn. — Stolze, hochmüthige Dirne! dein Vater und du, ihr sollt beyde die schweren Beleidigungen ausbüßen, die ihr an Hildebrand verübt habt. Die thörichte Liebe, die ich einst für dich fühlte, ist von jetzt an aus meinem Herzen herausgerissen; meine Rachgier wird sich mit Lust an dir sättigen!““ — Mit diesen fürchterlichen Drohungen gieng er fort, und überließ mich meiner Angst; denn ich konnte aus seinen Worten nur zu

gut

gut das schauderhafte Vorhaben schließen, womit er in seinen Gedanken schwanger gieng."

„Ueber vierzehn Tage giengen hin, ohne daß Hildebrand mich wieder besuchte; ich erlangte nach und nach meine Ruhe wieder, und fieng an, mir zu schmeicheln, daß er über sein schändliches Betragen nachgedacht, oder wenigstens alle seine blutdürstigen Vorsätze aufgegeben haben möchte. — Ach! eitle Hoffnung! Wär' ich doch gestorben, um nicht aus meinem Irrthum gerissen zu werden!"

„Eines Abends hatte mir der Abt, wie gewöhnlich, eine kleine Erfrischung gebracht. Wie er fortgieng, bemerkte ich, daß die Pforte meines Gemachs nicht so furchtbar klirrte, als sonst immer, wenn sie verschlossen ward. Sobald ich den Abt nicht mehr hören konnte, gieng ich heran, untersuchte die Pforte, und fand, daß sie offen gelassen war. Ich sah in den Gang, ich horchte aufmerksam; — und da alles still war, nahm ich das Licht, und wollte versuchen, mich wieder in Freyheit zu setzen."

„Ich kam in einen engen Gang, der sich mir zur linken Hand zeigte. Er war lang und finster. Mein Herz klopfte, wie ich hinein gieng, und eine gewisse ängstliche, bange Ahndung hielt meine Schritte auf. Ich lehnte mich indessen auf einige Augenblicke gegen die Mauer, empfahl mich dem Schutz des Allmächtigen, und bekam meine Entschlossenheit wieder. — Jetzt ward ich eine Thür mit einem

eiser-

eisernen Gitter gewahr; wie ich näher heran kam, vernahm ich ein hohles, dumpfes Stöhnen. — Ich stand wieder; aber das Schicksal trieb mich vorwärts. — Einige unverständliche Worte, von einer schwachen Stimme, kamen aus der Zelle heraus. — In dem Augenblick bebte mein Herz, denn ich erkannte an dem Ton die wohlbekannte Stimme meines Vaters. Ich sprang an das Gitter; — aber, gütiger Gott! welche Sprache kann die tausend Schrecken beschreiben, die mein Gemüth überfielen, als ich bey dem Schein der Kerze, meinen geliebten Vater auf dem feuchten Boden ausgestreckt, in einem dunstigen Gefängniß, bleich, ausgemergelt, in den letzten Zügen liegen sah! — Ich wußte nicht, wie mir geschah, und schrie laut auf, bey dem grausenvollen Anblick; und mein Geschrey erweckte auf einen Augenblick in ihm das Fünkchen seiner ausgehenden Lebensgeister, und rief seine entfliehenden Sinne zurück. Er erhob sein trübes Auge nach dem Gitter, und rief in einem Tone, der durchs Herz gieng: „„Ach! wollt ihr nicht aus Barmherzigkeit mir einen kleinen Bissen Brod geben, meinen quaalvollen Hunger zu stillen, — einen Tropfen Wasser, diesen entsetzlichen Durst zu löschen! — Grausamer Hildebrand! laß endlich einmal Mitleid in dein Herz kommen! stoß deinen Dolch in meine Brust, und rette mich von der Marter des Verschmachtens!““

„Mein Gemüth war, als ich diese Worte gehört hatte, so voller Schmerz, daß ich nicht gleich

ant-

antworten konnte. Das Licht warf einen Schein auf mein Gesicht, und Raymund erkannte seine Tochter. — „„Agnes! liebes, theures Kind!““ rief er, „„bist du denn noch am Leben? — Bist du den blutigen Klauen deines unmenschlichen Vetters entgangen? — Allgütiger Vater der Unglücklichen! ich danke dir für diese unverhoffte Freude, diese Versüßung meines bittern Leidens. — Aber, ach! was hilft uns diese betrübte Zusammenkunft? — Die Schatten des Todes umringen mich, — in wenig Minuten gehört dein Vater zu der Zahl der Abgeschiedenen. — Sieben Tage sind nun vergangen, daß keine Speise, kein Trank meinen lechzenden Mund berührt hat. — So hat Hildebrand, die Schlange, die ich in meinem Busen nährte, mit viehischer Grausamkeit die Verweise gerächt, die ich ihm deinetwegen gab, und die er nie vergessen konnte. — O mein Kind! daß ich den letzten Athemzug an deiner Brust aushauchen könnte, — aber diese armen, schwachen Glieder versagen ihren Dienst. — So lebe wohl, mein Kind! — auf ewig lebe wohl! — Die Allmacht, die die Unschuld beschützt, bewahre dich vor deines Vetters Wuth, und schenke dir Ruhe und Frieden. — Und solltest du je meinen guten Raymund wiedersehen, so gieb ihm den letzten Seegen seines hingeopferten Vaters!““ —

„Ich entsinne mich nur dunkel des tiefen, langen Stöhnens, das die Martern meines Vaters endigte; — ich konnte die gewaltsame Bewegung in

 mei-

meinem Innern nicht aushalten. — Mein Herz brach, — mein Kopf brannte. — Die Verzweiflung versetzte mich endlich in einen Zustand, daß ich mir meiner schrecklichen Lage auf eine Weile gar nicht bewußt war."

„Ich weiß nicht, wie lange diese Abwesenheit des Geistes bey mir dauerte; ich glaube wohl, daß mehrere Wochen vergangen sind, ehe ich meinen Verstand ganz wieder erhielt. Da sah ich, daß ich mich durch ein fürchterliches und mit Rasereyen begleitetes Fieber durchgearbeitet hatte, das ich nur durch den Beystand meiner Jugend und meiner guten Leibesbeschaffenheit hatte überstehen können. Nach dieser Erschütterung meines ganzen Wesens war ich matt und erschöpft, aber dabey auch ruhig und gefaßt. Die Schärfe meines Schmerzes war dadurch abgestumpft; und wenn mein Leiden dadurch auch nicht hinweggeschafft war, so war ich nun doch fähiger, es mit Muth und frommer Ergebung zu tragen."

„Unterdessen versah mich Vater Peter noch immerfort mit allem, was ich nöthig hatte; er schenkte mir eine stete, ununterbrochene Aufmerksamkeit. Allein über die fürchterliche Scene, die die Ursache meiner Krankheit gewesen war, beobachtete er ein beharrliches Stillschweigen; und überhaupt konnte ich ihn schwer dahin bringen, über irgend etwas ein Wort mit mir zu wechseln. Demungeachtet war ich mit seinem stummen, finstern Wesen immer noch sehr zufrieden, so lange der verhaßte Hildebrand mich mit

seiner

seiner quälenden Gegenwart verschonte. Es war mir in der That unerklärlich, daß ich ihn seit meinem Uebelbefinden nicht gesehen hatte; wiewohl ich nachher hörte, daß er diese Zeit zu einem Besuche bey dem jungen Könige angewandt hatte, mit dem er vormals sehr vertraut gewesen war. Meine Ruhe währte indeß leider nicht lange; noch mehr, und noch härtere Prüfungen waren mir vorbehalten."

„Eines Morgens trat der Abt zu der gewöhnlichen Stunde herein, brachte mir Lebensmittel für den Tag, und sagte: Fräulein! Ritter Hildebrand Warren hat mir aufgetragen euch zu melden, daß er die Gebieterinn seines Herzens diesen Abend zu besuchen Willens ist. — Ein Schauer überlief mich bey dieser Nachricht; die Nacht kam heran, und ich war in einer unaussprechlichen Angst. So harrte ich in banger Erwartung, bis beynahe Mitternacht; da gieng die Fallthür, die sehr fest verschlossen war, mit Klirren auf, und kündigte mir an, daß der Mörder meines Vaters erscheinen würde. — Ich hörte seinen gehässigen Fußtritt, der in dem Gange wiederhallte; — dann flog die Thür meines Kerkers auf, und Hildebrand trat ein."

„Ein Gemisch von widerstreitenden Gefühlen in meinem Innern machte mich stumm; nur mein Blick sprach Schrecken und Abscheu. Das Ungeheuer kam vertraulich an mich heran; die offenbarste Niederträchtigkeit leuchtete aus seinen Augen hervor. Er ergriff meine Hand mit einer Gewalt, der ich nicht wider-

 stehen

stehen konnte, und rief aus: „„O sieh mich nicht so unwillig an, Agnes! Zwinge mich nicht, Maaßregeln zu nehmen, die ich gern vermeiden möchte. — Noch einmal bin ich hieher gekommen, um dir Ritter Hildebrand Warrens Hand anzubieten. Bist du klug, und giebst meinen Wünschen Gehör, so führ' ich dich schnell zu Freyheit und Glanz; die Burg Netley soll dich wieder empfangen, und du sollst allein die Herrschaft über die Burg und ihren Herrn in Händen haben.““

„Unmenschlicher Bösewicht! — antwortete ich ihm, — Mörder meines Vaters! niederträchtiger Räuber der Rechte meines Bruders! Wie kannst du es wagen, dich der Tochter des edlen Raymund zu nähern? Es war seine einzige Schwachheit, so eine Schlange wie dich, an sein Herz zu drücken. Nein! eher wollte ich durch die Thore des Todes gehn, als an dich jemals anders als mit Haß, Verachtung und Abscheu denken!" —

„„Einfältige Dirne!““ rief Hildebrand mit einem Gesicht wie ein Satan, „„ich lächle über deinen Zorn, der deine Schönheiten nur erhebt, und sie in meinen Augen anziehender macht. — Gern hätte ich dich an meinen Schätzen Theil nehmen lassen; allein, da du es für gut gefunden hast, meine Gunst zu verachten, so wisse, daß Hildebrand erzwingen wird, was er vergebens zu erbitten strebte.““ — Bey diesen Worten faßte er mich in seinen Arm. Eine unbeschreibliche Angst hob meine

Brust;

Brust; — ich machte ein helles Geschrey, aber da war niemand, der mich hören konnte; — ich sträubte mich, und wollte mich von ihm los machen, aber alle meine Anstrengung war vergebens. Athemlos und erschöpft hob ich mein thränendes Auge zum Himmel empor. Geist meines Vaters! rief ich, bewahre dein Kind vor Entehrung! — Die Vorsehung hatte mein Gebet vernommen. Ein plötzlicher Windstoß fuhr durch den Gang, und machte das ganze Gebäude zittern; und ein schauerliches Aechzen tönte von den Gewölben wieder. Hildebrands Gesicht ward bleich vor Schrecken; er stutzte, und trat einige Schritte von mir zurück."

„Ich selber war über das Getöse erschrocken; allein der erste Gedanke, der in meine Seele kam, war, mich Hildebrands Entsetzen zu bedienen. — Schändlicher Mensch! (rief ich;) sieh, wie selbst die Hand des Himmels meine gekränkte Unschuld beschützt. Hör' auf, die nachschleichende Rache des Himmels zu reizen, und entflieh aus diesen unterirdischen Wohnungen, die du schon mit deinem Morde befleckt hast, — damit sie nicht auch der Schauplatz deiner verdienten, schrecklichen Strafe werden. — Er schwieg einen Augenblick; — endlich erwiederte er trotzig: „„Nein, unbesonnenes Mädchen! glaube nicht, daß ich meine Rache vergessen soll. Hinweg mit aller eiteln Furcht, und allem abergläubischen Schreck! Wenn selbst die Hölle mich zu verschlingen drohte, dennoch würde ich meinen Vorsatz ausführen.""

„Rasend vor Wuth stürzte er zum zweytenmal auf mich zu; und von neuem bebte mein schwacher Körper vor Angst. — Doch, die Allmacht kam mir wieder zu Hülfe. Der Sturm heulte noch einmal, und mit zehnfach stärkerer Heftigkeit; die unterirdischen Gemächer wurden von Grund aus erschüttert; die mächtige Pforte meiner Zelle sprang auf, — und der furchtbare Schatten meines Vaters erschien in voller Rüstung."

„Die Erscheinung war nur augenblicklich, denn ehe ich die wohlbekannte Gestalt anreden konnte, war sie in Luft zerflossen; aber doch war der Wille des Himmels erfüllt. Hildebrands Angesicht war todtenblaß vor Schauder und Schrecken; er stieß einige unzusammenhängende Worte aus, und sank auf den Boden nieder."

„Das seltsame Geräusch, das sich hatte hören lassen, hatte zugleich die Ordensbrüder aus dem Schlafe geweckt; der Abt kam mit zwey oder drey Mönchen hastig in mein Gemach. Man kann sich denken, wie sehr sie erstaunten, da sie Hildebrand in der Lage fanden; er war ganz sinn- und bewegungslos. Als sie sich etwas mit einander besprochen hatten, wie sie ihn am beßten wieder zu sich selber bringen könnten, waren sie alle der Meynung, daß sie ihn an die freye Luft bringen müßten; sie giengen fort, und überließen mich meinem Nachdenken, nachdem der Abt die Thür sorgfältig verschlossen hatte."

„Man-

„Mancherley Empfindungen giengen mir durch die Seele. — Dankbar beugte ich mein Knie vor dem allgütigen Wesen, das durch ein unerwartetes Zeichen seiner Gnade, mich aus der Verzweiflung gerettet hatte. — Trost und Vertrauen kam in mein Herz bey dem Gedanken, daß ich unter dem Schutze des allbarmherzigen Vaters stände; tief aus meinem Inneren erhob sich der Wunsch, daß ich seiner Gnade würdig seyn möchte."

„So wurde durch den Trost der Religion, meine Furcht und meine Verwirrung gedämpft; und so sehr ich auch Befreyung aus dem finstern Ort, in welchen ich verbannt war, wünschen mußte, so fand ich mich doch darum, daß ich keinen Anschein zu baldiger Erlösung hatte, nicht so außerordentlich unglücklich. Was ich nur immer am meisten befürchtete, war der Besuch meines abscheulichen Vetters; indessen ward ich von dieser Furcht befreyt, da Wochen und Monate vergiengen, ohne daß er zu mir in mein Gefängniß kam. Eine Zeitlang bildete ich mir ein, er habe sich von der Sinnlosigkeit, die das wunderbare Gesicht in ihm verursacht hatte, gar nicht wieder erhohlt; allein Vater Peter ließ mich nicht lange in diesem Traum, indem er mich versicherte, daß Hildebrand am Leben sey, und daß der König ihn in dem Besitz aller Ehrenstellen und aller Güter meines Vaters bestätigt habe, da zuverlässige Nachrichten eingegangen wären, daß mein Bruder in Frankreich ermordet sey."

„Diese Botschaft drang, wie ihr denken könnt, tief in mein Herz; ich sah mich nun ohne alle Stütze auf Erden; der Himmel war meine einzige Hoffnung, nur von dort konnte ich Trost und Frieden erwarten. — Unterdessen verfloß ein Tag nach dem andern, und Hildebrand erschien nicht; auch hat er mich wirklich nach jener wunderbaren Nacht, nie wieder mit seiner Gegenwart geängstigt. Der Grund davon konnte nach meiner Einsicht kein andrer seyn, als daß sein böses Gewissen zu heftig bewegt war, um ihm fernere Besuche in diesen unterirdischen Wohnungen zu erlauben, die der Schauplatz seiner Grausamkeit, so wie der Prüfung seines Gewissens, gewesen waren.“ —

„Doch ich befürchte, Herr, meine Erzählung wird euch ermüden; so erlaubt mir, daß ich sie zu Ende bringe. — Vor wenigen Abenden, da ich mich nicht recht wohl befand, legte ich mich auf mein Lager, um zu ruhen. Als ich aufwachte, und wieder in das vordere Gemach gieng, bemerkte ich, daß die Pforte von ungefähr offen geblieben war. Ich gieng in den engen Gang, fand Stuffen, und stieg die Treppe hinauf. Schon war ich bis in die Kreuzgänge gekommen, als ein Mönch mich durch den Schein des Mondlichts, der auf meine weiße Kleidung fiel, entdeckte. Er brachte das Kloster in Aufruhr, und gleich ergriffen mich zwey Brüder, und schleppten mich die Treppe wieder hinunter. Zweymal schrie ich aus vollem Halse, in der Hoffnung,

nung, daß diese Töne der Verzweiflung, die Aufmerksamkeit und die Neugier irgend eines vorüberziehenden Reisenden auf sich ziehen möchten. — Und meine Hoffnung war nicht ohne Grund gewesen: euer Sohn, Herr, hörte, (wie er mir gesagt hat,) meine Stimme, und ward dadurch zuerst auf Argwohn geführt, und zu der Untersuchung bewogen, die sich mit der Befreyung der unglücklichen Agnes Warren aus dem Kloster Netley geendigt hat." —

„Dies, Baron, dies ist die traurige Geschichte einer freundelosen Waisen, der in ihrer frühen Jugend alles, was ihr theuer war, geraubt ward; der man mit verrätherischer Grausamkeit diejenigen nahm, die ihre Begleiter und Beschützer in ihrem Leben hätten seyn sollen. — Aber Dank sey dem Himmel, dessen Güte mich so unerwartet in den Schutz des Baron Villars geführt hat, dessen edler, großmüthiger Charakter mir hinlänglich Bürge ist, daß er mir Vater- und Bruderstelle vertreten wird." —

Fünftes Kapitel.

Der Baron und seine Kinder waren tief gerührt von der trübseligen Geschichte des Fräuleins. Mit Staunen und Erschrecken hörte Villars die Bosheiten und Unmenschlichkeiten an, die Hildebrand an seinem alten, braven Freunde verübt hatte; Leonore litt

mit der schönen Duldenden in jeder Scene ihrer Leiden; und durch Eduards Brust jagten sich rasche Empfindungen, so wie die Geschichte sich wandte.

Der Eindruck, den Raymunds Tochter schon zuvor auf ihn gemacht hatte, ward tiefer; und sein Gefühl für sie, wärmer. Sein Herz flüsterte ihm zu, er könne nur bey ihr allein, Glückseligkeit finden; aber Zweifel und Aengstlichkeiten machten ihn verwirrt.

Der Mangel an Selbstvertrauen, von welchem innerer Werth gemeiniglich begleitet ist, hielt ihn von dem Gedanken ab, daß er sich ihre Gunst schon in einem hohen Grade erworben habe; und doch überredete er sich, daß sie wenigstens eine gute Meynung von ihm haben müsse, — obwohl die gesunkenen Glücksumstände seiner Familie ihm alle Hoffnung einer ehelichen Verbindung mit ihr, nehmen mußten.

„Wie?" sagte er zu sich selbst; soll ein armer, aus seiner Heimath Flüchtiger, ohne Freund und ohne Eigenthum, seine Gedanken zu Agnes Warren erheben, und gemein genug seyn, ein so herrliches Geschöpf mit in Unglück und Elend zu ziehen? — Nein! hinweg mit dem Gedanken; nie soll Eduard Villars ehrlos handeln. — Lieber mögen alle meine eigennützigen Wünsche auf immer verloren seyn, als daß das Herz der unbefangenen Unschuld, meinetwegen den geringsten Schmerz erdulden sollte."

Indeß Eduard so bey sich selber dachte, gesellten sein Vater und seine Schwester ihre Thränen zu den Thränen des Fräuleins, und linderten ihren Kummer durch Theilnahme. — „Aber kommt," sagte der Baron, „laßt uns nicht in Kleinmuth versinken, und die kostbare Zeit mit unnützem Wehklagen verlieren; laßt uns helleren, glücklicheren Tagen entgegen sehen. — Eure Frömmigkeit, Agnes, und eure Geduld im Leiden, wird der Himmel nicht unbelohnt lassen; und der unmenschliche Störer eurer Ruhe wird in kurzem die gerechte Vergeltung für seine unergründliche Bosheit empfangen. — Jetzt seht nun mich als euren Vater und Freund an; nimmer werd' ich den Schutz, dessen meine geschwächten Kräfte noch fähig sind, der Tochter Raymund Warrens versagen."

Kaum hatte Villars diese Worte geendigt, als Robert ins Zimmer trat, und seinem Herrn die Botschaft brachte, daß der Ritter, der Fräulein Leonore befreyt habe, am Thor der Burg stehe, und eingelassen zu werden begehre. „Schnell," sagte Villars, „öffne dem Erretter meines Kindes die Thore. — Himmel! ich danke dir, daß du mir vergönnt hast, ehe ich meine Heimath verlasse, den noch einmal zu sehn, dem ich das Einzige schuldig bin, was mir auf dieser Erde noch theuer ist."

Der treue Diener flog, seinem Herrn zu gehorchen; bald kam er wieder, und ihm folgte der Ritter,

ter, mit eben der schwarzen Rüstung angethan, in in welcher ihn Villars zuvor gesehen hatte.

Eine plötzliche Röthe verbreitete sich über Leonorens Wangen, da er herein trat; alle ihre Glieder zitterten; nur mit Mühe vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Glücklicherweise ward ihre Verwirrung nicht bemerkt, denn eine auffallendere Scene beschäftigte des Barons und seines Sohnes Aufmerksamkeit.

Der Ritter war auf den Baron zugegangen, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen, — als sein Blick zufälligerweise auf das Gesicht des Fräuleins Agnes fiel, die ihren Schleyer zurückgeworfen hatte. Einen Augenblick lang starrte er sie sehr ernsthaft an; — dann zog er plötzlich seinen Helm auf, sprang auf sie zu, fiel ihr um den Hals, und rief: „Großer Gott! sie ist's, ja sie ist's, meine liebe, meine theure Agnes!"

Raymunds Tochter war von Bestürzung ergriffen; aber bald löste ihr Schrecken sich in süßere Empfindungen auf, da sie in dem Antlitz des jungen Ritters die Züge ihres Bruders erkannte. Das Entzücken machte sie unfähig, was in ihrer Seele vorgieng, auszusprechen; sie hieng an seinem Halse, und weinte laut.

Die übrigen konnten die rührende Scene nicht ohne Mitgefühl ansehn. — Ein so unerwartetes Wiedersehen zweyer Personen, die durch die stärksten Banden brüderlicher Liebe zusammen verknüpft waren,

waren, und die beyde schon die Hoffnung aufgegeben hatten, daß der andre noch am Leben sey, — verursachte ein so außerordentliches Erstaunen, eine so erschütternde Freude, daß Villars und seine Familie von Empfindung ganz hingerissen ward. Unzusammenhängende Glückwünschungen und Ausbrüche der Freude waren auf einige Minuten ihre einzige Sprache.

Jetzt kam der Ritter wieder zu sich, wandte sich gegen den Baron, und sagte: „Vergebt, Herr, daß ich mich diesem Entzücken hingegeben habe, das ein so unverhofftes glückliches Wiedersehen hervorbringen muß. — Zehn Jahre sind verstrichen, daß ich von Agnes getrennt war. — Ach! eine Trennung, die unglückselig für meines Vaters Leben, und für die Ruhe seiner bejammernswerthen Tochter gewesen ist! — Doch, ich will vergangenes Elend vergessen, und dankbar seyn für diese Wohlthat des Himmels, — für das Wiedersehen der Freundinn meiner Jugend, meiner Schwester, — und zu einer Zeit, da meine Verzweiflung mir alle Hoffnung benahm, sie disseits des Grabes noch wiederzufinden."

„Ritter," versetzte der Baron, „bemüht euch nicht, für Empfindungen, die eurem Herzen so viel Ehre bringen, eine Schutzrede zu halten; glaubt mir, Villars nimmt mit voller Seele Theil an eurem Entzücken. — Bis jetzt knüpften mich Fesseln der Dankbarkeit an euch; jetzt aber, da ich in dem Befreyer meiner Tochter den wackern Sohn Ritter Ray-

Raymund Warrens erblicke, noch stärkere Fesseln. — Nun, meine Kinder, heißt den Erben meines alten Freundes in eurer Burg willkommen; — sein Gesicht bringt das Antlitz seines Vaters zu der Zeit, da wir uns kennen lernten, mit all seiner männlichen Schönheit, seiner erhabenen Anmuth, in mein Gedächtniß zurück."

Eduard stürzte auf den jungen Ritter zu, drückte seine Hand mit Wärme an seine Brust, und bezeugte ihm in lebhaften Ausdrücken, wie glücklich er sich fühle, ihm für die großen Freundschaftsdienste, die er seiner Familie erwiesen habe, Dank sagen, und ihm zugleich seine heiße Freundschaft anbieten zu können. — Auch Leonore kam herzu, ihr Gesicht ganz mit Röthe überzogen. Sie versuchte es, ihm über die unverhoffte Zusammenkunft mit seiner Schwester Glück zu wünschen, und ihn im Schlosse ihres Vaters willkommen zu heißen; allein sie sprach unzusammenhängende Worte, und war ganz verwirrt.

Villars bemerkte ihren innerlichen Kampf, und errieth die Ursache. Ihr zu Gefallen bat er den jungen Raymund, daß er ihnen alle seine Abentheuer erzählen möchte. — „Ganz gewiß," sagte er, „habt ihr manche merkwürdige Scenen erlebt, seitdem ihr aus eurer Heimath entfernt seyd. — Laßt uns wissen, was euch alles in dieser Zeit begegnet ist, und warum ihr hier in England eure wahre Herkunft verläugnet, und euch in einer fremden Hülle versteckt gehalten habt."

Der Ritter willigte in des Barons Begehren ein, und begann seine Erzählung also:

„Ich brauche mich nicht in die häuslichen Angelegenheiten unsrer Familie, ehe ich Brittannien verließ, einzulassen; denn für einen Fremden würden sie wenig Merkwürdiges enthalten. — Kein einziger unglücklicher Vorfall unterbrach unsere Ruhe, oder störte den gleichförmigen, vergnügten Fluß unserer Lebensweise, — bis meine geliebte Mutter starb. Von dem Moment an war alles Glück aus unsrer Wohnung gewichen; mein untröstlicher Vater versank in eine tiefe Melancholie, und faßte den Entschluß, sich alsobald von aller Gesellschaft zu entfernen, und sich in den Wohnsitz in seiner Heimath einzusperren."

„Wahrscheinlich würde ich ihn auf diesen einsamen Sitz in Hampshire begleitet haben, wenn nicht Graf Guy von Flandern, ein Anverwandter meiner Mutter, mich gerade um diese Zeit an seinen Hof eingeladen hätte. Er hatte mit dem verstorbenen König ein Bündniß geschlossen, und war Willens, einen Einfall in das Land Philipps des Schönen von Frankreich zu machen, mit welchem unser Eduard damals im Krieg war."

„Der Ruf der Ehre ist für einen jugendlichen Geist unwiderstehlich; ich bebte vor Begierde nach kriegerischem Ruhm, und glaubte nun die günstigste Gelegenheit zu haben, immerdauernde Lorbeeren auf

dem Schlachtfelde einzuärndten. Ohne Bedenken also nahm ich das Anerbieten an, und verließ, (in einer unglückseligen Stunde!) meinen Vater und meine Schwester. — Heiliger Schatten des alten Raymunds! vergieb diese Verletzung der kindlichen Pflicht, und laß die häufigen Thränen meiner vergeblichen Reue, die ich vergossen habe, mir deine Verzeihung erwerben!" —

„Das Gewühl des Krieges beschäftigte in der That sechs oder sieben Jahre lang meinen Geist so sehr, daß ich, ungeachtet der seltenen Nachrichten, die ich aus meinem Vaterlande erhielt, doch nicht sehr bekümmert war. Indeß, eine kleine Unterbrechung in der beständigen kriegerischen Thätigkeit, veranlaßte mich, wieder lebhafter an die Verbindungen zu gedenken, die noch immer meinem Herzen am nächsten lagen. — Ein Jahr vergieng, ohne daß ich etwas von meiner Familie erfuhr. Ein Botschafter, den ich ausdrücklich von dem Kriegsheer, das damals in Brabant stand, absandte, kam nicht zurück; — ich ward ernstlich bekümmert, — und bat um Erlaubniß, England besuchen zu dürfen, um meine bange Neugier zu befriedigen."

„Der Graf von Flandern bewilligte mir meine Bitte; und ich war schon zur Abfahrt fertig, als auf einmal eine Mißhelligkeit zwischen dem Grafen und dem Herzoge Johann von Brabant entstand, die gleich von beyden Seiten in Feindseligkeiten ausbrach. Die Befehlshaberstelle über des Grafen Guys Krie-

ges,

gesheer, war eine Stelle von solcher Bedeutung und Wichtigkeit, daß ich sie ohne Gefahr für meinen Herrn, nicht verlassen konnte. — Meine Herzensangelegenheiten mußten also der Pflicht fürs gemeine Beßte weichen. Ich gab den Gedanken, nach England zu reisen, für jetzt auf, und richtete meine ganze Seele auf die Geschäfte des Krieges."

„Eines Abends nach einem glücklichen Gefecht mit dem Feinde, zog ich mich ermattet, in mein Zelt zurück, um eine Stunde lang der Ruhe zu genießen. — Ich schlief ungestört bis Mitternacht, — da machte ich auf. — Die Thür des Zeltes stand offen, und der volle Mond warf sein mildes Licht auf mein Lager. Grade vor mir erhob ein ehrwürdiger Wald sein stolzes Haupt, und machte mit seinem feyerlichen Dunkel einen schönen Kontrast gegen den herrlichen Glanz des Mondes. — Alles umher war ruhig: — kein Lüftchen unterbrach die heilige Stille dieser Stunde."

„Die erhabene Schönheit der Scene rührte mich tief, und führte mich auf ernsthafte Betrachtungen. — Die geschäftige Phantasie fieng an, mit ihren Bildern vor meiner Seele zu spielen, — meine Gedanken schweiften nach Brittannien herüber, — und eine Bangigkeit wegen der mir so theuren Angehörigen, die ich dort zurückgelassen hatte, hob meine Brust."

„Mit Schmerz dachte ich daran, seit wie langer Zeit gar keine Nachricht von ihnen zu meinem Ohre gelangt war. — Dann kam in mein Gedächtniß der Trübsinn, worin mein Vater seit dem Tode meiner Mutter gefallen war, und die üble Lage meiner Schwester Agnes, die, wenn ihr irgend etwas begegnen sollte, von allem Schutz entblößt seyn würde. — Meine Einbildungskraft brachte tausenderley trübselige, grillenhafte Bilder bey mir in Aufruhr. Ich machte mir selber Vorwürfe, daß ich so lange von denjenigen Personen entfernt geblieben war, deren Beschützer ich hätte seyn sollen, und ich war fest entschlossen, so bald als ich mich nur ohne Schande von dem Kriegsheer zurückziehen könnte, zu dem alten Raymund zurückzukehren."

„Indeß ich darüber bey mir hin und her dachte, — ward mein Auge auf den Wald geheftet, durch welchen der Mond hier und dort seinen Flimmer streute. — Auf einmal zeigte sich mir die Gestalt eines geharnischten Mannes, der langsam unter den Bäumen einher gieng. — Nicht lange, so verließ er den Wald, und kam auf mich zu. — Erschrocken über die wunderbare Erscheinung, sprang ich von meinem Lager auf, und stürzte an die Thür meines Zelts: — der gewaffnete Mann kam näher, sein Helm war offen, der Mond spielte auf seinem Antlitz, und zeigte meinen erstaunten Blicken ein bleiches, kummervolles Gesicht, worin ich die Züge meines Vaters erkannte."

„Ich

„Ich starrte, und stand versteinert da; — ich war nicht im Stande, heranzugehen, oder den Mund aufzuthun. Der Geist hohlte einen tiefen Seufzer, und sagte mit einer trüben Stimme: Raymund, hüte dich vor Hildebrand! — In dem Augenblick verschwand die Erscheinung."

„Die Ahndung, die zuvor in mir aufgestiegen war, war nun bestärkt; und die feyerliche Warnung, von dem Schatten meines Vaters gesprochen, gab mir einen Schlüssel, wodurch ich den Urheber aller der befürchteten bösen Dinge finden konnte. Was für unglückliche Begebenheiten vorgefallen seyn mochten, konnte ich freylich unmöglich bestimmt errathen; allein ich war fest überzeugt, daß sie seltsam und außerordentlich seyn mußten, weil es der Vorsehung gefallen hatte, mich auf eine in dem Laufe der Natur so ungewöhnliche Art, darauf vorzubereiten."

„Solche Gedanken beschäftigten mich bis an den Morgen; da verließ ich mein Zelt, mit dem festen Entschlusse, mich sobald als möglich von dem Kriegsheer zu beurlauben, und nach England zu gehn."

„Einige Tage verstrichen, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Der Feind, der in mehreren Gefechten geschlagen war, kam nicht aus seinem Lager heraus, und ließ uns unsre Kräfte wieder sammeln. Während dieser Feyerzeit gab ich mich ganz dem

Nachdenken über das sonderbare Gesicht, das ich gehabt hatte, hin, und nährte meine Träumereyen, indem ich oft nach dem Walde gieng, aus welchem mir der Geist meines Vaters herzukommen geschienen hatte; denn ich bildete mir ein, daß ich dort vielleicht noch einmal die wundervolle Erscheinung sehen möchte."

„Diese einsamen Spaziergänge hatte ich einige Abende wiederhohlt; gewöhnlich kehrte ich vor Mitternacht ins Lager zurück. — Eine Nacht blieb ich länger als sonst in dem feyerlichen Dunkel des Waldes, und die Glocke des benachbarten Dorfes schlug zwölf, ehe ich daran dachte, zurück zu gehen. Kaum war ich umgekehrt, so hörte ich deutlich ein Flüstern, einige Schritte von mir. — Ich horchte, — aber der Ton war fort. Ich erinnerte mich der wunderbaren Warnung, die mir der Himmel neulich gegeben hatte; ich zog mein treues Schwerdt, und gieng weiter. — Zur Rechten war ein kleines Büschwerk, wodurch ich nothwendig mußte; aus diesem war, wie mir schien, das Flüstern hergekommen. — Auch hatte ich mich nicht getäuscht; sobald als ich heran war, stürzten zwey Männer, wie Krieger gerüstet, und mit Dolchen bewaffnet, hinter mich her, und fielen mich an."

„Ich war darauf vorbereitet, sie zu empfangen; in einem Augenblick lag der erste todt zu meinen

Füßen.

Füßen. Indeß hatte der andre Schurke meine Schulter mit seinem Dolche gestreift, und machte sich eben fertig, mir einen Stoß ins Herz beyzubringen; — allein ich kam ihm zuvor, und stieß ihm mein Schwerdt in die Seite."

„Er fiel zu Boden, und ich hatte schon meinen Arm aufgehoben, um ihn vollends zu tödten, als er ausrief: „„Noch einen Augenblick, Ritter! schont eines Elenden, der schon den Tod aus eurer Hand empfangen hat. — Wenige Minuten werden meinem Daseyn ein Ende machen; und ich sehe mit Schaudern auf das Verbrechen, zu dem ich mich habe verleiten lassen. — Aber ehe ich aus der Welt gehe, möchte ich gern, so viel in meiner Macht steht, diese Niederträchtigkeit wieder gut machen, und euch die Ursachen entdecken, die mich zu dieser blutigen That bewogen haben.""

„„Hildebrand, euer Blutsfreund, ist der Urheber dieses Schelmstreichs. Sein verfluchtes Gold bestach meine und meines Bruders Ehrlichkeit, der jetzt todt vor euch liegt, und reizte uns, diesen Meuchelmord zu unternehmen. — Deshalb kamen wir vor einigen Tagen zu eurem Kriegsheer als Freywillige; und so lange wir hier sind, haben wir sorgfältig auf eine Gelegenheit gewartet, unser Vorhaben auszuführen. — Diese Nacht schien uns günstig; — aber ihr seht, wie der Himmel die blutdürstige

That vereitelt hat. — Ich gehe mit Freuden dem Tod entgegen; durch meinen frühen Tod, denk ich, büße ich einigermaaßen für meinen Frevel. — Glaubt aber nicht, Jüngling, daß dies das einzige Uebel war, das Hildebrand euch bereitete. — Von ihm ist euer Vater getödtet, — eure Güter geraubt, — und eure Schwester"" — — Der Tod verhinderte ihn, seine Rede zu endigen, er fiel zurück, und ächzte seine schändliche Seele aus."

„Was er gesagt hatte, war genug, mich mit Schrecken und Grimm zu erfüllen. Alle meine Furcht war gegründet gewesen. — Die eine meiner Ahndungen, der Tod des alten Raymund, war durch dieses Abentheuer bestätigt; und an der andern Hälfte, wovon der Sterbende grade im Augenblicke seiner Auflösung zu sprechen anfieng, konnte ich auch nicht zweifeln."

„Die Ungewißheit indessen, worin er mich in Rücksicht meiner Schwester gelassen hatte, war mir unerträglich. Alles nur mögliche Unglück gieng meiner erhitzten Einbildungskraft vorüber, und ich kam darüber fast von Sinnen. — Ich eilte in mein Zelt, und erwartete ungeduldig den Morgen, — fest entschlossen, es koste auch, was es wolle, sogleich nach England zu eilen. — Endlich erschien der Tag. Ich wechselte meine gewöhnliche kostbare Waffenrüstung mit der schwarzen, die ich itzt trage, bestieg mein Roß, und

und verließ die Truppen. Ich eilte, so schnell ich nur immer vermochte, — kam in die Normandie, nahm dann ein Schiff, und langte bald an der Küste von Sussex an."

„Ich mußte mit großer Vorsicht zu Werke gehen; denn bey meinen Nachforschungen fand ich überall im ganzen Lande das Gerücht verbreitet, Ritter Raymund Warren und seine Tochter seyen vor einigen Monaten an einem ansteckenden Fieber gestorben, und der junge Raymund sey in Frankreich ermordet. — Einen Theil dieser teuflischen Lüge hätte ich gleich unwahr machen können, wenn ich mich als den Sohn des alten Raymund hätte zu erkennen geben wollen; allein die Klugheit verbot mir meine Entdeckung, zumal da ich erfuhr, daß Hildebrand als ein großer Günstling des jungen Königs, von demselben in dem Besitz aller Güter meines seligen Vaters bestätigt war, und als Herr dieser Ländereyen, einen größeren Haufen von Dienstleuten als irgend ein andrer Baron in dieser Gegend, um sich versammelt hatte."

„Diese Umstände bewogen mich, mich für jetzt noch verborgen zu halten, und mit Geduld auf einen günstigen Zeitpunkt zu harren, da ich den Tod meines Vaters rächen, meine Rechte mir wieder erstreiten, und meine Schwester, wenn der Himmel noch ihr Leben vor Hildebrands blutdürstigen Absich-

 ten

ten bewahrt hätte, aus seinen Händen erlösen könnte. Um desto besser im Stande zu seyn, alle nöthigen Beobachtungen einzuziehen, und jeden vortheilhaften Umstand sogleich zu benutzen, beschloß ich, mich so nahe als ich, ohne Gefahr entdeckt zu werden, nur immer könnte, um das Schloß Netley aufzuhalten, und ich setzte also alle Nächte meinen Weg nach dieser Gegend fort."

„Schon hatte ich die Wälder erreicht, die die Burg umgeben, und sah ihre stattlichen Thürme sich über die Spitzen der Bäume erheben; als ich auf eine angenehme Weise durch die Erscheinung unsers alten Dieners Gilbert Nowil überrascht ward, der queer über den Weg gieng, welchen ich ritt. Ich rief ihn bey Namen; der treue Diener erkannte meine Stimme; entzückt vor Freuden warf er sich zu meinen Füßen. „„Ist es möglich,““ rief er aus, „„daß meinem grauen Kopfe noch das Glück wird, meinen braven jungen Herrn noch einmal zu sehen, da ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß er noch am Leben sey? — Aber flieht,““ — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, — „„flieht von diesem Aufenthalt des Schreckens und des Todes! — Der blutdürstige Hildebrand hat diese Ländereyen in Besitz, und sollten seine zahlreichen Diener euch entdecken, so seyd versichert, daß er alle Gewalt und alle Künste der List erschöpfen wird, euch zu Grunde zu richten. — Euer getreuer Diener hat eine kleine

Hütte,

Hütte, drey Meilen von hier; da will ich euch hinführen, Herr; dort könnt ihr im Stillen verborgen bleiben, bis es dem Himmel, der dem Laster nicht ewig zu triumphiren erlauben wird, gefällt, euch einen Weg zu zeigen, wie ihr euch eurer geraubten Rechte wieder bemächtigen könnt.‟‟

„Ich ließ mich von Gilbert bereden, und begleitete ihn zu seiner Wohnung, wo ich auch die alte Dienerinn meiner Schwester fand, die er, seitdem sie beyde aus dem Dienst meines Vaters entlassen waren, zu sich genommen hatte. Auf unserm Wege nach der Hütte, erfuhr ich alles, was seit meiner Abreise bis zu der Zeit der plötzlichen Verschwindung des alten Raymunds und meiner Schwester, in England vorgegangen war. Was diesen nach dieser Zeit begegnet war, wußte er mir nicht zu sagen, obwohl er aus gewissen Umständen, die er gehört oder selbst bemerkt hatte, schloß, daß das Kloster Netley mit ihrem Schicksal auf irgend eine Weise zusammenhängen müsse. Auch erfuhr ich von ihm, daß eure Familie, Herr, jetzt in der Nachbarschaft von meines Vaters Besitzungen wohne, und daß mein verabscheuungswürdiger Vetter sich unterstanden habe, eurer theuren Tochter seine Liebe zu erklären.”

„Gilberts Nachrichten erfüllten mich mit Staunen und Grimm; und ich würde auf die Burg los geritten seyn, und mich als den rechtmäßigen Eigenthümer

thümer der Ländereyen zu erkennen gegeben haben, wäre mein Ungestüm nicht durch die klugen Vorstellungen meines alten Rathgebers zurückgehalten worden, der meine Hitze mit der Hoffnung zu dämpfen suchte, daß sich ins künftige günstigere Gelegenheiten, als jetzt, zur Ausführung meines Vorhabens darbieten würden."

„Ich blieb also einige Tage ruhig in meiner einsamen Wohnung, — bis das Gerücht, daß Ritter Hildebrand Warren, der Tochter des Baron Villars zu Ehren ein Turnier geben wollte, mich in Bewegung setzte. Keine Rücksichten konnten mich abhalten, deshalb auch nach der Burg zu wallfahrten, und dem Schauspiel beyzuwohnen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der verruchte Mörder meiner Familie, mein geraubtes Eigenthum zum Schauplatz seines eigenen Ruhms machen wollte; und eben so unerträglich war mir der Gedanke, daß so viel Tugend und Schönheit, als Fräulein Leonore, der allgemeinen Rede nach, besitzen sollte, einem solchen Bösewicht geopfert würde. An dem zum Turnier bestimmten Tage bestieg ich also mein Roß, und ritt nach der Burg zu, — fest entschlossen, jetzt meine Rache auszuführen, und Ritter Hildebrand bey dem Turnier umzubringen."

„Ihr, Baron, wart Zeuge des Auftritts bey diesem Turnier. Mein Zweck war verfehlt, wie ich nachher

nachher fand; sonst hätte ich die Schranken nicht eher verlassen, als bis ich meinen Vorsatz durchgesetzt hätte; allein ich sah, daß Hildebrand beym dritten Gange fiel. Nachher, als ich wieder kam, fand ich freylich, daß er dennoch am Leben geblieben war; ich war außer mir vor Aerger, und beschloß, auf eine oder die andre Weise noch einmal meinen Arm gegen ihn in einem Zweykampfe zu versuchen."

„Deshalb ließ ich alle seine Schritte beobachten, und erfuhr, daß er gewöhnlich täglich, um Mittagszeit, das Kloster Netley ohne Begleitung besuche. — Gestern hatte ich im Sinne, ihm in den Weg zu kommen; aber indem ich nach dem Orte hinreiten wollte, den ich zu meiner Warte ausersehen hatte, erblickte ich, Herr, eure schöne Tochter in der betrübten Lage, aus der ich glücklich genug war, sie zu retten. Wie ich sie unversehrt euren Händen überliefert hatte, setzte ich meinen Weg fort, und harrte, ohne jemand gewahr zu werden, — bis die Nacht mich nöthigte, zu Gilberts Hütte zurück zu kehren."

„Diesen Morgen machte ich mich wieder auf, und hatte auf demselben Platze schon einige Stunden gewartet, als ich durch einen von Hildebrands Gesinde erfuhr, daß sein Herr gestern mit einem großen Theile seiner Dienstleute, in dem sogenannten neuen

Walde

Walde auf die Jagd gegangen sey, und sich dort einige Tage lang aufhalten wolle. Ich mußte also auf ein Paar Tage mein Vorhaben bey Seite setzen; — daher nahm ich auf meiner Rückkehr die Gelegenheit, euch, Baron, in eurem Schlosse meine Ehrfurcht zu bezeugen, — wo ich die Theure wahrlich nicht zu finden hoffte, die meine bange Ahndung schon längst zu den Todten gezählt hatte." —

„Nach dem Schicksal meines Vaters fürchte ich mich zu fragen; — doch, traurige Gewißheit ist nicht so quälend, als bange Erwartung. Entdecke mir, Agnes, die betrübte Wahrheit, — es mag seyn, was es will; — und sage mir, durch welches glückliche Geschick mich die Vorsehung dich hier gesund und in Sicherheit sehen läßt."

Der Baron und seine Familie vereinigten ihre Bitten, daß Agnes ihre Geschichte wiederhohlen möchte. — Ihr Bruder Raymund horchte auf die Erzählung mit stummer Betrübniß; — die Thränen der Rührung rollten seine männliche Wange herab, und das Auge eines jeden, der zuhörte, war von Mitleid benetzt. — Als Agnes ihre Geschichte geendigt hatte, erzählte Villars dem jungen Raymund, daß er entschlossen sey, England alsbald zu verlassen; und zugleich sagte er ihm seine Gründe zu diesem Schritt, und drang in ihn, sie auf ihrer Auswanderung über das Meer zu begleiten.

Der

Der junge Raymund dankte dem Baron für den zärtlichen Antheil an seinen Schicksalen, und fand den Vorschlag sehr vortheilhaft; — „aber,“ fügte er hinzu, „es wird nicht nothwendig seyn, diesen Plan so eilig, als ihr vorhabt, auszuführen. Hildebrand hat seine Burg auf einige Tage verlassen; und zuverlässig kann er, ehe er zurück kommt, keinen Streich ausführen. Laßt uns also unsre Abreise noch zwey Tage länger hinausschieben, damit wir alle erforderliche Zurüstungen dazu machen, und dem getreuen Gilbert unsre Befehle hinterlassen können, auf den Fall daß uns die Vorsicht noch einmal wieder nach England zurückführen sollte.“

Villars trat ganz dem Vorschlage Ritter Raymunds bey, (der nun seinen rechtmäßigen Titel annahm;) und Leonoren, und der Schwester des jungen Ritters war es sehr angenehm, daß sie nun bessere Zurüstungen machen konnten, als ihnen sonst die Kürze der Zeit erlaubt haben würde.

Sechstes Kapitel.

Von den merkwürdigen Vorfällen dieses Tages waren alle erhitzt. Villars war klug genug, um bald zu entdecken, daß zwischen Eduard und Agnes Warren, so wie zwischen Ritter Raymund und Leonoren,

eine gegenseitige Zuneigung Statt fand. Mit dem reinsten Vergnügen bemerkte er diese wechselseitige Liebe, die uneigennützige Leidenschaft gleichgestimmter edler Seelen; allein da er noch immer seine Familie als in der Gewalt Hildebrand Warrens ansah, so setzte er sich vor, nicht eher einen Wink fallen zu lassen, daß er um diese zwiefache Verbindung ihrer Herzen wüßte, als bis er vor seinen Verfolgungen ganz sicher wäre. Er trieb sie also, alles zur Abreise auf den Abend des zweyten Tages anzuordnen.

Raymand und Eduard hatten indeß die festeste Freundschaft mit einander geknüpft, ihre Empfindungen gegen einander gewechselt, und einen Bund geschlossen, sich gegenseitig bey allen Vorfällen ihres Lebens beyzustehen; — und Agnes und Leonore hatten sich mit eben der Freymüthigkeit ihr Herz aufgethan, und sich ohne Rückhalt die Vorliebe gestanden, die jede für ihren Erretter empfand.

Villars, der von Raymund erfahren hatte, wo Gilberts einsame Wohnung lag, sandte seinen Diener Robert nach dessen Hütte hin, um ihn und Franciska auf die Burg zu bringen. Agnes wünschte die letztere bey ihrer Auswanderung zur Begleiterinn mitzunehmen. Die treuen Diener kamen bald; aber die Sprache ist zu schwach, die ungeheuchelte Freude zu schildern, die sie bey dem Wiedersehen ihres Fräuleins empfanden, deren gütige und edle Denkungsart

art ihrem Dienste immer alles Mühselige genommen, und sie mit den stärksten Banden der Zuneigung an sie gefesselt hatte. Franciska hörte mit großer Freude, welche Anstalten gemacht waren, und erklärte, daß sie durch nichts von ihrer geliebten Herrschaft gerissen werden könnte. — Gilbert versprach, auf Hildebrands Schritte genaue Acht zu haben; seine mannigfaltigen Grausamkeiten, so wie die Umstände, wodurch der junge Raymund und seine Schwester davon glücklich hätten gerettet werden können, nach und nach im Lande bekannt zu machen; und alles, was vorgehen würde, umständlich in Briefen an des Barons Freunde, die Grafen von Hereford, Pembroke und Lancaster, zu melden.

Nun war alles zur Abreise des Barons und seiner Familie bereit. Der bestimmte Abend war da; das Schiff, das sie über das Meer bringen sollte, wiegte sich schon auf den Wellen des Strohms; und die Gesellschaft harrte nur auf die mitternächtliche Stille und Dunkelheit, um unbemerkt an Bord gehen zu können. — Endlich schlug die Glocke elf; die Diener waren mit den Bedürfnissen zu Reise bepackt, und Villars führte Agnes Warren ans Burgthor.

Er war im Begriff, es zu öffnen, als ein heftiges Klopfen die Gesellschaft in Schrecken setzte. Die Bestürzung machte sie auf einige Augenblicke

 stumm;

stumm; aber bald rief Villars: „Robert! riegle das Thor auf! Ist es ein Freund, der so laut anpocht, so brauchen wir nicht in Sorgen zu seyn, und wenn es unser Feind seyn sollte, so wird unsre Anzahl, und unsre gute Sache uns stark genug machen, seiner Bosheit zu widerstehen." — Auf diese Worte öffnete Robert das Thor, (nachdem die Frauenzimmer sich zurückgezogen hatten;) und es erschien ein Mann in der Tracht eines Mönchs, dessen Ansehen Schrecken und Bestürzung verkündigte.

Sobald er den Baron gewahr wurde, rief er in gebrochenen Tönen aus: „Eilt, Herr! o eilt nach Kloster Netley! es ist ganz voll von Blut und Schandthaten!" — Villars suchte den Mönch zu beruhigen, und bat ihn, umständlicher über das zu seyn, was ihn so in Schrecken gesetzt hätte. — „Herr," war seine Antwort, „itzt würde es unnütz seyn, wenn ich euch zu verheelen suchen wollte, was in kurzem doch völlig an den Tag kommen muß. Drum will ich aufrichtig seyn, und hoffen, daß mein Bekenntniß mir Vergebung verschaffen wird."

„Vor mehreren Monaten ward die Tochter Raymund Warrens, durch Ritter Hildebrand der Sorge des Vater Peter anvertraut, und in ein unterirdisches Gemach in unserm Kloster eingesperrt, das unter Hildebrands Aufsicht, noch bey Lebzeiten seines Oheims, gebaut ward. Hier blieb sie beynahe

zwey

zwey Jahre; und obwohl Hildebrand sie während der Zeit nur drey oder viermal sah, so besuchte er doch das Kloster alle Tage, um sich nach der Gefangenen zu erkundigen, die hier zeitlebens eingesperrt bleiben sollte."

„Vor wenigen Abenden gelang es einem jungen Menschen, der als ein Barde gekleidet war, sich in unser Kloster einzuschleichen. Er gewann den Abt, und erhielt von demselben die Erlaubniß, eine Nacht im Kloster zubringen zu dürfen. In dieser Nacht entdeckte er den Aufenthalt der Tochter Raymunds, und erlöste sie aus ihrem Gefängniß. Am andern Morgen, als die Sache bekannt ward, sandte Vater Peter, der halb todt vor Bestürzung war, den Augenblick Kundschafter aus, um die Flüchtlinge auszuforschen; aber fruchtlos. Er war in Angst vor Hildebrands Besuch, denn dieser hatte ihm den strengsten Befehl gegeben, das Fräulein sicher zu bewachen; indeß die Sache war nun einmal nicht zu ändern, und er konnte ihm blos erzählen, was geschehen war."

„Diesen Abend kam Ritter Hildebrand von einer Jagd im neuen Walde zurück; vor einer Stunde kam er im Kloster an, ganz berauscht, wie er sehr oft ist. Seine erste Frage war nach Agnes Warren; — die Nachricht von ihrer Flucht setzte ihn in eine Wuth, die an Raserey gränzte. Alle Verwünschungen, die die Leidenschaft ihm nur eingab, schüttete er auf den

 Abt

Abt herab, und schwur ihm den Tod, wenn er ihm nicht gleich den Ort, wo Agnes sich aufhielte, entdeckte. Diese Flüche und Drohungen erregten Vater Peters Zorn; er gab ihm eine bittere Antwort. Hildebrand wüthete bis zur Tollheit; er zog einen Dolch von seiner Seite hervor, stürzte auf den Abt los, und stieß ihm den Dolch in die Brust. Die Wunde war tödtlich; aber ehe der Abt fiel, riß er dem Ritter den Stahl aus der Hand, und brachte ihm eine tiefe, gefährliche Wunde in der Seite bey, wovon auch er zu Boden stürzte."

„Vater Peter gab gleich darauf seinen Geist auf; aber sein Gegner kam in kurzem wieder zu Sinnen. Er sah bald, daß wenige Stunden seinem Daseyn ein Ende machen würden, und das Bewußtseyn von allen den Schandthaten, die er in seinem Leben begangen, kam in seiner verwirrten Seele hervor. Seine Reue ist inbrünstig, und sein Wunsch ist, den Ueberrest seines Lebens zur Buße wegen seiner Vergehungen anzuwenden. Darum sandte er Botschafter nach mehrern seiner Burgleute und Diener, und gab mir Befehl, schnell nach dem Schlosse des Baron Villars zu eilen, mit der Bitte, daß ihr, Herr, und euer Sohn und eure Tochter doch gleich nach dem Kloster kommen möchten."

Die Rede des Mönchs erfüllte, die sie hörten, mit Verwunderung und Schrecken. Villars hob seine

seine Augen zum Himmel empor, seufzte, und dankte dem Wesen, das so unerwartet die Finsternisse der Verzweiflung erhellt, den schmachtenden Geist der duldenden Tugend aufrichtet, und die stolzen Plane des tollkühnen Lasters in den Staub legt.

„Kehrt zum Kloster zurück," sagte Villars zu dem Ordensbruder, „und meldet, daß wir sogleich erscheinen werden. Wir werden dir mit der möglichsten Eile folgen." — Sobald der Mönch fort war, rief er aus: „Kinder! seht, wie die Hand des Himmels sich zum Beßten unsrer guten Sache offenbart, in dem Zeitpunkt, da alle Hoffnung von uns gewichen war. — Das ist der Lohn einer frommen Ergebung in den Willen der Vorsicht. — O daß doch niemand den Allerhöchsten gottlos anklage, wenn nach seinem weisen Plane Bosheit zu siegen, und Tugend unterzuliegen scheint! Möchte jeder doch aus unserer Geschichte lernen, daß einmal die Zeit kommt, da die leidende Unschuld ihren Lohn empfängt, und das triumphirende Laster die verdiente Strafe erhält!" —

Nun gieng die Gesellschaft nach dem Kloster, und bald waren sie dort angelangt. — Hier war alles in Schrecken und Verwirrung; die Mönche, ihrer Frevelthaten bewußt, zitterten vor Furcht; und mehrere von Hildebrands Dienstleuten standen in den Kreuzgängen, und zeigten in ihren Gesichtern, wie

 sehr

sehr sie an der Herstellung ihres Herrn verzweifelten.

Villars und sein Sohn giengen in den Speisesaal, der der Schauplatz des blutigen Gezänks gewesen war; der junge Raymund blieb mit den Frauenzimmern außerhalb in den Kreuzgängen. Jene sahen in dem Saal eine Scene, die über alle Beschreibung schauderhaft war. In dem einen Winkel des Zimmers lag der Abt, ganz leblos, und in seinem Blute schwimmend. Seine Züge waren noch von Grimm und Wuth verzerrt. In einem andern Winkel lag Hildebrand auf einem Lager, in einem Zustande, der dem Wahnsinn nahe kam. Vier Diener waren beschäftigt, ihm die Hände zu halten, damit er nicht die Binden von seiner Wunde losrisse. Er stieß abgebrochene Wehklagen um seine Frevelthaten aus, mit Geschrey und mit Verwünschungen vermischt; und seine blut-unterlaufenen Augen, die er mit fürchterlicher Schnelligkeit im Kreise rollte, zeigten nur zu wohl die Verzweiflung, die seine Seele ergriffen hatte.

Von den heftigen, gewaltsamen Bewegungen endlich ermattet, ward er etwas ruhiger; seine Besinnung kehrte wieder, und er erkannte Villars und seinen Sohn. Ihr Anblick hätte ihn bald wieder zum Wahnsinn gebracht. Einige Minuten war er still; dann rief er aus: „Vergebung, Villars, Vergebung!

gebung! — Ein Bösewicht, der jetzt seine ungeheuren Schandthaten abbüßen wird, — der eure Tochter heimlich zur Entehrung und euch und euren Sohn zum Tode verdammt hatte — — — Aber der Himmel ist all dieser teuflischen Bosheit zuvorgekommen. — O hätten seine Ungewitter mich erschlagen, ehe ich die Laster begangen hätte, die meine elende Seele beflecken, — die Ermordung meines Freundes, meines Beschützers, meines Blutsfreundes, — und seines edeln Sohns."

„Hildebrand!" redete Villars ihn an, „laßt die Uebel, die ihr mir noch anthun wolltet, und die der Himmel so wunderbar abwendet, euern abscheidenden Geist nicht bekümmern. Ich vergebe euch von Herzen alle Frevelthaten, die ihr vorhattet. — Aber für das Unrecht, das du dem wackern Ritter Raymund zugefügt hast, wie ich aus dem Munde seiner Tochter gehört habe, welche jetzt unter meinem Schutze ist, zeige dem Himmel dein reuevolles, zerknirschtes Herz; und danke ihm, daß er eine Schandthat, den Tod des jungen Raymund, von deiner sündigen Seele abgewandt hat; denn dieser ist auf eine wunderbare Weise dem Streiche deiner Bosheit entgangen, und ist jetzt hier, daß du, in unsrer aller Gegenwart, seine geraubten Rechte ihm wieder in die Hände geben mögest."

„Und er lebt?" rief Hildebrand; „o bringt ihn her, damit er meine brennenden Augen erquicke, und

die letzten schwachen Seufzer meiner Reue höre." Raymund trat in den Saal, nachdem er Helm und Schild abgelegt hatte. Die auffallende Aehnlichkeit, die der Jüngling mit seinem ermordeten Vater hatte, fiel Hildebrand aufs Herz; der furchtbare Schatten kam vor seine Phantasie, und stürzte ihn in einen Paroxismus der Verzweiflung und Raserey. „Rettet mich," rief er, und warf sich vom Lager in die Arme seiner Diener, „rettet mich vor diesem, dessen Blicke meine Seele zu Boden schlagen! Die Hölle selbst, mit allen ihren Schrecken, ist nicht so fürchterlich, als der verzehrende Blick von diesem schauerlichen Gespenst!"

Die Bewegung seines Gemüths war für seinen erschöpften Körper zu heftig. Das Blut quoll von neuem aus seiner Wunde. Der kalte Todesschweiß breitete sich über sein Gesicht aus, — und sein kämpfender Geist entwich mit einem verzweiflungsvollen Stöhnen, das die Umstehenden mit ernstem Schauder erfüllte.

Sobald die Mönche und Hildebrands Diener von dem Tode ihres Herrn völlig überzeugt waren, dachten sie nur auf ihre eigene Sicherheit. Sie waren Theilnehmer aller seiner Frevelthaten gewesen, und fürchteten nun die Strafe, die sie so sehr verdient hatten. Alle suchten also gleich die ganze Schuld auf ihre beyden Anführer, Hildebrand und den Abt, zu schieben,

schieben, und boten ihre Dienste dem jungen Raymund an, den sie für den rechtmäßigen Erben der Herrschaft Netley erklärten.

Der Jüngling gab ihnen sehr ernstliche Verweise über ihre knechtische Niederträchtigkeit, und schwur, daß Verbrecher bey ihm nie einen Schutzort finden sollten. Er wollte das Unrecht, das sein Vater erlitten hatte, keinesweges in Vergessenheit begraben; vielmehr hatte er die Absicht, daß, sobald er nur seine Herrschaft angetreten haben würde, eine öffentliche Untersuchung über die Umstände von des alten Raymunds Tode angestellt werden, und diejenigen, die an der schändlichen That Antheil genommen hatten, auf das härteste bestraft werden sollten.

So bald es tagte, gieng Raymund, von Villars und dessen Sohn begleitet, nach der Burg Netley, um von seines Vaters Gütern Besitz zu nehmen. Von da sandte er Botschafter an alle benachbarte Baronen und Ritter, und lud sie auf sein Schloß. Vor dieser zahlreichen Versammlung erzählte Villars vollständig alle Begebenheiten, die sich in Raymunds, und in seiner eignen Familie zugetragen hatten. Seine Erzählung ward durch das Zeugniß Gilberts, mehrerer Diener Hildebrands, und des Mönchs, der ihm zuerst die Botschaft von der tragischen Scene im Kloster gebracht hatte, bestätigt. Die ganze Versammlung bezeugte ihr Erstaunen über die Geschichte;

schichte; alle wünschten dem jungen Raymund herzlich Glück, daß er Hildebrands Bosheit entgangen war, und seine Güter und Ehrenstellen wieder erlangt hatte; und alle thaten vereinigt den Schwur, ihm beydes durch ihre Schwerdter und ihr Vermögen zu erhalten. Abgesandte wurden sogleich an den Hof geschickt, um alles zu berichten, was vorgefallen war, und um die Bestätigung des rechtmäßigen Erben in seiner Stelle, zu bewirken.

Die außerordentliche, und unerwartete Wendung, die Raymunds Schicksal genommen hatte, erregte bey der ganzen Gesellschaft die innigste Freude; aber keiner war froher und vergnügter, als der Jüngling selbst, der nun seine uneigennützige Neigung für Eleonoren, und seine warme Freundschaft gegen ihren Vater und ihren Bruder, recht zeigen konnte. Sobald ihn nur der König, (der zugleich auch dazu vermocht wurde, dem Baron und seiner Familie seine Gunst wieder zu schenken,) in seinen Rechten bestätigt hatte, so bot er seinem Freunde Eduard die Hand seiner Schwester an, und gab ihr einen beträchtlichen Strich Landes, ganz in der Nachbarschaft von des Barons Schlosse, zur Mitgift.

Dann bat er selber um Leonorens Hand; und sie, die über alle kleinliche Kunstgriffe, und falsche Ziererey erhaben war, gab sogleich ihre Einwilligung, da es ihre innere Neigung sie schon längst hatte wünschen lassen.

Nun

Nun glaubte Raymund, daß es Zeit sey, dem Gedächtniß seines Vaters, durch Bestrafung der Werkzeuge seines Todes, und durch eine anständige Beerdigung seiner Ueberbleibsel, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Schuldigen wurden also zur Untersuchung gezogen, und die unmittelbar an dem Morde Theil genommen hatten, zur Hinrichtung verurtheilt. Die Gebeine des alten Raymunds wurden gesammelt, und mit allem Pomp eines Leichenbegängnisses auf dem Gottesacker des Klosters begraben. Das Kloster selbst ward gereinigt, von neuem eingeweiht, und mit anderen Mönchen, die man aus den benachbarten Klöstern nahm, lauter frommen alten Männern, besetzt.

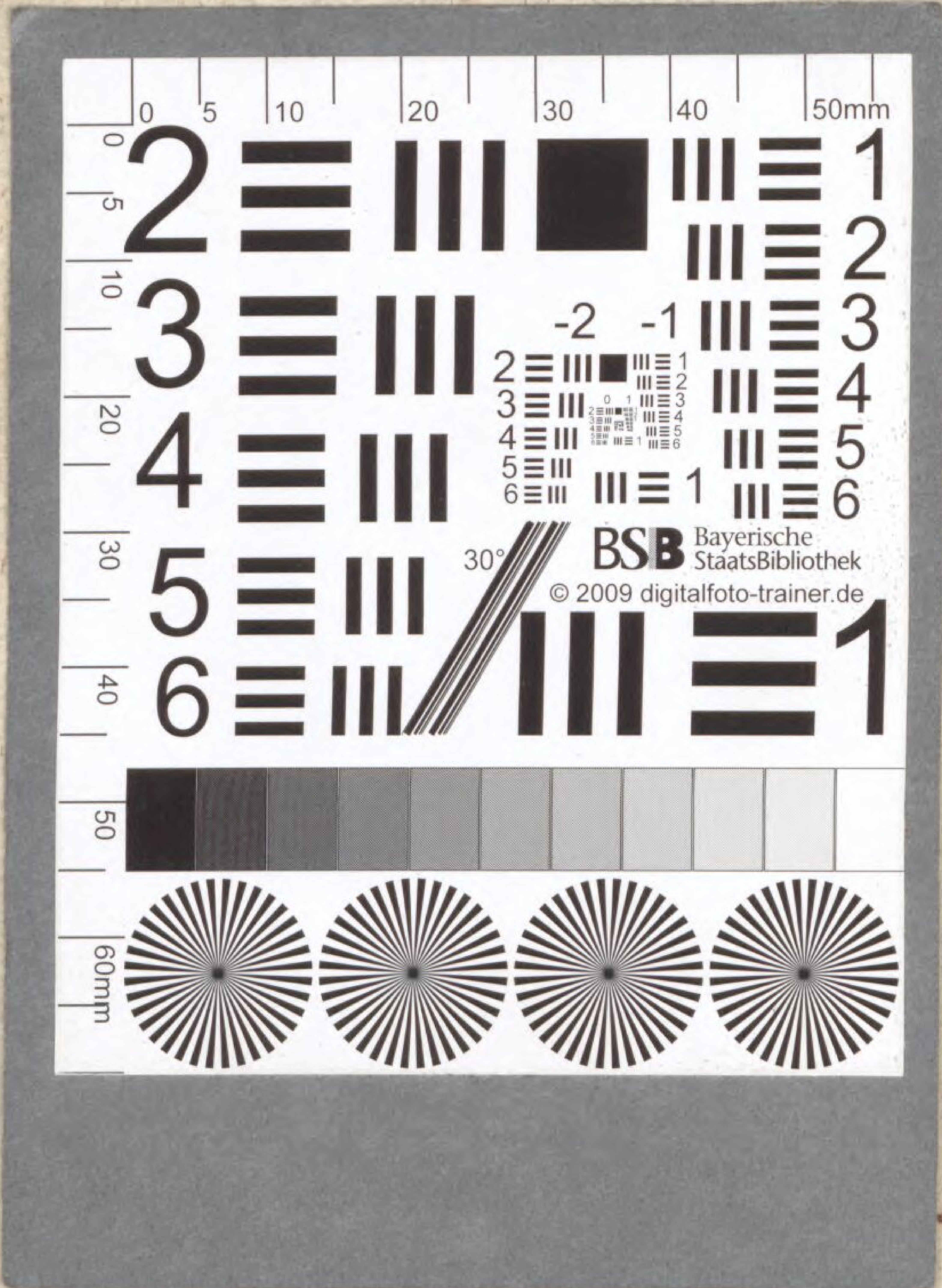
Nun waren diejenigen, die so lange die Geißel des Unglücks empfunden hatten, wieder ganz vollkommen glücklich. — Ritter Raymund Warren und seine Gattinn wohnten in ihrer Burg Netley, und zeigten dort alle Pracht, und alle Gastfreyheit, die zum Charakter jenes Zeitalters gehörten.

Eduard und Agnes lebten mit dem Baron auf seinem Schlosse; und der ehrliche Gilbert, und die treue Franciska gehörten nun mit zu ihrer Familie. — Villars, den Alter und Gram allmählig dem Grabe zugebeugt hatten, gewann noch einmal seine Gesundheit und Heiterkeit wieder, und durch sein Leben erhöhte er noch mehrere Jahre hindurch das

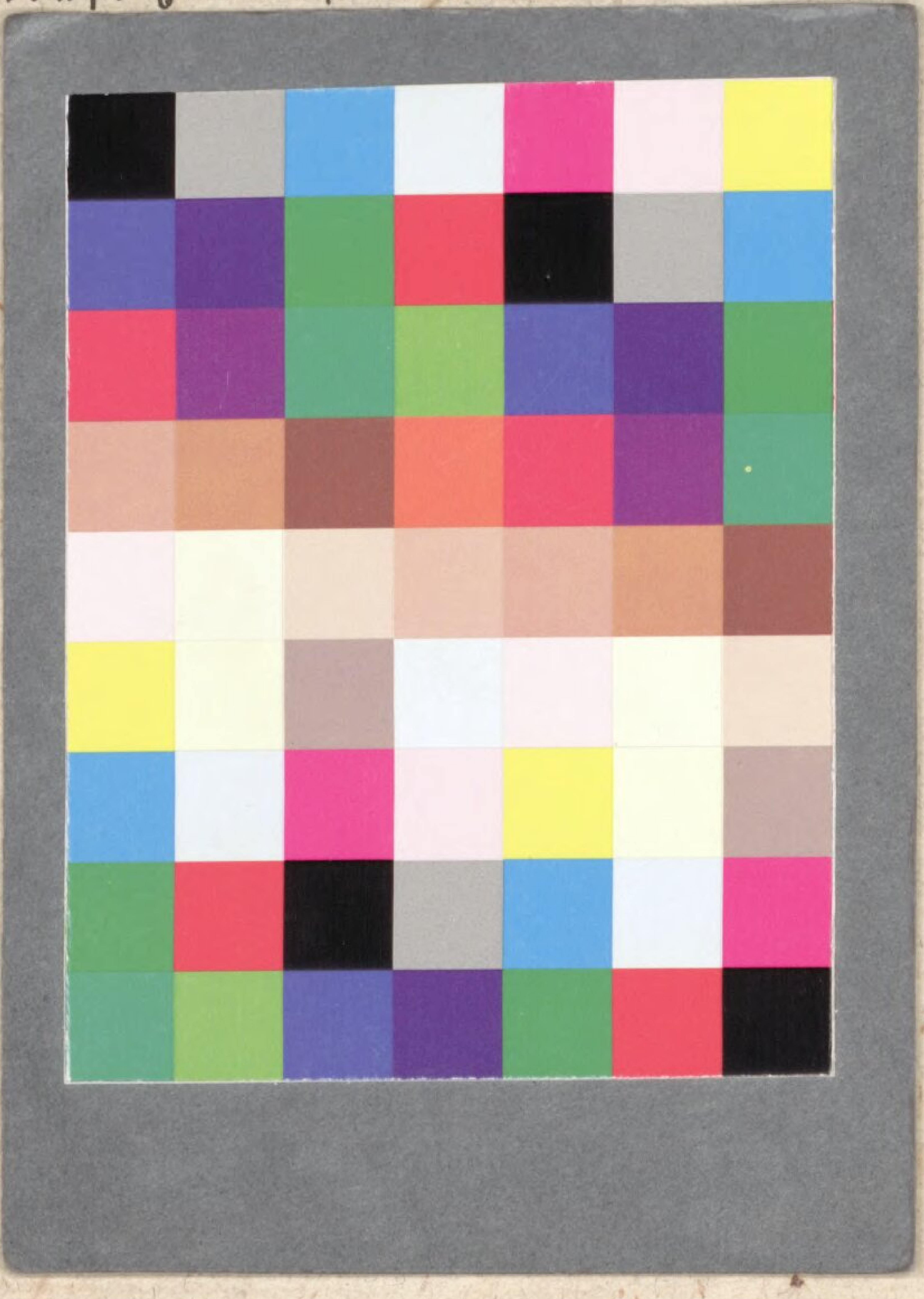
Glück seiner Familie; — einer Familie, die ihrer Nachkommenschaft diese heiligen Wahrheiten hinterließ: daß kein Unglück, worin verfolgte Tugend gestürzt werden mag, groß genug ist, um verzweifeln zu dürfen; und daß keine Höhe, zu welcher verhärtetes Laster empor gehoben werden mag, hoch und sicher genug ist, um die Furcht vor Fall und Strafe zu entfernen. —

Ende.

Glück seiner Familie; — einer Familie, die ihrer Nachkommenschaft diese heiligen Wahrheiten hinterließ: daß kein Unglück, worin verfolgte Tugend gestürzt werden mag, groß genug ist, um verzweifeln zu dürfen; und daß keine Höhe, zu welcher verhärtetes Laster empor gehoben werden mag, hoch und sicher genug ist, um die Furcht vor Fall und Strafe zu entfernen. —



Glück seiner Familie; — einer Familie, die ihrer Nachkommenschaft diese heiligen Wahrheiten hinterließ: daß kein Unglück, worin verfolgte Tugend gestürzt werden mag, groß genug ist, um verzweifeln zu dürfen; und daß keine Höhe, zu welcher verhärtetes Laster empor gehoben werden mag, hoch und sicher genug ist, um die Furcht vor Fall und Strafe zu entfernen. —



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tieck, Ludwig

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke

Bd.: 9

Berlin und Leipzig 1799 = 1796

Rar. 4232-9/10#9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074921-7
VD18 1323501